Jugend-
Bibliothek.

Von

J. M. Hauber,
königl. bayer. Hofprediger und Hofkaplan, erzbischöfl. geistl.
Rath ꝛc. ꝛc.

Fünfter Band.

Mit einem Kupfer.

Dritte, neu bearbeitete, vermehrte Auflage.

Lindau, 1856.
Verlag von Johann Thomas Stettner.


C. Schleich sculp[t.]

Die Offenbarung.

Moralische Schilderungen

zur

Belebung

des

Edelsinnes und der Tugend.

Gesammelt und herausgegeben

von

J. M. Hauber,

königl. bayer. Hofprediger und Hofkaplan, erzbischöfl. geistl. Rath ꝛc. ꝛc.

Mit einem Kupfer.

Dritte, neu bearbeitete, vermehrte Auflage.

Lindau, 1856.

Verlag von Johann Thomas Stettner.

Inhalt.

1.

Julius der Findling.

Es war der Himmelfahrtstag Jesu Christi im Jahre 17**, als der schönste Maimorgen auf die bräutlich geschmückte Erde niedersank, welche einst in eben diesen Stunden zu trauern hatte, daß der Himmel seinen Beherrscher auf glänzenden Wolken des Frühlings zurückerhielt.

„Preis, Dank und Ehre dem Anfänger und Vollender unserer Seligkeit, der hingegangen ist zum Vater, uns Wohnungen zu bereiten, damit wir Alle einst seien, wo Er ist! Amen.“ So betete Vater Arnold, der Oberförster zu Waldenburg, indem er aus der Thür seiner einsamen Wohnung, die auf einer lieblichen Anhöhe im fürstlichen Parke stand, der nun bald aufgehenden Sonne entgegentrat.

Sein ehrwürdiges Angesicht war wie verklärt, und in seinem Auge glänzte die Thräne der Freude. Denn seit gestern hatte ihn seine geliebte Tochter Marie, welche an Rudolph, den Verwalter des vier Stunden von Waldenburg entfernten fürstlichen Lustschlosses Liebenau, verheirathet war, zum glücklichen Großvater gemacht, und heute, an dem Tage, wo Himmel und Erde Gottes Liebe, Macht und Herrlichkeit predigten, sollte das liebe Kindlein zur heiligen Taufe befördert, und sein Name in das Buch des Lebens eingetragen werden. Diesem christlichen Familienfeste wollte Vater Arnold beiwohnen; darum hatte er sich mit dem ersten Frühroth aufgemacht, und den nähern,

aber beschwerlichern Weg über den steilen Kreilshaken eingeschlagen.

In tiefes Schauen versunken, feierte er, still dankend, die Größe und Güte des Weltenschöpfers, der ihn und sein Haus bis hieher gebracht, der ihn immer an treuer Vaterhand geführt, und oft seines Herzens tiefste Wunden geheilt hatte. In seiner Seele wohnte reines, kindliches Vertrauen auf Gott, den Allgütigen, und auf Den, den der Vater einst zum Retter, Lehrer und Seligmacher für Alle, die an Ihn glauben würden, zur Erde gesendet, und wieder zu Seiner Rechten in Seiner Herrlichkeit erhöhet hatte.

„Vorwärts — Aufwärts — das ist des Christen Losungswort!“ dachte Vater Arnold, und eilte rasch in's enge Felsenthal hinein, das in vielfachen Windungen über herabgerollte Steine und durch dorniges Gesträuch mühsam aufwärts führte.

Ein dichter Nebel lag noch in dieser schauerlichen Bergkluft, und verwandelte hier die Morgendämmerung in Nacht; und so geschah es, daß Arnold, in seiner frommen Gemüthsstimmung weniger des irrsamen Felsenpfades achtend, den rechten Weg verfehlte. Er gerieth immer tiefer in die felsige Wildniß, und als sich endlich die Nebel etwas gehoben hatten und freiere Umsicht erlaubten, sah er wohl, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als auf einem schmalen, gefährlichen Pfade zur Höhe emporzuklimmen, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen.

Er stieg rasch und muthig, hoch und immer höher. Bald rauschten ihm wilde Bergwasser entgegen, seine Schritte hemmend, bald gähnte ihn ein offener Todesschlund an, bald sah er sich wieder ganz in Nebel eingehüllt; aber er ließ sich nicht abschrecken, denn er war ein geübter Bergsteiger, und besonnen und ruhig. So erreichte er endlich den wohl noch nie von einem menschlichen Fuß betretenen

Gipfel des schwarzen, kahlen Felsenberges, den die Anwohner Wetterstein nennen, und der drohend in das dem Lustschlosse Liebenau entgegengesetzte Thal herabsieht, welches jetzt des Sommers ganze Herrlichkeit schmückte, indem es von genanntem Berg vor allen rauhen Lüften geschützt und jedem Sonnenstrahl offen war.

Arnold stand oben unter den Felssplittern, die seit Jahrtausenden da liegen mochten, und suchte den bequemsten Pfad zum Herabklettern auf den minder hohen Kreilshaken zu erspähen, an dessen Fuße Liebenau lag; unter ihm schlichen einzelne Nebelwolken an dem steilen Felsensturz hin, und über ihm, in den Regionen der höchsten Klarheit, kreiste ein mächtiger Adler. Er verfolgte ihn mit seinem weit in die Ferne schauenden Jägerblick, mochte aber nicht nach ihm schießen. „Sein Nest ist wohl ganz in der Nähe," sagte er, „und ich mag ihn nicht in seinem Eigenthume befeinden." Während er dieß sagte, erblickte er auf einer Felsenplatte das Adlernest, und vor demselben, in dem die jungen Adler lärmten, eine menschliche Gestalt. „Was ist das?" rief Arnold höchlichst befremdet, „wie kommt ein Mensch in diese öde, grauenvolle Wildniß?"

Da plötzlich hörte man den Ton des Weinens, und in des Oberförsters Arme, die sich fast unwillkürlich ausbreiteten, stürzte ein Knabe von ungefähr zwei Jahren, mit zerrissenen, umherhängenden Kleidern, mit blutigen, aufgeritzten Händen und Füßen, aber schön wie ein Engel.

Vater Arnold stand starr vor Erstaunen, maß die Felsenhöhe, die Klippe, das Adlernest, das jenseitige Thal, und er drückte das Kind, das jetzt nicht mehr weinte, an seine Brust. — „Um Gotteswillen," rief er endlich, „wer hat dich hieher gebracht, du armes Kind?" Aber das Kind konnte nur unverständliche Worte stammeln. Es zeigte in's Thal hinab, dann in die Wolken hinauf und

auf's Adlernest hin, und Arnold setzte endlich so viel zusammen, daß der große Raubvogel das Kind aus dem Thale entführt und zu seinen Jungen gebracht haben müsse.

Er entschloß sich kurz, warf seine Flinte hin, damit, wenn er im Herabsteigen fiele, das Kind nicht beschädiget würde, lud es auf den Rücken, und eilte, den Fels herabzuklimmen, ehe der Räuber zurück in seine Burg käme. Vorsichtig wagte er den beschwerlichen Gang, während das Kind von selbst an seinem Halse sich festhielt, und so stieg er, nicht ohne große Mühe und Gefahr, von der andern Seite in's Thal hinab.

In Liebenau ward der sehnlichst erwartete Vater nebst seinem kleinen Findling mit offenen Armen empfangen. Hier und in den umliegenden Ortschaften wurden nun sofort des Knaben wegen Erkundigungen eingezogen, die aber sämmtlich fruchtlos blieben, und da Arnold demnach sah, daß der Knabe ihm bleiben werde, und dieser so freundlich ihn anlächelte, und noch fester sich an ihn anschmiegte, als er seine Wunden gewaschen und ihn mit Speise und Trank erquickt hatte; so dachte er: Gott habe ihn eigens zur Rettung des Kindes auf den sonst unzugänglichen Felsen gesendet, und es ihn finden lassen, daß er sich seiner annehmen solle.

Indessen sollte das neugeborne Kind in das Gotteshaus zum Empfang der heiligen Taufe getragen werden. Was war natürlicher vom glücklichen Großvater, da er seine Enkelin auf den Armen hielt, als die Frage: „Wie soll das Kindlein heißen?"

„Ich denke," antwortete Rudolph, „wir nennen es, nach seiner Mutter, Marie, und zum Andenken des feierlichen Tages, an dem es der heiligen Christengemeinde einverleibt ward, sowie zur beständigen Mahnung, daß unsere wahre Heimath dort im Himmel ist, Cölestine."

„Sie haben Recht, lieber Sohn, und ich freue mich Ihrer sinnigen Wahl!“ rief Vater Arnold. „So kommt, Kinder, und laßt uns den heiligen Festgang beginnen!“

Still und feierlich kam der fromme Verein aus dem Gotteshause zurück, und legte Marie Cölestine in die Arme der hochbeglückten Mutter. Froh und glücklich, in geräuschloser Freude, blieb man beisammen, und feierte das rührende Familienfest. Am andern Morgen kehrte dann Vater Arnold zu Wagen auf bequemem Fahrwege in seine Wohnung zurück, und übergab hier den Findling seiner braven Gattin mit den Worten: „Sieh', liebe Mutter, für unsern seligen Heinrich hat uns der gute Gott einen andern Sohn bescheert!“

Alles, was der Junge, der bei liebevollster Pflege herrlich gedieh, von sich wußte, war, daß er Julius heiße, und so gab man ihm den Namen Horst dazu, weil Arnold ihn da gefunden hatte, wo der Steinadler und Lämmergeier horstet. Auf seiner Brust hing, als man ihn fand, ein Kreuz, von Gold und Ebenholz künstlich gearbeitet, in welches ein Name eingegraben war, dessen verzogene Schrift Niemand entziffern konnte. Es fragte übrigens kein Mensch nach dem Knaben, und Arnold und seine Margarethe erzogen ihn, wie ein eigenes Kind, fromm, redlich, wacker zu allem Guten.

Als die Zeit herangekommen, wo Julius für einen festen Lebensberuf sich entscheiden sollte, wollte er den Stand seines von ihm auf's Heißeste geliebten Pflegevaters ergreifen; aber der verständige Arnold wußte zu gut, daß des Jünglings Seele für diesen Stand viel zu weich, dabei aber voll schöner und hoher Anlagen war, und er achtete es für seine heilige Pflicht, letzteren jede mögliche Gelegenheit zur tüchtigen Ausbildung zu verschaffen. So schickte er denn Julius auf eine benachbarte Studien-

anstalt, und späterhin, als fort und fort die besten Zeugnisse der Lehrer eingegangen waren, auf die Universität, wo er mit Studium der Rechte, dann mit Physik, Sprachenkunde und Kameralwissenschaft sich beschäftigte. Auch besorgte er seit einigen Jahren schon Vieles für Arnold, und er besorgte Alles mit Fleiß und Verstand, mit Eifer und Klugheit.

In Waldenburg hatte in der Zwischenzeit, gerade an Cölestinens achtzehntem Geburtstage, der Tod das so innige eheliche Band gelöst, und die fromme Mutter Margarethe heimgeholt in die himmlischen Wohnungen. Tief fühlte Vater Arnold den Verlust einer Gattin, die ihm so lange Jahre treu und liebend zur Seite gestanden, aber er murrte nicht und zagte nicht, sondern sah getrost nach Oben, denn er hatte in der Schule Christi schon früh gelernt entsagen und glauben, hinopfern und vertrauen, dulden und erwarten.

Nun hing sein Herz hienieden nur noch an seiner Marie, an Cölestinen, an Rudolph und Julius, welche er sein Kleeblatt nannte. So oft als möglich besuchte er die theure Familie in Liebenau, und sie hinwiederum mußte den Todestag seiner treuen Margarethe auf dem einsamen Waldenburg feiern.

„Den Ruhenden unter dem Grase!" wiederholte Alles feierlich und leise, als Vater Arnold im folgenden Jahre am heiligen Himmelfahrtsfeste, so sprechend, den Becher hob, und aus Mariens Augen stürzten die hellen Thränen in den Becher, den sie zu leeren im Begriff stand, denn sie gedachte der guten seligen Mutter.

Da kam Cölestine, nahm, mit unwiderstehlicher Liebe sie anblickend, sanft den Becher aus ihrer Hand, und eilte hin zum Grabhügel der geliebten Verstorbenen. Hier goß sie den duftenden Wein auf die grünende Erde,

und eine Rosenkrone von den blonden Locken nehmend — denn Mariens Liebe hatte sie heute, an ihrem Namensfeste, mit allen Knospen des Gartens bekränzt — legte sie auch diese opfernd hier nieder.

Die traute Gesellschaft, die ihr ahnend nachgegangen war, schwieg — ein feierliches, süßes Ahnen erhob alle Anwesenden, und es war, als hätte der Engel der Unsterblichkeit das Grab mit Blüten einer bessern Welt geschmückt.

„Cölestine!" sprach endlich Vater Arnold, „ja, du bewährst deine himmlische Abkunft — du tröstest! Und ich," setzte er gerührt hinzu, „ich segne dich — segne dich mit aller Fülle des Vatersegens, den ich von Gott erflehen kann; denn mir will's Abend werden, und der Tag hat sich geneiget!"

Alle weinten. Cölestine sank, tief ergriffen, vor dem Greise auf ihre Knie, und er legte segnend beide Hände auf ihr Haupt. Da plötzlich sprang ein Jüngling im Reisekleide aus dem Grün der Waldbäume hervor, in des Greises Arme. „O mein Vater," rief er, „haben Sie nur einen Segen? Segnen Sie mich, den Verlassenen, doch auch!" Und er glitt neben Cölestinen nieder. „Julius!" rief der ganze Kreis; und Alle drängten sich freudig um die rührende Gruppe.

„Julius," sprach der Greis erheitert, „auch dich segne ich, denn du bist ja auch mein Sohn, mein lieber Sohn! Aber sage mir, Julius, wo kommst du her, so eilig, so überraschend? Meilenweit glaubte ich dich, und du warst mir so nahe, wie ein unverhofftes, nicht geahnetes Glück!"

„Und das bring' ich, guter Vater, das bring' ich!" rief Julius aufspringend. „Nein, Sie hofften und ahneten wohl nimmermehr, was ich bringe, und was mich so uner-

wartet hiehertreibt!" setzte er hinzu, die kleine Reisetasche auspackend, die ihm über die Schulter hing.

„Was könnte wohl das sein?" fragte Arnold gelassen, während alle Uebrigen den Jüngling neugierig umringten und mit Fragen bestürmten; denn er dachte in seinem Herzen: „Todte kann er doch nicht wieder in's Leben bringen!" Jedoch war er zu feinfühlend, es zu sagen, und viel zu zart, irgend eines Menschen Freude zu stören. Die Uebrigen aber hatten jetzt keinen andern Gedanken, als den des Glücks, das der gute Julius dem lieben Vater brächte. Dieser zog endlich ein großes, mit Gerichtssiegeln verschlossenes Paket hervor, einen eben so besiegelten offenen Schein, und legte Beides in die Hand des Vaters, die Andern mit den Worten abweisend: „Nein, nein, ihr sollt es nicht eher erfahren, als er! Zuerst soll er sich freuen, und dann noch einmal, wenn ihr die Freude von ihm erfahret. Ach," setzte er weich und gerührt hinzu, „könnte sein ganzer Lebensrest durch mich zu einem einzigen großen Freudenfeste werden!" „Theurer Bruder," sagte Marie, „du bist immer so lieb und gut!" Rudolph umarmte den bescheiden Erröthenden, und Cölestine dankte ihm mit einer Thräne, indem sich ihr Blick zum Himmel wandte.

„Guter Gott," rief jetzt der Greis, der unterdeß die Siegel gelöst hatte, „das hätte ich freilich nicht geahnet, und klänge es nicht wie Undank, so wollte ich fast sagen: es kommt zu spät für mich! — Nun, es hat nichts zu bedeuten, ich habe ja Kinder, Enkel, fortblühend, aufknospend — und Gott weiß am besten, warum erst jetzt — warum meine Margarethe diese Freude nicht erlebt hat!" Thränen tropften ihm von der Wange. „Kinder," fuhr er dann gefaßter fort, da die Erwartungsvollen selbst zu gerührt waren, ihn zu unterbrechen, „ihr habt doch von eurer

Mutter verstorbenem Bruder, der von Holland aus nach Philadelphia ging und dort ein reicher Mann ward, erzählen hören?"

„Was sollten wir nicht!" antwortete Marie. „Wie oft hat unsere liebe selige Mutter darüber geweint, daß sie ihn nun nie wieder sehen sollte!" „Wie oft über ihn geklagt," setzte Rudolph hinzu, „daß er so das ferne, ungewisse Glück herausgefordert, und dem nahen, gewissen entsagt hatte!"

„Er mag wohl auch bisweilen diese Vorwürfe und dieses Sehnen empfunden haben!" sagte der Greis. „Doch es ist nun versöhnt und gestillt; hier ist die Nachricht seines Todes. Und da er kinderlos verstorben, setzte er erst seine einzige Schwester, und im Fall, dem traurigen Fall," betonte Arnold gerührter, „daß ich mein theures Weib überlebt haben sollte, mich zum Erben aller seiner Besitzungen und Reichthümer in Pennsylvanien ein. Was Julius mir heute bringt, ist dessen aus Holland eingegangenes, obrigkeitlich beglaubigtes Testament."

Die nächste Empfindung war Freude über die Aussicht auf solch' ansehnlichen Zuwachs irdischer Güter; doch Rudolph, immer besonnen und ruhig, nahm dem Vater die Papiere aus der Hand, las und sagte: „Ja, ja! — Aber — ihr wißt, ein Aber ist immer bei allem irdischen Glück und zeitlicher Freude! — Da steht mit deutlichen Worten: daß der Vater, oder eines seiner Kinder, oder ein von ihm gehörig Bevollmächtigter hinreisen, und das Erbe an Ort und Stelle in Empfang nehmen muß, widrigenfalls solches — da steht die Bedingung, seht! — dem Staatsschatze anheimfallen soll!"

Es erfolgte eine allgemeine Pause, dann sagte Vater Arnold mit ruhigem Lächeln: „Mir geht's wohl wie jenem Hahn in der Fabel des Aesop, der mir schon beim

ABC so viel Freude machte. Dieser fand nach langem Scharren einen Diamant, den er nicht essen konnte; ein Gerstenkorn wäre ihm wohl lieber gewesen. — Nun, Gott sei Dank! gescharrt und gesucht, wie er, hab' ich nicht, und hungrig bin ich auch nicht; der Vater im Himmel hat mich und euch immer satt gemacht, auch ohne den Diamant! — Wie wär's, wenn wir es machten wie der Hahn, und — ließen ihn liegen?"

„Liegen lassen? Das," meinte Marie, „wäre doch etwas undankbar gegen den großmüthigen Geber; es ist doch immer eine halbe Million, die uns von Gott und Rechtswegen gehört!"

„Wollt ihr mich denn aber deßhalb, drei Schritte vom Grabe, nach Pennsylvanien schicken?" fragte lächelnd, wie zuvor, Vater Arnold.

„Nein, nein!" rief die gefühlvolle Marie, die nur ihrer Cölestine willen diese Zwischenrede gethan hatte. „Nein, um Peru's Gold und Indien's Schätze möchte ich mir keinen Pulsschlag weniger oder unruhiger an Ihrem Leben denken, mein guter Vater! Sie dürfen nicht aus unserer Mitte, und sollte Keines von uns Allen einen Heller von der ganzen Erbschaft sehen!"

„Oder willst du hin, gute Marie, oder soll Rudolph —?"

„Gott behüte und bewahre!" rief Marie, und schlang ängstlich die Arme um ihren Mann, als wollte er schon die Schiffsleiter besteigen, um die weite gefahrvolle Reise nach dem Erbe anzutreten.

„So schicken Sie einen Bevollmächtigten, lieber Vater!" sagte Julius.

„Wo find' ich wohl den, guter Julius?" antwortete der Greis. „Wer soll so groß oder so klein denken, entweder weil er mir und gerade mir Alles aufopfern wollte,

oder weil er Nichts mehr zu verlieren hätte im Vaterlande, also aus Großmuth oder aus Eigennutz, zu diesem gewagten Spiele sich herzugeben? Und fände ich wirklich Einen, wo mich der Gedanke: „er ist kein Miethling, kein Abenteurer, kein Selbstsüchtiger," nicht abschreckte; möchte ich wohl einen rechtschaffenen Mann von seinem Vaterherde, von seiner Bestimmung, von seinen Eltern, Geschwistern und Freunden losreißen, und meinetwillen in die weite, ungewisse Ferne stoßen? — möchtet ihr den vielleicht mit seinem Tode errungenen Reichthum? — — Und gesetzt auch, das Meer forderte ihn nicht zur Beute, und kein Pfeil der Wilden verletzte, kein Korsar fesselte, keine giftige Krankheit erreichte ihn — denn der Arm des Allmächtigen kann überall die Seinen schützen, sei es auf stürmischem Gewässer, oder in der brennenden Sandwüste Lybiens, kann sie schützen, wie den Daniel in der Löwengrube und die Männer im Feuerofen, wie den Joseph in der Cisterne, worein die Brüder ihn warfen, und den Isaak auf dem Holzstoß, auf den der Vater ihn band — gesetzt, er käme wohlbehalten zurück aus allen Gefahren, es wäre ihm auch gelungen, den Fallgruben der Chikane, den Foltern des Herkommens und der oft so verwickelten gesetzlichen Einrichtungen, welche bei Erbschaften in fremden Ländern gar vielfach in Anwendung kommen, glücklich zu entgehen — er käme zurück, wie ein Herkules nach seinen vierzig Arbeiten, glücklich und wohlbehalten; sagt: wie und womit wolltet ihr den Helden belohnen?"

Eine abermalige Stille entstand, und der Greis fuhr fort mit jugendlicher Lebhaftigkeit, die ihm zu den Silberlocken so schön ließ: „O, und wenn er nun wiederkäme, und ihr Alle so arm, so geringfügig vor ihm stehen müßtet, und er, mit der Lorbeerkrone um den Scheitel, wie ein beglückender Erdengott, wie ein Gebieter mit seinem

königlichen Muthe vor euch stünde; sagt, wie würde euch da um's Herz sein? — Wie und womit könntet ihr es wagen wollen, ihn zu belohnen? mit Goldstaub, mit Juwelen?"

„Ich denke, mein Vater," sagte Marie, „mit etwas Besserem: mit dem schönen Gefühle, eine ganze Familie glücklich gemacht zu haben — mit den Thränen unsers Dankes, unseres Entzückens!"

„Nun ja, Marie! ich will das gern für seinen größten Lohn erklären, wie du; aber wenn auch — willst du mir die Laterne des Diogenes anzünden, daß ich umhergehe, und dieses edle, große, genügsame Menschenkind suche, das wir jetzt brauchen?"

„O, Sie haben dieß nicht nöthig, lieber Vater," rief Julius, „dieses Menschenkind ist bereits gefunden! Und hier ist es, hier zu Ihren Füßen, Ihr Julius, Ihr ewig dankbarer, hochverpflichteter Julius, den Sie ja auch Ihren Sohn nennen, der Ihnen Alles — Alles schuldig ist, das Leben des Leibes und der Seele. Er bittet, er beschwört Sie," fuhr er fort, mit der schönen Begeisterung eines höher steigenden Gefühls, „ihn zu Ihrem Bevollmächtigten in dieser Sache zu machen, deren Besorgung er als Entrichtung einer heiligen Schuld, als Erfüllung eines frommen Gelübdes betrachten wird!"

Fast erschrocken sah der Greis auf den Jüngling, der seine Hände an's Herz drückte, und mit seelenvollen Blicken an ihm emporsah. „Wie, mein Julius, du — du wolltest — du könntest —? Hast du denn gehört, was ich eben gesagt habe? — Hast du schon überlegt, was dich deine dankbare Seele zu unternehmen veranlaßt? — Weißt du auch, was du thust?"

„Alles, Alles weiß ich, lieber, frommer Vater! Ehe ich zu Ihnen kam, stand das Alles, wie es kommen sollte,

vor meinen Augen! — Und hab' ich nicht immer hinausgewollt in die weite, große, freie Welt, aus der Sie mich aufgriffen und an Ihr Herz zogen?" Er richtete sich auf. Edel stand er da, wie ein Mann, der zur Bringung eines großen Opfers vor dem Allmächtigen sein unwiderrufliches: „Ich will!" auszusprechen im Begriffe steht, und mit leuchtenden Blicken setzte er hinzu: „Ich — ich bin Ihr Bevollmächtigter zur Reise nach Pennsylvanien! Diese Vollmacht hat mir Gott ausgefertigt, als Er Sie zu mir, mich zu Ihnen führte! — Erst jetzt weiß ich, warum ich da bin, weßhalb ich lebe, erst jetzt hat mein Leben Gehalt, und mein Geschick Bestimmung. Um mich weint weder Vater noch Mutter, mich bedauert keine Schwester, mir folgt keine Thräne des Schmerzens; aber Ihr Segen begleitet mich, und das Gebet dieser frommen Familie, und der Engel, der den Verlassenen zu Ihnen führte! — Ja, Gott Selbst hat mir dieß Geschäft zuerkannt, und so reise ich in meinem höchsten, schönsten Berufe, mit vollem Vertrauen auf Seinen Schutz, aus dankbarem, aufrichtigen Herzen, und mit hohem, freudigen, unerschütterlichen Muthe!"

Da weinten Alle, und sie schlossen den Jüngling an die bewegten Herzen, die jetzt eine reinere Empfindung erfüllte, als die Liebe zum Reichthum — diejenige, wie viel ein Mensch dem andern werden kann, und wie Wohlthun so reiche Zinsen trage! Der Greis sah mit beredten Blicken zu Gott empor, und küßte das begeisterte Auge des Jünglings, und was er sprach, war ein neuer Segen. Dann nahm er seine Mütze ab, faltete die Hände, und sprach mit frommer Rührung: „Herr, Deine Wege sind lauter Güte und Wahrheit! Wohl Allen, die auf Dich trauen!"

Von diesem Augenblicke an hatte kein anderer Gedanke in dieser Familie Raum, als Julius' Abreise.

Der Vater besorgte die Vollmachten, die Legitimationen und Wechsel zur Reise; Rudolph schrieb die Erfahrungen, welche ihm seine vielen Reisen verschafft hatten, für den geliebten Jüngling nieder, und Marie und Cölestine nähten Wäsche für ihn, als wollten sie ihn ausstatten für alle Zeiten.

„Ihr kommt mir nicht anders vor,“ sagte Vater Arnold lächelnd, wenn er das Treiben seiner Lieben sah, „wie die Alten, die ihren Todten ein Stück Geld mitgaben, um dem Charon die Ueberfahrt zu bezahlen. Laßt ihn doch gewähren, ich bitte euch; gebt ihm das Nothwendigste mit, und nicht eine ganze Schiffsladung. Euern Segen gebt ihm, euer Gebet; und wenn er wiederkommt, und ich lange schon auf der großen Reise bin, von der noch Niemand zurückkehrte, so gebt ihm, was er verdient, schon jetzt durch seinen Eifer und guten Willen verdient — Kindestheil!“

„Er war ja immer mein lieber, guter Bruder!“ sagte Marie mit Innigkeit, und reichte Julius die Hand. „Und der meinige auch!“ setzte Rudolph hinzu und umarmte ihn.

Endlich war er angebrochen der herbe Tag des Abschieds. Alles fühlte sich tief bewegt. Namentlich war Vater Arnold voll hoher, feierlicher Rührung. Er wußte, daß er seinen Julius nur jenseits wiederzusehen hoffen durfte, und so drückte er ihn noch inniger an seine Brust, heiß ihn segnend, wie auf dem Sterbebette.

„Geh' mit Gott!“ sprach er sanft. „Licht und Wahrheit seien deine Führer, und dein steter Begleiter der Muth! Einst werden wir wieder zusammenkommen; denn der Mensch soll leben, Gutes thun, und dann heimgehen in die Freude seines Herrn. — Mir sind die Tage meiner Wallfahrt zugezählt, und nahe ist die Zeit meines Welkens; laß mich fortleben in deinen Handlungen und in

deinem Herzen, und ich werde, wenn das Irdische vom Himmlischen sich scheidet, mit einer reichen Hoffnung mehr aus dem Leben gehen!"

Der ehrwürdige Greis hatte wahr gesprochen! Julius, der in Hamburg sich einschiffte, trieb noch auf offenem Meere, als der Engel des Todes, sanft und freundlich, zu Vater Arnold trat, und den frommen, treuen Knecht zur Freude des Himmels abrief. Zuvor aber war ihm noch eine große Freude beschieden; er sollte noch die Mutter seines Julius kennen lernen.

Spät an einem trüben Frühlingsabend klopfte an Verwalter Rudolph's Wohnung noch der Wirth des nahgelegenen Dörfleins, und bat, ob er nicht eine kranke Dame aufnehmen möchte, die so eben bei ihm abgestiegen sei, aber wegen der in seinem Hause fortwährend herrschenden Unruhe dort die nöthige Erholung nicht finden könne. Rudolph und Marie ließen sich mit aller Menschenliebe und Gastfreundlichkeit bereit finden, und sorgten dann auch so viel möglich für die Bequemlichkeit der Fremden. Bei so liebreicher und freundlicher Pflege hatte sich die arme Leidende bald wieder erholt, und befand sich nach zwei Tagen so wohl, daß sie entschlossen war, am folgenden Morgen ihre Reise fortzusetzen.

Im Zimmer Mariens, wo die zwei guten Seelen, gleich Schwestern, sich traulich unterhielten, fesselte unter mehreren Handzeichnungen, womit Rudolph's kunstfertige Hand die Wände geziert hatte, vorzüglich eine, auf welcher Julius, als Kind vom Adler auf den Felsen getragen, dargestellt war, ihre ganze Aufmerksamkeit; sie sank in tiefes Sinnen, bis endlich ein Strom von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft machte.

„Woher, meine Freundin," fragte sie dann in höchster

Aufregung, „woher dieses Bild? Und ist das, was es vorstellt, nur ein Gebilde der Phantasie oder ist's Wirklichkeit?"

„Wirklichkeit, meine Liebe, und die Geschichte unsers Julius."

„Julius — o barmherziger Gott! — Sagen, erklären Sie! — O mein Julius!" —

Und der war es auch. Natalie, so hieß Julius' Mutter, flüchtete in der blutigen Schreckenszeit, wo es Verbrechen geworden, edel, rechtschaffen, fromm und — reich zu sein, unter tausend Gefahren aus Frankreich. Sie hatte von ihrem Gemahl, der bald nach des Knaben Geburt durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde ihr entrissen worden war, nicht unbedeutende Güter geerbt; bei ihrer eiligen Flucht konnte sie jedoch nur so viel retten, daß sie nothdürftig vor Mangel geschützt war. „Ich floh," erzählte die Fremde weiter, „nach der Schweiz, und weil ich mich auch hier nicht sicher glaubte, nach Tirol, um, in irgend einem einsamen Thale, verborgen nur meinem Gram und — meinem Julius zu leben. Wenige Stunden von hier, jenseit dieses Berges, in einem lieblichen, vom Himmel reich gesegneten Thale, fand ich endlich ein Unterkommen im Hause eines Pächters. Julius, zwei und ein halbes Jahr alt, der einzige Trost in meinem Unglück, spielte so gerne unter den Blumen dieses gesegneten Erdwinkels. Dort verließ ich ihn einst — ach, warum blieb ich nicht bei ihm, wie sonst immer?! — auf einen Augenblick, um ihm Früchte zu holen, und als ich zurückkam — gerechter Gott, höre ich ihn schreien, sehe ihn — in den Klauen eines Raubvogels, hoch über mir in den Lüften schweben — verschwinden! — Ich sinke nieder, mein Herz steht still, mein Blick ist erloschen. Als mein Bewußtsein wiederkehrte, erfüllte ich das Thal mit dem Schmerzens-

schrei der Verzweiflung. Theilnehmend boten der Pächter, sowie die übrigen Bewohner, Alles auf, mir mein Kind wiederzugeben. Bis in die Nacht wurden Klippen und Felsen durchstreift, aber vergebens — nirgends eine Spur von meinem Julius. — Es litt mich nun nicht länger in einer Gegend, wo ich mein Theuerstes verloren hatte. Zwanzig Jahre brachte ich weit von hier bei guten Menschen zu. Jetzt, wo ich im Begriff bin, in das ruhig gewordene Vaterland zurückzukehren, traf mein Weg wieder über hier. Ach, es stand der Schreckenstag von ehedem wieder so lebhaft vor meiner Seele! Die schmerzliche Erinnerung ergriff mich so gewaltig, daß ich plötzlich unwohl wurde. Da führte der Allliebende mich hieher zu dir in dieses Haus des Segens — auf die Spur Dessen, durch den allein das Leben wieder Reiz für mich gewinnen könnte. — O sprich: was ist mit jenem Bilde? ist es mein Kind, das es vorstellt? — Gewiß, mir sagt's mein Herz, es ist Julius, mit dem der unselige Räuber dort in die Felsklippen entflieht — —"

„Ja, Natalie, glückliche Mutter!" fiel Marie ein. „Gott ist groß, und allmächtig und erbarmend! Ja, theure Freundin, es ist Julius. Der Adler trug, von des Kindes Engel geleitet, unsern Julius über Klippen und Abgründe in seinen Horst, und dort fand ihn mein Vater, brachte ihn an das liebende Herz einer frommen Mutter, in den Schooß unserer Familie. Hier, Natalie, hier ist Julius erzogen, und der herrlichste Jüngling geworden, und — mein Bruder!"

Da war's, als fiele der Schleier jahrelangen Tiefsinns von Nataliens Seele. Sie hob die verklärten Augen zum Himmel, und zum ersten Mal seit zwanzig Jahren zuckte ein sanftes Lächeln um ihren Mund. Und die beiden Schwesterseelen fielen einander in die Arme, und

feierten Gottes wunderbare Führungen und die Wonne des Wiederfindens.

„Aber wo, wo ist er?" fragte jetzt Natalie, sich von der Brust der Freundin aufrichtend. „Werde ich den Jüngling, ehe ich scheide, noch an mein Herz drücken, das um seinetwillen so viel gelitten hat?"

Da ergriff es die gefühlvolle Marie auf einmal mit stummer Angst. Doch bald sammelte sie sich wieder im gläubigen Aufblicke zum Allgütigen, der Vater ist. „Sorge nicht!" sagte sie dann gefaßt. „Er ist in Gottes Hand. Der ihn dem Adler anbefahl, und an das Herz der trefflichsten Menschen legte; der wird ihn auch über's Meer tragen, und einst glücklich in unsere Arme zurückbringen!"

Und nun erzählte sie Natalien die Veranlassung von Julius' Reise, schilderte ihr seinen edlen Charakter, seine Kenntnisse und seine Liebenswürdigkeit.

„Gott ist gnädig — ich werde ihn wiedersehen!" sagte Natalie, christlich gefaßt. Das Amen versiegelte die fromme Marie mit einer herzlichen Umarmung.

Es wurde jetzt mit Rudolph beschlossen, Vater Arnold mit der Mutter seines geliebten Pfleglings zu überraschen; und die Ueberraschung war auch eine große und freudige. Die Anwesenheit Nataliens versüßte sanft die letzten Tage des ehrwürdigen Greises. Natalie blieb bei ihm bis zu seinem Tode, dann zog sie zu Marien nach Liebenau, harrend in gläubigem Vertrauen der Wiederkehr ihres theuern Kindes, im Voraus empfindend die Wonne einer glücklichen Mutter.

Unterdeß hatte Julius an Bord des Schiffes einen sehr lieben Reisegefährten kennen gelernt, dessen Umgang ihm die einförmige, von widrigen Winden aufgehaltene Seereise recht angenehm machte. Es war dieß Pater Augustin, ein ehrwürdiger Ordensgeistlicher, der als

Missionär eine wiederholte Reise nach Labrador zu machen im Begriff stand. Diese Bekanntschaft sollte von wichtigen Folgen für die Zukunft sein.

Pater Augustin, der feine Menschenkenner, welcher den jungen, einnehmenden Mann gleichfalls sehr lieb gewonnen, trug kein Bedenken, ihn seines Vertrauens und seiner ganzen Freundschaft zu würdigen. Er theilte ihm, was unsern jungen Freund sehr interessirte, Vieles von den Ländern mit, die er als Missionär bereist hatte, namentlich von dem in der unfruchtbarsten Gegend Amerika's am Nordpol gelegenen Erdstriche, wohin ihn der glühende Eifer, Christus und Seiner beseligenden Lehre Jünger zu gewinnen, rief, und wo er bereits fünf Jahre unter den Eskimos für diese heilige Angelegenheit gearbeitet hatte.

„Dort," sagte er, „findet sich kein Reiz des südlichen Amerika, die so freigebigen Spenden der Natur, welche jene glücklichen Gefilde auszeichnen, sind dort nicht anzutreffen — keine schattende Palme, kein nährender Pisang, keine Brodfrucht, kein Mais, keine Kokosnuß, ja nicht einmal die letzte Sorte Getreide. Eine ewige, furchtbare Kälte mahnt an die Nähe des Nordpols, und nur das treffliche Pelzwerk der auf der Jagd erlegten Thiere schützt die wenigen Einwohner, die Eskimos. Diese sind auch nur Jäger und Fischer. Denn ihre einzige Speise liefern ihnen die Thiere, die sie fischen und jagen, und zugleich verfertigen sie aus deren Fellen und Eingeweiden ihre nothdürftige Kleidung, ihre Zelte u. dgl. Sie sind große Feinde aller Neuerungen, und es kostete unsägliche Mühe, ehe wir von ihnen geduldet wurden; ja mehr als einmal war unser Leben in Gefahr, bis sie zur Ueberzeugung gelangten, daß wir es gut mit ihnen meinen. Jetzt aber, wo wir in ihrer Gunst bedeutende Fortschritte gemacht und Viele für das Christenthum gewonnen haben, geht es besser.

Ich war vor Kurzem nach Europa zurückgekehrt, um unsern Vorstehern über jene gesegneten Fortschritte Bericht abzustatten. Nun kehre ich auf meinen mir so theuern Posten zurück, und bringe zugleich Alles, was diesen armen, rohen Naturkindern nothwendig ist, mit, namentlich noch mehrere Arbeiter für diesen apostolischen Beruf, auf daß das Werk des Heilandes desto erfolgreicher befördert werde."

Julius fühlte hohe Bewunderung für diesen, den Aposteln des Herrn so ähnlichen, Gesandten des Christenthums; er war ihm mehr, als der nach dem irdischen, blutbefleckten Lorbeer ringende Held, als der hochfahrende Eroberer! Denn diesen leitet Ruhmsucht, Ehrgeiz, Stolz, Eigennutz und wie die Triebfedern der Menschengröße heißen; jenen die reine Liebe Gottes und des Menschen, anspruchlose Demuth, engelgleiche Geduld. In Pater Augustin hatte er zugleich den Freund seines Herzens, den erfahrensten, weisesten Rathgeber für seine fernere Reise gefunden.

Die erste Nachricht, die unser Julius bei seiner endlich glücklich erfolgten Ankunft in Philadelphia empfing, in eben dem Augenblicke empfing, als seine Seele, noch traurig über die Trennung vom frommen Pater Augustin, tiefer die Fremdheit und Leere empfand, die ihn überall umgab, war — die Todespost seines Wohlthäters.

Vater Arnold war ihm Alles gewesen, hatte ihm den Versorger, Erzieher, Freund und Vater so treu ersetzt. Darum traf ihn auch die Nachricht seines Todes wie ein Donnerschlag. Lange konnte er sich gar nicht fassen, bis endlich nach heißem Gebete ihm Stärkung von Oben kam. Er weihte dem Andenken des Redlichen die Thränen inniger Liebe und Dankbarkeit, und faßte den festen Entschluß, durch treue Befolgung seiner Lehren ihm ein würdiges Denkmal in seinem Herzen zu setzen.

Dem Briefe war noch ein zweiter beigelegt, mit der Aufschrift: „An meinen Julius, von seiner Mutter.“

„Von meiner Mutter!“ schrie Julius laut auf, indem er den Brief mit beiden Händen an seine Lippen drückte. „Von meiner Mutter! Gott, Du Allgütiger, also willst Du mich nicht als Waise hier auf Erden lassen? Du beugest und richtest auf, verwundest und heilest, und bist jederzeit Vater! Du nahmst mir meinen Erretter, und gibst mir dafür meine Mutter! O Allbarmherziger, Dein Name sei gelobet jetzt und immerdar!“

Nun erst, als sich der Sturm seiner Gefühle in etwas gelegt hatte, las er im Schreiben seiner Mutter die ganze rührende Entwickelung in Liebenau, wie sie unsere Leser bereits kennen.

Eine geliebte Mutter zu Hause wissen, die mit heißer Sehnsucht seiner Rückkehr entgegenharrt, dieser Gedanke goß neues Hoffen und Vertrauen in alle seine Adern, daß der Vater im Himmel ihm beistehen werde, seine schwierige Aufgabe gut zu vollenden, — zu vollenden auch zum Besten der geliebten, ungekannten Mutter! Mit Inbrunst erhob er im Gebet seine Seele zu Gott, und begann dann seine Geschäfte.

Der Anfang war leichter, als er geglaubt hatte: er wurde ohne Schwierigkeit als Bevollmächtigter der Familie Arnold anerkannt, das reiche Erbe Walter's in Empfang nehmen zu dürfen. Nun ging aber freilich die eigentliche Arbeit und Unruhe erst an. Walter's Besitzungen waren nicht nur sehr ansehnlich, sondern auch überall verstreut; er hatte in fast allen Staaten der Union Schuldforderungen, welche nothwendig eingezogen werden mußten. Die Berichtigung so weitläufiger Geschäfte setzte gefährliche Reisen und einen langen, kostspieligen Aufenthalt voraus, Dinge,

die geeignet waren, das unternehmendste Gemüth abzuschrecken und zu ermüden.

Der edle junge Mann fürchtete jedoch die Pfeile der Wilden, die Zähne der Schlangen und Raubthiere, den giftigen Hauch der Sümpfe, die lauernde Wuth der Krankheit, kurz die mannigfaltige Todesgefahr, die ihm bevorstand, nur in so fern, als, wenn er ihr unterläge, der Zweck seiner Reise vereitelt, die Erben seines Wohlthäters vielleicht um ihre rechtmäßigen Schätze kommen würden. Er zitterte, wenn er bedachte, was Alles auf ihm, dem Einzelnen, beruhe, und sein Leben, das ihm früher so ziemlich gleichgültig schien, hatte, seitdem er jene heiligen Verpflichtungen übernommen und nun auch ein liebendes Mutterherz für ihn in der Heimath schlug, eine ungeahnete Wichtigkeit empfangen.

Unter diesen Umständen wollte er, so viel an ihm lag, Alles thun, um sein so kostbares Leben zu erhalten und es möglichst zu schonen. Er hatte in dieser Weise bereits die ersten kleineren Touren gemacht, viele Ländereien vortheilhaft verkauft, manche bedeutende Posten eingezogen, und den Gesammtbetrag unter den üblichen Vorsichtsmaßregeln in der Bank zu Philadelphia, im Namen seiner Freunde, niedergelegt. Ueberhaupt war von ihm Alles so eingeleitet, daß, wenn trotz aller Vorsicht doch ein Unglück ihn treffen sollte, der Familie Arnold ihre Güter sowohl wie ihre Ansprüche gesichert blieben. Nachdem er dann noch zwei lange Briefe, den einen an Rudolph, den andern an seine theure Mutter, geschrieben hatte, trat er ruhigen Herzens, im festen Vertrauen auf Gottes leitende Vaterhand, mit einem der Landessprache kundigen jungen Neger, Dolglu mit Namen, den er aus der Sklaverei losgekauft und in Freiheit gesetzt hatte, seine Reise an.

Das erste Reiseziel war Baltimore. Bis hieher war

er noch immer glücklich gewesen, so vielköpfig ihm auch die Hyder des Eigennutzes und der Chikane vorgekommen war. Durch ruhige Klugheit, gewinnende Freundlichkeit und männlichen Ernst, zur rechten Zeit und am rechten Ort angewendet, hatte er alle bisherigen Geschäfte zum guten Ende gebracht. In Baltimore, wo er längere Zeit verweilen mußte, lernte er in Herrn Quent, einem jungen Kaufmanne aus Amsterdam, einen sehr rechtschaffenen, biedern Mann kennen. Als dieser nun im Begriff stand nach der Heimath zurückzukehren, und zwar Geschäfte halber über Italien und Deutschland, gab er ihm eine bedeutende Summe in Wechseln für Rudolph und Marien mit, und war froh und glücklich, einen so bedeutenden Theil der bereits erhobenen Erbschaft durch Vermittlung dieses trefflichen Mannes zustellen zu können.

Obwohl er jetzt weit größeren Gefahren in den fremden, unbekannten Ländern entgegenging, so fühlte Julius sich doch, nachdem die erste Hälfte seines Geschäftes so glücklich beendet war, frisch und fröhlich, wie der junge Vogel, der zum ersten Mal den kühnen Flug durch's Reich der Lüfte versucht. Nach Landessitte mit Trägern und Gepäck versehen, von seinem treuen, erprobten Dolglu begleitet, trat er dann die Reise in's Innere von Nordamerika an.

Ueber die sogenannten blauen Berge, den der Küste zunächst gelegenen Gebirgszug, und die Apallachen oder Alleghanigebirge, welche meist aus Sandstein bestehen, kam er nach dem Staate Ohio, dann nach Indiana, und von da nach Kentucky. Damals waren diese Staaten noch nicht so stark bevölkert und so herrlich angebaut, wie jetzt. Der Weg führte daher durch ungeheure Wälder, und dann wieder über unbebaute Flächen, wo man oft Tagelang keinen Hügel und keinen Baum zu sehen bekam, und nichts als großen Büffelherden begegnete.

Auf dieser beschwerlichen Reise hätten Julius und sein ganzes Gefolge eines Tages beinahe den Tod gefunden, wenn nicht die waltende Vorsehung ihren rettenden Engel gerade in dem Augenblicke gesendet hätte, wo Hülfe am Nöthigsten war.

In der ungebahnten Wildniß eines jener amerikanischen Urwälder wurden unsere Reisenden von einem schrecklichen Gewitter überrascht, und verirrten sich immer weiter und weiter. Langsam und nur mit größter Anstrengung bewegte sich die kleine Karavane im morastigen Erdreich vorwärts, das mit Lianen und andern kriechenden Gewächsen überzogen war, die ihre Füße wie in Netze verstrickten; mit jedem Schritte fürchteten sie in den Sümpfen zu versinken. Zahlloses Gewürm und ungeheure Fledermäuse schwirrten um sie; giftige Schlangen zischten ringsum. Mit dem Rollen des Donners vermischte sich das Gebrüll wilder und reißender Thiere. Schlag auf Schlag öffnete sich der Himmel, und erfüllte das schauerliche Dunkel des Waldes mit blendendem Lichte. Der ganze Forst neigte sich vor dem Sturme, und das Krachen der entwurzelten oder abgeknickten Bäume vermehrte die Schrecken der Natur. An manchen Stellen zündete der Blitz; mit Gedankenschnelle verbreitete sich der Brand; Säulen von Funken und Rauch strebten zu den Wolken empor, und rollten, vom Sturme getrieben, ihre Gluten weiter durch den Wald. Nachgerade versagten die müden und zum Theil verwundeten Füße den armen Verirrten ihre Dienste. Es drohte der schauerliche Tod des Erstickens. Julius hatte, ganz in Gottes Willen ergeben, bereits jedem Gedanken an Rettung entsagt. Da mit einmal, o Wunder der rettenden Allmacht! hören sie den Schall einer kleinen Glocke, und Hundegebell in der Ferne.

Von neuem Muthe belebt, eilen sie diesen hülfever-

heißenden Tönen nach, und bald sehen unsere Wanderer einen Hund auf sich zueilen, der durch sein freudiges Geheul das Glück anzukünden sucht, sie gefunden zu haben. Ihm folgt ein Mann, eine kleine Leuchte tragend, durch die Schatten des Waldes.

„Gesegnet," ruft er aus, „sei die Vorsehung! Ich suche euch schon lange; wir klingeln gewöhnlich des Nachts und bei Ungewittern mit der Glocke der Mission, die Wanderer zu rufen, und, wie unsere Brüder in den Alpen und am Libanon, haben wir unsere Hunde abgerichtet, die armen, in diesen Einsamkeiten verirrten Fremdlinge zu suchen. Dieser Hund hatte euch zu Anfang des Gewitters schon aufgespürt, und mich hieher geleitet. Gott sei gelobt in all' Seinem Thun! Groß ist Seine Barmherzigkeit, und Seine Güte ist alle Morgen neu!"

So sprach der Greis, ein ehrwürdiger Eremit, der zugleich der geistliche Hirte eines kleinen Missionsdorfes war. Barfuß, von Wasser triefend, verwundet an Händen und im Gesicht von den spitzigen Stacheln so mancher Sträuche, durch die er sich einen Weg zu den Verirrten hatte bahnen müssen, stand er da, ein Bild hehrer Menschenliebe.

„Ehrwürdiger Vater, welch ein Herz schlägt in deiner Brust, du, der nicht gefürchtet hat ein Opfer der Liebe zu werden!" rief Julius, dessen Hand an seine Lippen drückend.

„Gefürchtet?" versetzte der Eremit mit Wärme, „fürchten, wenn Menschen in Gefahr sind, und ich ihnen nützlich sein kann? Dann müßte ich wohl ein sehr unwürdiger Diener Jesu Christi sein. Was ich hier für euch thue, ist sehr wenig. Ich bin ja nur ein unwürdiges Werkzeug der göttlichen Liebe meines Herrn und Heilandes. — Fürchten? Wo lebt der Streiter, der feig genug wäre, nicht seinem

göttlichen Meister zu folgen, wenn Er, mit der Fahne des Kreuzes in der Hand und mit dem Haupte voll Blut und Wunden, zur Hülfe seiner Brüder den Pfad ihm zeigt? — Verlieret nur den Muth nicht," fuhr er dann theilnehmend fort, „meine Grotte ist ziemlich nahe hier im Gebirg; dort könnt ihr euch trocknen und wärmen. Alles, was ich habe, ist euer."

Nachdem sie eine halbe Stunde auf gefahrvollen Gebirgspfaden gewandelt waren, langte Julius mit seinen Begleitern bei der Grotte des Missionärs an. Es fand sich jedoch hier nichts, als ein geflochtener Teppich von Papayabast, ein Schlauch, um Wasser zu schöpfen, einiges hölzerne Geschirr, und auf einem Steine, der statt des Tisches diente, ein Buch und ein Kruzifix.

Der ehrwürdige, gastfreundliche Greis eilte, Feuer von trockenen Lianen anzuzünden; er zerrieb Mais zwischen zwei Steinen, und nachdem er einen Kuchen daraus geknetet, röstete er ihn unter der Asche, und setzte seinen Gästen denselben vor. Auch Julius ließ von seinen Vorräthen aufstellen, und so labte sich die ganze Gesellschaft.

Am Abende klärte sich das Wetter auf, und der Einsiedler lud Julius ein, sich mit ihm auf ein Felsstück vor der Grotte zu setzen, wo sich eine weite Aussicht über den Urwald eröffnete. Dolglu und die Träger hatten sich in der Zwischenzeit so gut wie möglich Lagerstätten bereitet, und verschliefen die Beschwerden des Tages.

Julius erzählte dem Greis den Zweck seiner Reise, und dieser versprach, morgen nach vollendetem Gottesdienste ihn bis an die Mündung des Ohio zu führen. Von diesem frommen und weisen Manne erfuhr unser Freund viel Lehrreiches über die Indianerstämme, zu denen er kommen würde, und über die Art mit ihnen umzugehen, was ihm in der Folge von größtem Nutzen war. Der Eremit machte

ihn zugleich mit seinen frühern Schicksalen bekannt, und schloß mit den Worten: „Es sind nun fast dreißig Jahre, seit ich diese Einöde bewohne, und morgen werden es zweiundzwanzig, daß ich mich bei diesem Felsen niedergelassen. Als ich die Gegend zum ersten Mal betrat, fand ich nur einige herumirrende Familien, deren Sitten wild und deren Leben sehr elend war. Ich habe sie die Worte des Friedens vernehmen lassen, und ihre Sitten sind allmählich sanfter geworden. Sie leben jetzt, zu einer kleinen christlichen Gesellschaft vereint, am Fuße des Gebirges. Ich aber, weil ich fürchtete, ihnen beschwerlich zu fallen, habe mich in diese Grotte zurückgezogen. Hier bewundere ich, fern von den Menschen, und doch beinahe in der Mitte Derer, die mich als Vater ehren und Rath und Hülfe bei mir suchen, Gott in der Größe dieser Einsamkeiten, und bereite mich in christlicher Fassung und Geduld auf meinen Tod, den mein Alter mich bald voraussehen läßt.“

Er verrichtete nun gemeinschaftlich mit Julius sein Abendgebet, und bald ruhten Beide in süßem Schlummer, von einem guten Gewissen sanft eingewiegt.

Lange vor Aufgang der Sonne, als es kaum zu grauen anfing, machte sich die ganze Gesellschaft auf den Weg zur Mission. Nachdem sie eine Zeitlang fortgegangen, sahen die Fremdlinge plötzlich eine Art von Wunder. Es war dieß eine natürliche Brücke, welche von einer Bergspitze zur anderen führte, und durch die man in die Haine des Todes, den Gottesacker der Mission, eintrat. Der Einsiedler hatte nämlich seinen Indianern erlaubt, die Todten nach ihrer Weise zu begraben, nur hatte er den Begräbnißplatz durch ein in dessen Mitte aufgerichtetes Kreuz geheiligt. Grund und Boden des Platzes war Gemeingut, und in so viele Loose abgetheilt, als es

Familien gab. Jedes Loos bildete für sich einen kleinen Hain, der nach Geschmack und Empfindungsweise Derjenigen, die ihn gepflanzt, eingerichtet war. Ein Bach schlängelte sich geräuschlos mitten durch diese Haine, den man den Bach des Friedens nannte. Dieser freundliche Garten Gottes schloß sich gegen Osten mit der majestätischen Naturbrücke; zwei Hügel begrenzten ihn gegen Norden und Mittag; nur gegen Westen war er offen. Hier erhob sich ein großer Tannenwald, dessen röthliche Stämme, bis zum Gipfel mit Schlingpflanzen aller Art umwunden, eine großartige Säulenhalle bildeten in diesem Tempel des Todes. Im Walde selbst tönte ununterbrochen, wie hehrer Orgelklang, ein feierliches Rauschen; aber wenn man in's Innerste dieses Heiligthums drang, hörte man nur die lieblichen Hymnen der Vögel, die sie fort und fort dem Gedächtnisse der Todten sangen.

Beim Ausgange aus dem Gehölz entdeckte man das kleine Dorf der Mission, am Rande eines lieblichen Landsees gelegen, mitten auf einer blumenbesäeten Wiese. Zwischen freundlichen Alleen von wohlriechenden Gesträuchen, hinter welchen Eichen ihre riesigen Gipfel emporhoben, kam man dann nach dem Dörflein.

Sobald die Indianer ihren geliebten Seelenhirten erblickten, verließen sie ihre Arbeit, und eilten ihm entgegen. Die Einen küßten ehrerbietig sein Gewand; Andere stützten seine schwankenden Schritte; die Mütter hoben ihre kleinen Kinder zu ihm empor, ihnen den theuern, väterlichen Freund zu zeigen, der das Köstlichste, was es im Himmel und auf Erden gibt, die Kenntniß von Christus und Seinem göttlichen Worte ihnen gebracht hatte. Der Eremit vergoß ob dieses so herzlichen Empfangs Thränen inniger Freude. Er erkundigte sich im Hinwandeln nach Allem, was im Dorfe vorging, gab Diesem einen Rath, strafte sanft Jenen,

redete über den Unterricht der Kinder, tröstete die Leidenden, und Gott war in allen seinen Reden.

So langte endlich der ganze Zug am Fuße eines majestätischen Kreuzes an, das sich auf einer kleinen Anhöhe mitten im Dorfe erhob. Hier war der Diener Gottes gewohnt, das heiligste Geheimniß der Religion zu feiern.

„Meine innig geliebten Kinder in Christo," sprach der Greis zu der Gemeinde, „der liebe Gott hat diese eure Brüder aus der Wildniß und aus Feuer- und Wassergefahr zu uns gerettet, und zu meiner großen Freude sehe ich, daß eure Felder vom Hagel gestern verschont geblieben sind; da habt ihr zwei große Ursachen, euerem himmlischen Vater zu danken. Laßt uns also das heilige Opfer feiern, und Jeder bringe feurige Andacht mit hinzu, tiefes Dankgefühl und ein Herz voll Demuth!"

Alsbald kleidete sich der Diener Gottes in sein Priestergewand, die heiligen Gefäße wurden aus einer verschlossenen Lade am Fuße des Kreuzes hervorgenommen, und der Altar auf einem Steine bereitet. Das Wasser lieferte eine klare Quelle, die unten am Hügel hervorsprudelte, den Opferwein und die Hostie hatte der Greis selbst mitgebracht. Die ganze Versammlung lag in stillem Gebete auf den Knien, und das allerheiligste Opfer begann mitten in der Wildniß.

Die Morgenröthe, hinter den Bergen erscheinend, entflammte den weiten Osten. Alles war Gold und Purpur in der Einöde; das Gewässer spiegelte in prachtvollem Farbenspiel das Feuer des Himmels zurück. Endlich tauchte das glänzende Gestirn des Tages aus einem Meer von Licht empor, und sein erster Strahl begegnete dem heiligsten Leib des Herrn, den der Priester in der nämlichen Sekunde hoch in die Luft erhob.

Es war ein feierlicher Augenblick. Alles war Anbetung

und Dank. Julius fühlte sich in einen Himmel voll Liebe gehoben, und die Zähre innigster Rührung floß aus seinem Auge, während sein Herz den Bund der heiligen Taufe feierlich erneuerte, und sich ganz an Christus und Sein göttliches Evangelium hingab.

Nachdem das hochheilige Opfer vollendet war, brachten die guten Naturkinder unserm Julius und seinem Dolglu nebst den Trägern ein einfaches Frühstück. Es wurde mit Dank gegen Gott und die freundlichen Geber verzehrt, und nun begleitete der Eremit ihn noch eine weite Strecke bis zur rechten Straße, wo sie so herzlich, so innig, so mit Thränen der Zuneigung Abschied nahmen, wie Vater und Sohn, die sich auf dieser Erde wohl kaum mehr zu sehen hoffen.

„Gott sei dein Schutz, und Sein heiliger Engel dein Geleitsmann auf allen deinen Wegen!" so rief ihm der engelgute Greis noch zu, und verschwand dann schnell im nahen Gebüsche.

Am Abend des zweiten Tages kam Julius wohlbehalten in dem bedeutenden Handelsplatze Cincinnati an, wo er eine ziemliche Zeit verweilte, und dann über die den Namen des Entdeckers von Amerika tragende Hauptstadt des Staates Ohio an den 600 Quadratmeilen großen Eriesee gelangte. Die Wunder einer reichen, majestätischen Natur, die sich täglich mehr vor seinem staunenden Blick entfalteten, beschäftigten seine empfängliche Seele mit immer neuer, mächtiger Anziehungskraft. Ueber den Eriesee führte ihn ein Schiff von beträchtlicher Größe bis in die Nähe des 160 Fuß hohen Niagarafalles, dessen Getöse man meilenweit hört, und der in Betracht der Wassermasse, welche er herabstürzt, mit keinem andern Wasserfalle zu vergleichen ist. Weiter ging der Weg, und in Kurzem sah sich Julius auf dem 300 Fuß tiefer liegenden Ontariosee, welchen der Niagara mit dem Eriesee

verbindet. Der herrliche St. Lorenzostrom brachte ihn von da nach Montreal und Quebek, in welchen Städten wieder sehr verwickelte Geschäfte seiner warteten. Doch alle vollführte er als Ehrenmann, mit kluger Vorsicht und regem Eifer, und war bei den Redlichen jeder Nation willkommen und beliebt.

Von Quebek aus, welches bekanntlich die Hauptstadt der britischen Provinz Kanada ist, hatte er mehrfache Reisen in Gegenden zu machen, welche ausschließlich von Indianern, den Urvölkern Nordamerika's, bewohnt werden. Die Gastfreiheit derselben ist berühmt, und erstreckt sich auch auf Fremde, wiewohl sie eine allerdings nicht ungerechtfertigte Scheu gegen die Weißen haben. Julius, dem sein Dolglu, der alle Sprachen der Wilden verstand, stets zum Dolmetscher diente, der von diesem überall als ein guter, menschenfreundlicher Herr geschildert ward, fand allerorts die günstigste Aufnahme. Man bot ihm das höchste Zeichen von Vertrauen und Freundschaft, die Friedenspfeife, ließ ihn mitfahren in den aus Baumrinden geschnitzten Kanots, mit dem sich diese muthigen Söhne der Natur dem Wasserlaufe überlassen, und lud ihn zu den häuslichen Vergnügungen und Opferfesten.

Eines Tages befand er sich als Gast in der Hütte eines der vornehmsten Familienhäupter, und vor den ruhig mit ihm schmauchenden Aeltesten spielten auf einer schönen grünen Wiese vier junge Knaben, das ist, sie trieben nach Landesart einen kleinen Ball mit leichten Stöcken immer vor sich hin, der beständig in der Luft schweben muß, und den Boden nie berühren darf. Wer ihn fallen läßt, wird ein Gegenstand des Spottes, der Vorwürfe und wohl gar der Verachtung. Unglücklicherweise fiel er gerade jetzt, da die Knaben ihre Geschicklichkeit vor dem fremden, liebenswürdigen Gaste recht geltend zu machen suchten.

Einmüthig gab man dem Jüngsten die Schuld dieses Unfalls, und setzte ihn mit so zornigem Geberdenspiel zur Rede, daß Julius, wenn er auch die Sprache nicht verstand, wohl begriff, wie sehr man den Knaben ausschalt. Erst jetzt lenkte sich seine Aufmerksamkeit auf denselben. Beschämt und die Thränen des beleidigten Ehrgefühls zurückdrängend, stand er gesenkten Hauptes da, und bedeckte sich das Gesicht mit einem Palmblatte, das er wie im Zorne gebrochen hatte. Seine Gestalt, seine Züge, sein Benehmen, alles war anmuthiger, wie an den andern Knaben; vielleicht verfuhr man deßhalb doppelt hart mit ihm.

Julius forschte nun weiter nach dem kleinen Ungeschickten. Dieser hieß Valido, und war eine junge, im Krieg mit einem fremden Stamme erbeutete Waise, die man, dem Herkommen gemäß, der Familie eines vornehmen Häuptlings zugetheilt hatte, wo es natürlich mehr trübe als heitere Stunden setzen mochte. Gerührt blickte Julius auf den Knaben, der so früh schon des Lebens Bitterkeit gekostet. Dann stand er auf, winkte wie im Scherz dem kleinen Valido, umwand seinen Kopf mit einem schönen seidenen Tuche, und hielt zugleich dem Knaben einen zierlichen kleinen Spiegel hin (Geschenke, welche die Indianer sehr hoch anschlagen), und indem er ihm angedeutet, daß er Beides zum Trost für sein Mißgeschick behalten solle, schlüpfte Julius schnell wieder in den bedächtigen Kreis der Alten, welche, da Valido ein Fremdling war, über jene Freigebigkeit empfindlich schienen. Die Knaben entfernten sich indeß bald darauf, Valido schien getröstet und beneidet, und Julius hatte in Kurzem den ganzen Vorfall vergessen.

Da trieb ihn eines Tages die drückende, im Sommer dort sehr überhand nehmende Hitze, im Schatten eines schönen, hohen Tulpenbaumes Schutz dagegen zu suchen,

und bald fiel er in einen sanften Schlummer. Liebliche Träume umgaukelten seine Seele. Er sah sich wieder auf heimathlichem Boden, all' die Theuern, welche er einst in banger Scheidestunde verlassen, standen um ihn her, mit seliger Empfindung drückte er die liebe, bisher ungekannte Mutter an das Herz... Da plötzlich weckte ihn ein dicht neben ihm niederfallender Stein, und als er erschrocken in die Höhe fuhr, lag eine große, schwarze Schlange zerschmettert zu seiner Rechten, vor ihm aber stand Valido, wie ein schützender Engel, den Arm hoch aufgehoben, und jetzt mit Freudengeschrei zu seinen Füßen niedersinkend, und mit einer Siegermiene auf den erlegten Feind zeigend.

Julius hob den Knaben auf, der offenbar der Retter seines Lebens war, und umarmte ihn mit inniger Dankbarkeit. Doch nochmals kniete Valido vor ihm nieder, kreuzte die Arme über die Brust, und küßte den Boden zu seinen Füßen. Dieses hieß in seiner Sprache: „Er mache sich zu seinem Sklaven, und huldige ihm als seinem neuen Gebieter." Auch war dieß der Sinn der feurigen Worte, die er jetzt an Julius richtete. Denn mit jenem zarten Geschenke, oder vielmehr durch sein ehrenvolles Begütigen jener kleinen Vergehung, gewann dieser das dankbare Herz des jungen Wilden, der schon in zarter Jugend nichts als Härte erfahren hatte, sich überall fremd und gedrückt fühlte, und daher eine Huld, die ihm noch nie widerfahren war, doppelt zu schätzen verstand. Auch hatte Valido seit jenem Tage von den Vorwürfen der Alten, dem Neide der Jüngern und dem Spotte der Gespielen so viel zu dulden, daß er den Entschluß faßte, da doch einmal Sklaverei sein Loos sein sollte, sich einen gütigern Herrn zu suchen.

Dieser Gedanke dämmerte erst dunkel, dann stand er hellflammend und als fester Entschluß in seiner Seele. Eben wollte der Knabe sich Julius mittheilen, und war

in dieser Absicht ihm nachgeschlichen. Er sah ihn unter den schattigen Tulpenbaum sich betten, und entschlummern. Mit der sorgsamen Treue, die diesen Naturkindern eigen ist, bewachte er seinen Schlummer, da die mancherlei Gefahren der Gegend ihm nicht unbekannt waren. Plötzlich sah er mit Entsetzen das schwarze Ungethüm auf die erspähte Beute aus dem Hinterhalte hervorraschеln, und im Zielwerfen von Kindheit an geübt, ergriff er, dießmal freilich mit zitternder Hand, den Stein. Wie, wenn diese jetzt fehlte, wenn sie, statt des giftigen, schleichenden Unholdes, den gütigen, freundlichen Schläfer traf? — Und es richtete Valido das leuchtende Auge zur Sonne empor, die damals noch seine Gottheit war. „Nur einen deiner sichern, Alles durchdringenden Feuerstrahlen in meinen Blick, nur einen einzigen Hauch deiner Diamanten hervorlockenden Kraft in meinen Arm, du meines Volkes segnende Gottheit,“ so flehte der Zagende, „und ich treffe — ich rette ihn!“ Und der Stein flog — traf. Er zerschmetterte die Schlange, und rettete den Schlafenden.

Klar stand dieß Alles vor Julius' Seele. Er fühlte sich tief erschüttert, und von heißem Dankgefühl durchdrungen, eilte er mit dem Knaben zu dessen bisherigem Herrn, ihn loszukaufen. Dolglu machte den Dolmetscher, und bald gehörte Valido unserm Julius, der in ihm den Erhalter seines Lebens ehrte.

Noch vier Wochen, und seine Geschäfte bei den Indianern waren beendet, und glücklich beendet, wie er sich wohl gestehen durfte. Er selbst hatte auch einen herrlichen Gewinn dabei gezogen — seinen wackern Valido, der mit reinster Liebe und jeden Opfers fähig an ihm hing. So setzte er denn, dießmal von zwei treuen Seelen, Dolglu und Valido, begleitet, freudig seine Reise weiter fort. Es ging nun in die herrlichen Gegenden des

Südens! Die großartigsten Naturscenen rollten sich auch auf dieser Tour vor seinen Blicken auf. Nach mancher glücklich bestandenen Gefahr kamen endlich unsere Reisenden auf dem majestätischen Mississippi, zu deutsch „Vater der Gewässer,“ nach New-Orleans, von da über das Meer nach dem Staate Florida, und dann, immer weiter südlich steuernd, nach Havanna, der starkbefestigten Hauptstadt der den Spaniern gehörenden westindischen Insel Cuba. Ueberall gab es Geschäfte die Menge.

Julius hatte inzwischen Erfahrungen mancher Art gesammelt, und viel Schönes und Herrliches gesehen. Durch gar viele Städte und Länder hatte sein Pfad ihn geführt; er war die mächtigen, meilenbreiten Ströme gefahren, die Amerika's finstere Urwälder durchschneiden; hatte die Natur in ihren geheimsten Werkstätten belauscht; der majestätische Anblick des prachtvollen Meerbusens von Mexico hatte sein Herz mit ehrfurchtsvollem Entzücken erfüllt. Aber auch die Menschen in den wechselseitig sich durchkreuzenden Pfaden ihres Thun und Treibens waren seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen; er hatte in den verschiedensten Lagen und Verhältnissen sich zurechtfinden und benehmen gelernt, so seine Welt- und Menschenkenntniß vermehrt und erweitert, seinen Charakter mehr und mehr gestählt und gefestiget. Und dabei hatte er, was noch mehr sagen will, in allen Stürmen und Versuchungen, die oft mit Riesenmacht auf ihn eindrangen, sein Herz rein und unbefleckt erhalten; denn überall suchte er stets nur das Wahre und Edle, und floh die Lüge und Alles, was nur von ferne gegen Gottes heilige Gebote war. Und wer redlich kämpft gegen das Schlechte, den stärkt die Gnade des Herrn, und hilft ihm zum schönen Ziele.

Oefter als je sehnte sich übrigens Julius in jüngster

Zeit nach den lieben Seinigen, und wohl so manchmal dachte er, heitern Blickes in die Zukunft schauend, die fromme, sanfte Cölestine als Gattin an seiner Seite. Aber dieser Wunsch machte ihn nicht unruhig; denn er stellte ihn Gott anheim, Sein Wille sollte geschehen. Nach wie vor überließ er sich ganz und gar dessen väterlicher Leitung und Führung. Er hatte ihn vom Adlerneste bis hieher auf starkem Arme getragen; und Sein Arm war ja nicht verkürzt worden, Er war noch immer der Allliebende, der Allweise, der Alles herrlich hinausführt. Und dieses Vertrauen, an dem sich sein Muth bei so vielfachen Gefahren und Widerwärtigkeiten immer auf's Neue wieder hob, hatte er jetzt doppelt nöthig, denn der Krieg mit den Indianern war mit all' seinen Schrecken ausgebrochen, und das Beil, jenes furchtbare Verkündungszeichen desselben, bei allen wilden Völkern aufgerichtet. Auch auf dem Pfade unsers jungen Helden schimmerte dieses grauenvolle Werkzeug. So immer zwischen Leben und Tod schwebend, hatte denn auch Julius für letztern Fall die vorsichtigsten Maßregeln zur Sicherstellung des Einkassirten getroffen, und Alles stets mit erster Gelegenheit an seinen vertrauten Bankier in Philadelphia gesendet, der es dann in guten Wechseln in die Heimath übermachte.

Das nächste Reiseziel war nun Portobello, eine damals noch sehr kleine Stadt in dem jetzigen südamerikanischen Freistaate Neu-Granada, mit einem, wie bereits der Name sagt, trefflichen Hafen, am caraibischen Meere gelegen. Hier landeten früher die spanischen großen Handelsschiffe oder Gallionen, und es war daselbst der Schauplatz einer weltberühmten Messe, wo stets die umfangreichsten Geschäfte gemacht wurden. Leider ist das Klima dieser reichen, seit dem Jahr 1739, wo der englische Admiral Vernon im englisch-spanischen Kriege durch einen kühnen Ueberfall

sie eroberte, ganz neu gebauten Stadt, so ungesund, daß man sie das Grab der Europäer nennt, und sie auch verhältnißmäßig nur sehr schwach bevölkert ist.

Julius wußte, daß er hier vielleicht dem Tode entgegengehe, allein ihm bangte so wenig, wie dem Feldherrn beim Beginne der Schlacht. Wer auf dem Wege seines Berufs mit reinem Herzen, mit Muth und Ausdauer und gläubigem Aufblick nach Oben wandelt, den beschirmt die Macht des Allgütigen, dem das Reich ist und die Kraft und die Herrlichkeit. So dachte der Jüngling, und landete fröhlich in Portobello mit Dolglu und Valido, die in der Zwischenzeit nicht nur die deutsche Sprache so ziemlich verstehen gelernt hatten, sondern von Julius auch in den Anfangsgründen unserer heiligen Religion unterrichtet worden waren.

Die Messe war bereits angegangen, Gold, Silber und Edelsteine nebst andern kostbaren Waaren ausgelegt; die Häuser fanden sich vollgepfropft, die Straßen wimmelten von Menschen, der Hafen von Schiffen aller Größen und Nationen. Aber mitten durch das freudige Gewühl der habsüchtigen Menge schlich der verpestete Odem der Krankheit, und heimtückisch lauerte der Tod hinter all' diesen Schätzen. Und die qualvolle Hitze, die der kühle Seewind, von hohen Bergketten gehemmt, nicht mindern konnte, trieb die Gewinnsüchtigen auseinander, und warf sie aufgelöst und entkräftet unter die schattigen Bäume der Umgebung, die ihnen Schutz versprachen vor den stechenden Sonnenstrahlen. Bald jedoch verwandelten sich die von keinem Luftzuge gereinigten Dünste in schweres Gewölk, und dieß entlud sich in heftigen Regengüssen und Gewittern. Furchtbar hallte der Donner, vom Echo meilenweit vervielfältigt, vom gellenden Schrei der tausenden von Affen, die sich in diesen Gebirgen aufhalten, und vom Gebrüll der

Raubthiere begleitet zum Schrecken aller lebendigen Wesen. War dann das Unwetter vorüber, so verfinsterten Schwärme stechender Insekten die Luft, und ekelhaftes Gewürm und die verschiedensten Gattungen Amphibien bedeckten den Boden, dessen sämmtliche Flächen der Regen in Seen, und dessen friedliche Bäche er in reißende Ströme verwandelt hatte.

Das Hauptgeschäft, weßhalb Julius nach Portobello gekommen, bestand im Einzug eines bedeutenden Guthabens bei der Wittwe eines kreolischen Kaufmanns. Dieser hatte ihr ungeheure Reichthümer hinterlassen, und sie wohnte nach Landessitte nur zur Zeit der Messe in Portobello; nach Abfahrt der Gallionen und Versendung der Waaren in's Innere des Landes, zog sie sich nach Panama zurück, wo sie ein üppiges Leben führte. Ursprünglich von den wilden Völkern abstammend, welche früher die fruchtbaren Ebenen jenseit des Golfes bewohnten, war sie nur zum Scheine Christin, und vereinte in sich die abscheulichsten Laster. Sie war geizig, wollüstig, eitel und rachsüchtig; und durch ihre Schätze in den Stand gesetzt, allen Neigungen zu willfahren, lebte sie auf die anstößigste Weise.

So war das Weib beschaffen, zu der unsern Julius jetzt seine Geschäfte führten. Von seiner Ankunft unterrichtet, bewilligte sie ihm sofort die gewünschte Unterredung. Denn sie hatte gehört, daß es ein junger, artiger Europäer sei, und diesen war sie sehr geneigt.

Mit fürstlicher Pracht empfing sie ihn. Strotzend von Gold, Perlen und Edelsteinen, im krausen Haar ein kostbares Diadem von Smaragden, lag sie in ihrer schwerseidenen Hängematte, die zwei Sklavinnen, zur Abkühlung der von der Natur mit einem etwas schwerfälligen Körperbau ausgestatteten Gebieterin, unaufhörlich hin und her schaukeln

mußten, während eine andere mit einem Fächer von Pfauenfedern ihr frische Luft zuwehte. Ueber ihrem Haupte spreitete ein Flamingo die weiß- und purpurfarbenen Flügel wie eine feurige Decke aus, und ein zahmer Leopard lag, einem Hunde gleich, an einer goldenen Kette zu ihren Füßen. Die Luft des Zimmers erfüllten balsamische Düfte, und in goldenen Gefäßen und kristallenen Vasen prangten die auserlesensten Früchte der heißen Zone, vom Glanze eines prachtvollen Blumenflors umschlungen.

Nur Eines war häßlich, wenigstens der Seele nach — die Besitzerin all' dieser Armseligkeiten, welche die Welt Herrlichkeiten nennt. Sie glich einem Apfel, der von Außen roth und golden und lieblich anzuschauen, im Innern aber einen garstigen Wurm verbirgt.

Nachdem die erste Unterredung zu Ende war, offerirte die Kreolin, welche an dem liebenswürdigen, unverdorbenen Jüngling hohes Gefallen gefunden hatte, ihm sofort eine Wohnung bei ihr, und er konnte, im Interesse des leidigen Geschäftes, das hier geordnet werden sollte, das Anerbieten nicht füglich ausschlagen. Der Feinfühlende überwand daher seinen Widerwillen, und behandelte die Wittwe mit aller Achtung und dem guten Ton, wie eine gute, sorgfältige Erziehung und gesammelte Welt- und Menschenkenntniß ihn uns eigen zu machen pflegt. Als Julius aber täglich neue Grausamkeiten, die sie gegen ihre Sklaven ausübte, hören, wohl gar mit ansehen mußte, — sehen mußte, wie sie diese unglücklichen Geschöpfe oft zum Vergnügen peitschen und peinigen und geißeln ließ, — wahrnehmen mußte, wie sie seiner Tugend und Unschuld alle möglichen Fallstricke legte: da konnte er sie zuletzt nicht ohne Abscheu mehr ansehen, und ließ ihr diesen seinen Abscheu auch fühlen.

Ausgeartete Gemüther, wenn sie ihre nichtswürdigen

Absichten vereitelt sehen, sind dann nur grenzenlosen Hasses und blutiger Rache fähig. So war es auch bei der kreolischen Wittwe. Ihre früher für Julius empfundene Neigung war verschwunden, und der einzige Gedanke beschäftigte ihre Seele: sich auf eine fürchterliche Weise an ihm für seine Verachtung und Kälte zu rächen. Daß unter diesen Verhältnissen keine angenehmen Stunden dem Jüngling hier mehr blühen konnten, ist begreiflich, und er strebte auch alles Ernstes, sein Geschäft, wenn auch mit Verlust, zu beenden, um dann, von seinen treuen Dienern Valido und Dolglu begleitet, die Gegend von Portobello mit dem ersten Schiffe zu verlassen.

Doch so wohlfeilen Kaufes sollte er nicht davonkommen. Die verschmähte Liebe des entarteten Weibes heischte Rache, und um diese vollständig zu machen, mußte es Dem das Leben kosten, der gewagt hatte, mit frommer Seele die Tugend und Unschuld höher zu achten, als die lockenden Anerbietungen, die verführerischen Reize dieser Niederträchtigen. Da die Kreolin aber zugleich auch keine Gelegenheit verabsäumte, ihre Reichthümer zu vermehren, so sollte der entscheidende Schlag im Augenblicke der Abreise geschehen, um die Summen, welche sie an Julius gezahlt hatte, wieder in ihren Besitz zu bringen, und vielleicht noch mehr von dessen Habe.

Das Schiff, auf dem Julius die Weiterreise machen wollte, lag in Karthagena, einer benachbarten festen Hafenstadt, vor Anker. Auf diesen Umstand war der teuflische Plan der Kreolin gebaut. Unter der Larve höchster Freundlichkeit, und indem sie alles Frühere vergessen zu haben schien, anerbot sie sich, ihrem Gaste das Geleite bis zu jener Stadt zu geben, und schlug ihm vor, auf einem kleinen Fahrzeuge die Ueberfahrt nach dort zu machen.

Ein kühles Lüftchen reinigte die glutvolle Atmosphäre,

und lustig schaukelte das Fahrzeug aus dem Hafen in's offene Meer. Da warfen gedungene Mörder sich plötzlich auf den Europäer, der arglos mit der Kreolin plauderte, und stürzten ihn rücklings hinab in die Tiefe. Ein teuflisches Hohngelächter erscholl aus dem Munde der Furie. „Fahr' hin, du Tugendheld," rief sie spottend dem Jünglinge nach, „meine Freunde haben gut dich gefaßt!" Doch der Herr wacht mit treuem Auge über Die, welche Ihn fürchten. Mit kühnem Sprunge flog im nämlichen Augenblicke Dolglu, der treue, opfermuthige Diener, in die donnernde Brandung, daß die schäumenden Wellen über ihm zusammenschlugen. Lange verweilte er unter der Oberfläche; schon glaubten die im Fahrzeuge triumphiren zu dürfen. Aber diese Freude war zu früh. Eben tauchte Dolglu aus dem Strudel empor, seinen ohnmächtigen Herrn auf dem Rücken, und ein geübter Schwimmer, theilte er mit kräftigem Arme die Wogen.

Voll Wuth und Ingrimm ließ die Kreolin vergiftete Pfeile den Beiden nachwerfen, doch der von entgegengesetzter Seite wehende Wind ließ sie ihr Ziel nicht finden. So erreichte denn Dolglu mit seiner theuern Last ungefährdet ein nahes Fischerboot, das dann, nachdem dessen Besitzer vom ganzen Vorgange unterrichtet worden war, Karthagena zusteuerte, um für Julius, der noch immer bewußtlos dalag, schleunige Hülfe zu schaffen.

Unterdeß war die mörderische Wittwe längst wieder in Portobello gelandet. War ihr auch der Mordplan vereitelt worden, so tröstete sie sich damit, daß die sehr ansehnliche Baarschaft, welche Julius mit auf ihr Fahrzeug gebracht hatte, jetzt in ihrem Besitz sich befand. Solche schnell in sichern Versteck zu bringen, war ihre nächste Absicht. Plötzlich schien noch ein Gedanke in ihrer verworfenen Seele aufzutauchen. Mit satanischer Freude sah sie

auch noch den Knaben Valido in ihrer Gewalt. Er, der Liebling des verhaßten Europäers, sollte an seiner Statt dem Tode geweiht werden. Qualvoll sollte er sterben, und den Götzen ihrer Vorfahren geopfert werden, die sie noch immer insgeheim verehrte.

Kaum war sie in ihre Wohnung zurückgekehrt, so beeilte sie sich, Valido in ein finsteres, kerkerartiges Gemach zu sperren, damit er nicht mehr entwische. Der Unglückliche saß am Gitter seines Gefängnisses, das hinaussah auf's einsame Meer. Eben war die Sonne untergegangen, und die Strahlen des Mondes versilberten die unendliche Wasserfläche und die Wogen der Brandung. Valido labte sich an dem sanften Lichte; es erfüllte sein Herz mit frommem Vertrauen. Wohl hatte Julius ihm schon einige Begriffe vom Christenthum beigebracht; aber sie waren noch zu schwach, als daß sie mit ihrer himmlischen Klarheit sein ganzes Innere hätten erfüllen können. Noch vermischte er die Lehre von den guten Engeln mit seinen bisherigen heidnischen Vorstellungen. Zur hellen Mondesscheibe aufblickend, glaubte er Rettung und Hülfe von dort erwarten zu dürfen. „Guter Mond, du mein Schutzgeist von frühester Kindheit an,“ so seufzte er in seiner kindlichen Einfalt, „du allein suchst tröstend mich auf, da Alles mich verlassen hat! Und ist mein Tod beschlossen, so werde ich auf deinen Strahlen mich emporschwingen in die Gefilde ewigen Glanzes, wohin so manche Lieben tief beweint mir vorausgegangen.“

Diese und ähnliche Betrachtungen erfüllten Valido's Herz, und gossen stillen Frieden in dasselbe. Auf einmal stand die Kreolin vor dem Knaben. Sie war im ersten Augenblick höchlichst überrascht von dessen ruhiger, frommer Fassung, und mit einer fast ehrfurchtsvollen Scheu trat sie einen Schritt zurück. Doch schnell war jede bessere

Empfindung entflohen, und Wuth und Rache bekamen die Oberherrschaft. Die Kannibalin faßte jetzt den Unglücklichen bei den Haaren, um den scharfgeschliffenen Stahl, den sie in der Hand hielt, in seine Brust zu senken. Da blendete sie das urplötzlich hinter einer Wolke mit voller Stärke hervorbrechende Mondenlicht, gegen welches auch sie eine abergläubische Verehrung hegte, und sie glaubte in diesem hellglänzenden Strahle eine Erinnerung ihres Götzen zu gewahren, das erkorene Opfer in seiner Nähe zu schlachten.

So schleppte sie denn den Knaben mit sich fort, und stieß ihn endlich in das dunkle Seitengemach, wo sie das Bild ihres Abgottes verborgen hielt. Während Valido, von dem schrecklichen Auftritt übermannt, in todtenähnlicher Ohnmacht zu ihren Füßen lag, traf sie die nöthigen Anstalten zur blutigen That. Sie bereitete die in solchen Fällen bei ihrer Nation üblichen Räucherungen vom Harze des Kopalbaumes, das wie Bernstein brennt, dann zündete sie die düstere Todtenfackel an, und holte die silberne Schale, in der sie das Blut des Opfers auffangen wollte.

Eben erhob sie den Dolch, das blutige Werk zu vollenden — da leuchtete ein Blitz durch das Gemach, und ein furchtbarer Knall ertönte. Mit schauerlichem Krachen stürzte das Götzenbild von seiner Erhöhung herab, die Fackel erlosch, in unheimlicher Glut dampfte das brennende Harz. Alles dieses war das Werk eines Augenblicks. „Weh' mir, ich bin verloren!" rief in Todesangst die Kreolin, und sank kraftlos zu Boden, indeß Valido, wieder zu sich selbst kommend und von einströmendem Kerzenschein geblendet, sich im Reiche des ewigen Lichtes wähnte, vom Todesschlaf erwacht.

Plötzlich hörte er eine liebe, bekannte Stimme, und — Dolglu stand vor ihm. Er war an der Spitze mehrerer Bewaffneter in das Gemach gedrungen, und sein blinkender

Säbel suchte die Kreolin, welche unter den Trümmern des Götzenbildes Schutz suchte und sich zu verbergen strebte. Valido entwaffnete mit seinem sanften, geistergleichen Anblicke des Zornigen Wuth. Ihn hatte Dolglu nicht hier vermuthet, um so größer war sein Staunen, seine Freude. Er übergab das weibliche Ungeheuer seinen Begleitern, die es in Ketten legten, dann faßte er den todtschwachen Knaben in seine Arme, und eilte mit ihm aus dieser Mörderhöhle hinaus in's Freie.

Als der treue Dolglu den geretteten Gebieter in Karthagena außer Gefahr sah, bat er sofort um Erlaubniß, auf einem Boote nach Portobello zurückzufahren, um die Kreolin, wegen ihrer Unthat, mit Hülfe der Obrigkeit zu züchtigen, und zugleich jene Schätze, welche in ihre Hände gefallen waren, zurückzufordern. Julius, noch ermattet und krank, war dieses gern zufrieden, und beschloß, den braven Neger, der mehr als je sein unbegrenztes Vertrauen besaß, in Karthagena zu erwarten.

Dolglu verfügte sich ohne Säumen nach Portobello zum Statthalter, und schilderte diesem die uns bekannte meuchelmörderische Verrätherei. Er fand um so leichter Glauben, da die Wittwe bereits manches heimlichen Verbrechens verdächtig war, und, von Wache begleitet, drang er im nächsten Augenblick in ihre Wohnung. Weil alle Sklaven der Kreolin letztere als ihre unbarmherzige Peinigerin tödtlich haßten, so ward es leicht, jenes Gemach zu erfahren, wo sie Valido's Tod beschlossen hatte.

Es war fest verriegelt. Während man nun die Thüre sprengte, riß einer der Sklaven, der die Grausame zu tödten wünschte, dem nächsten Bewaffneten die Flinte aus der Hand, und drückte ab. Der Schuß fiel, und traf das Götzenbild. Dolglu stürzte jetzt in's Zimmer, seinen

Herrn zu rächen, und als Lohn seiner Treue fand er den von ihm brüderlich geliebten, schon als todt beweinten Valido.

Eifrig setzte Dolglu seine Bemühungen bei der Obrigkeit fort, um auch die von der Wittwe geraubten Schätze wieder zu erobern. Der glücklichste Erfolg krönte seine Bemühungen. Er erhielt Alles zurück, was seinem Herrn gehörte, und die schändliche Verbrecherin ihrem Schicksale und der gerechten Strafe überlassend, eilte er, so schnell er konnte, mit Valido nach Karthagena.

Hier umfaßte das treue Paar die Knie ihres geliebten Herrn, und legte das neugewonnene Eigenthum vor ihm nieder. Groß war dessen Freude, Valido gerettet zu sehen. Wiederfinden Den, welchen er schon mit tiefem Schmerz als todt beweint hatte, welch' selige Empfindung für sein edles Herz! Er schloß Beide in seine Arme, und von dieser Stunde an waren diese zwei Kinder der Natur mehr seine Freunde, als seine Diener.

Julius hatte nun den größten Theil der Geschäfte, derentwegen er nach Amerika gekommen war, zu Ende und glücklich zu Ende geführt; nicht nur war das reiche Erbe bestens hereingebracht — es hatte unser Freund durch einen mit Umsicht betriebenen Juwelenhandel auch ziemlich beträchtliches eigenes Vermögen erworben. Er gedachte daher jetzt nach Philadelphia zurückzukehren, um Alles zu beenden, ehe die Kriegesflamme noch weiter um sich griff, und — mit welchem Entzücken erfüllte ihn dieser Gedanke! — dann in die Heimath abzureisen, wo so viele gute, treue Herzen seiner entgegenharrten.

Schon nahte der Tag, wo er Karthagena zu verlassen gedachte. Da fiel gerade das Fest der Auffahrt unsers Herrn ein — jener Festtag, an welchem Gott einst Julius so große Gnade widerfahren ließ, und der ihm daher

besonders theuer war. Denselben würdig zu feiern, bestieg er den hohen Berg, der in kleiner Entfernung von der Stadt stolz über's Meer hinausschaut, und ein Augustinerkloster auf dem Gipfel trägt. Hier wollte er dem Gottesdienste beiwohnen, und dann noch im Stillen in der Kapelle beten. Diesen schönen Vorsatz führte er auch aus. Als das Kirchlein leer geworden, warf er sich, die Hände zum Hochaltar erhoben, zur Erde nieder. Himmlische Empfindungen durchströmten sein Inneres — Gefühle innigen Dankes gegen den Allgütigen, der ihn neuerdings wieder aus so drohender Gefahr errettet; selige Rückerinnerungen an all' das Gute, was ihm von Kindheit an so überreich zu Theil geworden. Eben betete er noch mit warmem Herzen für die Theuern in der Heimath, als plötzlich ein liebes, wohlbekanntes Bild dem Auge seines Geistes vorüberschwebte. Es war die fromme, himmelanstrebende Cölestine, in das Gewand der Unschuld gekleidet, eine Lilienkrone auf dem Haupte, die mit verklärten Zügen, voll himmlischer Zärtlichkeit auf ihn niederschaute, dann hinaufwies mit der Palme, die sie in der Rechten trug, und so seinem Blicke entschwand.

Julius war sicher nicht abergläubisch; aber eine innere Ahnung sagte ihm: „Cölestine wandelt nicht mehr unter den Sterblichen; ihr Engel hat sie heimgeholt in die Wohnungen seliger Geister." Sein Auge füllte sich mit Thränen, aber in sein Herz senkte sich der Friede Gottes herab; er war ruhig und voll frommer Ergebung, und mit brünstigem Gebete beschloß er das Fest der Himmelfahrt Jesu Christi, zugleich Cölestinens Geburts- und sein Errettungstag.

„Cölestine, reine Engelsseele," sprach er wehmüthig im Herabgehen vom Berge, „du weilst jetzt im Himmel, in der Heimath des Friedens. Möchte Gott

mich auch bald dahin rufen! Denn lange kann mein Wesen nicht getrennt bleiben von dem deinen. Laß mich, o Allbarmherziger, nur so leben, daß wir uns in Vater Arnold's Armen wiederfinden im Lande ewiger Vereinigung!"

So hatte Julius, kindlich ergeben, mit christlicher Fassung, das schwerste Opfer seines Herzens auf den Altar der ewigen Liebe niedergelegt. Gott nahm es wohlgefällig auf. Julius empfand dieß in der himmlischen Ruhe, die sein Inneres durchströmte. Er fühlte sich eingeweiht für ein höheres Leben.

Als er in seine Wohnung zurückkehrte, nahte sich ihm hastig Valido, und warf sich vor ihm nieder.

„Herr," sprach der Knabe, „der du so gütig bist wie der höchste Geist, und den himmlischen Strahl deiner Wohlthaten überall um dich her verbreitest, höre deinen Valido, der dich anfleht um Erbarmen für einen unglücklichen Mann von deiner Farbe! Er ist auf einem Sklavenschiffe hieher gekommen, und schmachtet dem Tode entgegen. Kummer und Krankheit haben den armen Weißen darniedergeworfen, schon umrauscht ihn der Geist des Todes mit schwarzem Fittig. Sein grausamer Herr wird ihn um Weniges verkaufen, da er bereits einen Todten in ihm erblickt. Ach, er ist noch überdieß an den Händen verstümmelt! Aber, wenn du ihn kaufst, Herr, so will ich ihn schon pflegen, und ihm ein kühlendes Getränk bereiten von Tamarindenmark, und Kampeschengummi in Wasser auflösen, und bei ihm bleiben, die Mosquitos abzuwehren von dem Mooslager, auf das ich ihn betten werde; da wird er dann sich schon erholen, und er wird dir dienen wie ich und Dolglu, und deine Güte erkennen!"

Julius hob den Bittenden auf. „Wie oft soll ich dir noch sagen, Valido," sprach er sanft verweisend,

„daß du nicht niederknien sollst vor mir, und daß nur dem höchsten Geiste diese Verehrung gebührt? — Komm', führe mich zu deinem Schützling; ich bin bereit, Alles zu thun, was ihm nützen kann."

Da hüpfte der Knabe freudig voran wie ein junges Reh, und Julius folgte ihm in die am Strande aufgeschlagene Hütte des Sklavenhändlers. Sein menschenfreundliches Herz blutete beim Anblick der vielen Unglücklichen, die er gern alle gerettet hätte, wäre es in seiner Macht gestanden. Valido führte ihn nun zum Lager des weißen Sklaven, der still und ruhig seine letzten Augenblicke zu erwarten schien; er war, wie die Eskimos, in ein schlechtes Gewand von Thierfellen gekleidet, welches ihm Kopf und Hals bedeckte, so daß man kaum sein bleiches Gesicht zu gewahren vermochte.

Julius eilte zum Sklavenhändler, den Unglücklichen, der ohne Bewußtsein dalag, um jeden Preis loszukaufen. Er erreichte seine Absicht ohne bedeutendes Opfer. Denn der Händler freute sich, den halb schon Gestorbenen noch auf irgend eine Art loszubringen, und gab ihn um ein sehr mäßiges Kaufgeld hin.

Valido holte jetzt Dolglu herbei, und die Beiden trugen den Kranken sanft in die Wohnung ihres Herrn. Hier nahm ihn der in medizinischen Dingen trotz seiner Jugend ziemlich erfahrene Valido in die emsigste, liebevollste Pflege, und schon am andern Morgen konnte er Julius melden: daß der Kranke bedeutend besser, wenn auch noch sehr schwach sei; nach einer ziemlich ruhig hingebrachten Nacht habe er sich jetzt etwas aufgerichtet, und ihm, als seinem Wärter, auf alle mögliche Art seinen gerührten Dank zu erkennen gegeben.

Julius, über diese Nachricht ungemein erfreut, eilte zu dem Losgekauften, der jetzt, mit anständiger Kleidung

versehen, auf dem Lager saß, und, fromm das Haupt gesenkt, die Hände über die Brust gefalten, seinem jungen Wohlthäter zu danken schien. Dieser nahte sich der bleichen Gestalt, und — that einen Ausruf höchsten Erstaunens. Der Kranke richtete jetzt das Haupt empor, schlug die halbgeschlossenen Augen auf, und: „O mein Gott!“ rief er in deutscher Sprache, innig bewegt. — Es war Pater Augustin.

Da faßte Julius, tief ergriffen von der Jammergestalt des Freundes, dessen Hand. „Ehrwürdiger Vater, mein theurer Freund, müssen wir uns so wiederfinden? Wie kommen Sie hieher?“

„An der Hand des Herrn, aus dem Ofen der Trübsal!“ antwortete Pater Augustin zurücksinkend, und die Verklärung des Schmerzes und der Freude floß wie Sternenschimmer über die ehrwürdigen Züge des Erblassenden. Da reichte ihm Valido ein stärkendes Getränk, aus gebrannten Bataten und der gerösteten Wurzel des Cassavestrauchs bereitet und mit Ahornzucker gemischt, und von dem Knaben und Dolglu unterstützt, setzte er sich bald wieder aufrecht, und drückte Julius matt die dargebotene Rechte. „Der Herr ist meine Stärke und mein Schild, auf Ihn hofft mein Herz,“ sprach er mit leiser, kaum hörbarer Stimme; „und Keiner wird untergehen, der auf Ihn hoffet!“

Vom Anblicke des so ruhig und gottergeben Leidenden ergriffen, mächtig bewegt von den lange nicht mehr gehörten Tönen der theuern Muttersprache, die wie Seraphsklänge in sein Herz tönten, weinte Julius am Lager des Kranken Thränen redlichster Theilnahme. Valido und Dolglu, am Boden kniend, von Mitgefühl erweicht, weinten auch, ob sie gleich von Allem nur das begriffen, daß ihr Herr diesen weißen Sklaven kennen müsse.

Mit treuester Sorgfalt verpflegt, fühlte sich Pater

Augustin bald so weit gekräftiget, um seinem Retter die Geschichte seiner Leiden erzählen zu können. Diese waren eine Folge jenes Krieges, der zwischen den wilden Ureinwohnern und den eingewanderten Europäern ausgebrochen war, und dessen unheilvolle Glut durch ganz Amerika flammte. Mehrere Missionäre starben den schönen, gnadenreichen Tod der Martyrer, Pater Augustin aber und fünf Andere wurden von den Indianern um einige unbedeutende Kleinigkeiten an einen tunesischen Sklavenhändler verkauft, der sie mit roher Unmenschlichkeit behandelte, so daß auf dem Wege hieher zwei von ihnen erlegen waren.

„Ruhig und gelassen," so fuhr der ehrwürdige Priester fort, „fügte ich mich in diese göttliche Anordnung. Da kam eine schwere Krankheit über mich, an deren Folgen ich jetzt noch leide, und ich verlor jedes andere Bewußtsein, als dasjenige der Treue und Barmherzigkeit meines lieben Heilandes, — ja, mir war's oft, als sendete er mir einen Engel in der Gestalt meines treuesten Freundes, des gemarterten Pater Maurus, mich in meinem Leiden zu trösten. Freudig sah ich der Stunde des Heimgangs entgegen, und ich bat Gott, mich, wenn es Sein heiliger Wille sei, zu erlösen durch einen seligen Tod. Da plötzlich suchte mich dieser menschenfreundliche braune Knabe unter den Kranken auf, die man hier ausschiffte, und ward mein Erhalter. Und es wurde mir klar, daß der Mensch sich überall, in jeder Zone, verwandt ist, daß edle Liebe die Herzen auch für den Fremdling, für den Unbekannten schlagen läßt! Es wurde mir klar, daß Gott treu ist, und uns nicht läßt versucht werden über unser Vermögen! Noch muß der Heiland mich armen, verstümmelten Mann hier brauchen, da Er mein armes Leben auf so wunderbare Art fristet, und Sie, meinen edlen Freund, zum öden Strande führt, wohin der Sturm meiner Prüfung

mich verschlug. O so war es schon das erste Mal kein bloßer Zufall, daß wir auf jener Reise zusammentrafen, daß unsere Gemüther sich verstanden, wiewohl nur wenige Stunden zum Umgang uns vergönnt waren! Schon damals hatte der Alliebende den lichten Strahl des Trostes entzündet, der einst die Nacht meines Unglücks erhellen sollte, und Sie mir zum Retter aus den Ketten der Sklaverei bestimmt! Ich aber bin vielleicht zum Erleuchter dieser zwei gutherzigen Naturkinder ersehen, und gewürdigt, fortzuwirken im reinen Streben nach Menschenglück. — Nun wohlan," schloß der Gerührte, fromm die wunden Hände faltend, „ich bin des Herrn Knecht; mir geschehe, wie es Sein Wille ist, Ihm will ich leben, Ihm will ich sterben!"

Unter Valido's und Dolglu's treuer, verständiger Pflege genas der ehrwürdige Mann in Bälde gänzlich, und immer inniger knüpfte ihn das Band der reinsten Freundschaft und des innigsten Dankes an den edlen Julius und dessen zwei Diener. Valido und Dolglu aber hingen mit kindlicher Liebe an dem frommen, sanften Manne, der sich ihnen bald verständlich machen lernte, und seinen Dank ihnen dadurch bewies, daß er diese natürlich-guten Seelen von der Dämmerung zum vollen Lichte des Glaubens führte.

Seine Liebe und Sanftmuth, die himmlische Ruhe und Gelassenheit, welche sein ganzes Thun und Wesen verklärte, das Andenken an die Leiden, die er um der Wahrheit und der Menschenliebe willen so standhaft erduldet hatte — alles dieses bahnte ihm den Weg zum Herzen seiner Schüler, und verschaffte seinen Worten Kraft und Nachdruck.

Der fromme Mann fühlte sich sehr glücklich. Er hatte Valido und Dolglu für die heilige christliche Lehre gewonnen, und Beide liebten ihn wie einen Vater, und wünschten von ganzer Seele, daß er sich niemals mehr von ihnen trennen möchte.

So verging endlich die für den Aufenthalt in Karthagena festgesetzte Zeit, und Alle reisten nun zusammen nach Pennsylvanien ab, um der Wuth des Krieges, der sich immer weiter ausbreitete, zu entgehen. Wohlbehalten kamen sie nach Philadelphia. Dort nahmen Dolglu und Valido, in den Grundsätzen unserer heiligen Religion jetzt vollkommen unterrichtet, öffentlich den christlichen Glauben an, und ließen sich taufen. Ihr großmüthiger Herr schenkte ihnen die Freiheit, und kaufte ihnen zugleich eine reizend am Ufer des Meeres gelegene Besitzung — groß und fruchtbar genug, um drei sich liebenden guten einträchtigen Menschen Raum und Unterhalt zu gewähren.

Jetzt waren alle Geschäfte unseres Julius in Amerika geendet, und sehnsuchtsvoll eilte sein Herz über's Meer der geliebten Heimath zu, wo er so vieles Theure wiederfinden sollte. Doch mischte sich in diese Sehnsucht wehmüthige Trauer, denn er wußte, sein Inneres sagte es ihm bestimmt, die liebe reine Engelsseele, die er sich in mancher seligen Stunde als treue Gefährtin seiner übrigen Lebenstage gedacht hatte, war für diese Erde für ihn verloren.

Nicht leicht fiel dem Edlen der Abschied von seinen redlichen Freunden. Als er sich auf dem Delaware einschiffte, begleiteten ihn Alle an Bord — segnend der fromme Geistliche, weinend Dolglu und Valido, ohne deren Anhänglichkeit und opfermuthiges Wagen kein Schiff die Segel zur Reise nach Europa mehr für ihn ausgebreitet hätte.

„Herr," sagte Valido, während heiße Thränen über seine Wangen rollten, „wenn du dort in deinem Lande nicht glücklich wärest, nicht so glücklich, als wir dich zu machen wünschen; so kehre zurück zu uns nach Philadelphia, die wir dich lieben mit heißester Liebe, mit reinster Zärtlichkeit — und gewiß, der Allgütige wird unser Flehen erhören,

und jeder Schmerz in deiner Brust wird ersterben, und du wirst wie ein Seliger in unserer Mitte leben!"

„Das mußt du uns versprechen, Herr!" schluchzte Dolglu in den Armen des Scheidenden, und Julius sagte den treuen Seelen ihre Bitte zu. Pater Augustin aber sprach feierlich-ernst: „Leb' wohl, du Theurer! Der Herr sei mit dir auf allen deinen Wegen. Er lasse dich glücklich die Stätte erreichen, wohin dein Sehnen dich zieht. Aber, mein Freund," hier reichte er Julius bewegt die Hand zum Abschiede, „mein liebster Freund! hange nicht zu sehr an irdischen Hoffnungen, an geliebten Menschen; wir sind alle Fremdlinge auf dieser Erde. Und wenn du die Deinigen dort begraben hast, — und du wirst sie begraben! — so komme zu uns, und drücke auch mir die Augen zu. Glaube, vertraue, und du wirst siegen!"

Wahr, nur allzu wahr hatte der fromme Missionär geweissaget. In Amsterdam, bei Freund Quent, fand Julius Briefe von seiner Mutter, von Rudolph und Marien, die ihm die Trauerbotschaft meldeten, und Tag und Stunde traf genau zu mit jener Zeit, wo Cölestine mit der Siegespalme an ihm vorüberschwebte in die Regionen seliger Geister, sein Herz nach sich ziehend. Julius eilte nun mit Pfeilesschnelle der Heimath zu, um — seiner sterbenden Mutter die letzten Beweise kindlicher Liebe zu geben, ihren mütterlichen Segen zu empfangen, und ihre sterbliche Hülle neben Vater Arnold und Cölestinen zur Ruhe zu legen.

Hier, wo ihn Alles an unersetzliche Verluste erinnerte, war der Himmel für ihn mit finsterm Nachtgewölk umzogen. Er dachte an Valido's Worte, an sein Versprechen, nach Amerika zurückzukehren, wenn er in Europa nicht glücklich sein sollte. So legte er denn Walter's Erbe, das er nicht nur ganz erhoben, sondern durch Handel und Tausch

beträchtlich vermehrt hatte, in Rudolph's Hände, riß sich dann, wenn auch mit blutendem Herzen, aus seinen und Mariens Umarmungen, und nachdem er nochmals auf den Grabeshügel des Kleeblattes seiner Erdenseligkeit niedergeweint hatte, eilte er zurück zu seinen Freunden in Amerika.

Das Schiff ankerte. Am Ufer stand Valido, Fischergeräthe in Stand setzend, und Dolglu spreitete Netze in die Wellen, da sprang der Unvergessene an's Land. Die beiden Treuen hatten ihn augenblicklich erkannt. Sie lagen zu seinen Füßen, und benetzten seine Hände mit Thränen des reinsten Entzückens. Dann aber führten sie ihn wie im Triumphe in die mit Bananen und Kokusbäumen umschattete Hütte, aus der ihm Pater Augustin mit ausgebreiteten Armen entgegenkam.

Er klagte dem treuen Freunde, was er verloren. Dieser weinte mit in seine Thränen, aber er heilte zugleich mit himmlischem Troste die Wunden seiner Seele. Julius, alles Irdische von sich werfend wie ein veraltetes Gewand, geläutert, erhoben durch das Wort vom Kreuze, widmete sich nun dem heiligen Stande seines treuen Freundes, und ging dann zu den Wilden in den nordwestlichen Urwäldern, ihnen das Licht des Glaubens zu bringen.

Bald war das Kreuz aufgerichtet unter den Heiden, und ein hehrer, segensvoller Wirkungskreis erschloß sich für Julius. Viele, sehr viele Seelen dankten ihm ihre Bekehrung zu Jesus, in dem allein Heil ist und Seligkeit. Seine Reichthümer — denn Marie und Rudolph hatten geschwisterlich mit ihm getheilt, und zudem war, wie wir wissen, sein selbsterworbenes Vermögen schon ziemlich groß — verwendete er sämmtlich zu Errichtung von frommen Stiftungen, zu Linderung von Armuth und Noth. So wirkte er mit der Gnade Gottes manches Jahr, und der

Friede des Herrn, welcher höher ist als alle Vernunft, war in reichster Fülle in seine reine Seele eingezogen. Da erschien, nachdem er kurz zuvor Pater Augustin die müden Augen zugedrückt hatte, auch für ihn der selige Auffahrtstag, der die Frommen vereint im Reiche des Lichtes und der Klarheit. Julius' Stunde tönte, die Schranken der Geisterwelt wichen vor ihm zurück, und er ging ein in's Land der Gerechten, um dort für eine selige Ewigkeit vereint zu werden mit der geliebten Mutter und Vater Arnold, mit Pater Augustin und Cölestinen.

2.

Der arme Rudli.

In einem friedlichen Thale zwischen den hohen Alpen des Graubündnerlandes lebte die Gersau'sche Familie ruhig und glücklich. Der Vater war ein fleißiger Landmann und Jäger, ein ächter, biederherziger Schweizer, voll Muth und Redlichkeit. Sein kleines Feld, das um die friedliche Wohnung herum lag, war gerade hinreichend, die kleine Familie mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen. Das Feld war aber mit weniger Mühe bald bestellt, und deßhalb brachte der brave Gersau die meiste Zeit zwischen den Alpen auf der Gemsenjagd zu.

Das war ein äußerst mühseliges und gefährliches Geschäft. Denn da die Gemsen die höchsten Schneegebirge bewohnen, und mit der größten Schnelligkeit über die tiefsten Schluchten und über die steilsten Abhänge von einem Felsen zum andern springen; so müssen ihnen die Jäger mit eben so vieler Gewandtheit als Kühnheit überall folgen. Oft müssen sie zwei bis drei Tage mit Lebensgefahr umherklettern, ehe sie auch nur eine Gemse ge-

schossen oder lebendig gefangen haben; denn die Thiere sind eben so schlau und listig, als rasch und schnellfüßig. Mancher bricht sich dabei Arm und Bein, oder stürzt in eine unergründliche Tiefe, so daß er das freundliche Licht des Tages nie wieder begrüßt. Nicht selten verklettern sich auch diese kühnen Jäger dergestalt in den steilen Felsenmassen, daß sie weder vor= noch rückwärts können, und sich nur durch einen beherzten Sprung zu retten vermögen. Freilich kann auch dieser Sprung mißglücken, und dann ist der schmerzlichste Tod fast immer gewiß.

Der Vater wurde also jedesmal mit einer herzlichen Freude begrüßt, wenn er glücklich und wohlbehalten von der Jagd in den Schooß seiner Familie zurückkehrte. Niemand aber freute sich seiner Zurückkunft mehr, als der kleine, zwölfjährige Rudli, besonders wenn der Vater einen feisten Gemsbock als Beute mitbrachte. Hundertmal schon hatte er seinen Vater gebeten, ihn mit auf die Jagd zu nehmen. Täglich übte er sich im Bogenschießen, Laufen, Springen und Klettern, und er hatte in allen diesen Dingen eine für sein Alter bewunderungswürdige Geschicklichkeit erlangt. Kein Baum war ihm zu hoch, kein Berg zu steil, den er nicht mit großer Gewandtheit erstiegen hätte. Aber nun wollte er auch die fernen Gebirge erklettern, die hinter den kleinern Bergen weit hervorragten und ihr schneeiges Haupt hoch in den Wolken verbargen.

Regen, Stürme und Gewitter fürchtete er nicht, denn er war von der frühesten Kindheit her an alle Veränderungen der Witterung gewöhnt, und konnte Hitze und Kälte ohne jede Beschwerniß ertragen. Deßhalb wäre er für sein Leben gern dem Vater auf die Jagd gefolgt, hätte so gern auf den rauhen Alpen den Gemsen nachgespürt, sie mit scharfem Pfeil erlegt und der Mutter im Jubel nach Hause gebracht! Die vielen Gefahren, die mit diesen Jagden

verbunden sind und die ihm der Vater mit den lebhaftesten Farben schilderte, schreckten ihn nicht zurück. „O nimm mich nur mit, lieber, guter Vater!" bat er oft inständigst. „Sieh' nur, wie groß und stark ich schon bin! Wie sicher ich mit meinem Bogen treffe, wie schnell ich die steilen Berge hinauf klettere! Gestern bin ich auf der höchsten Spitze des blauen Berges gewesen."

Doch der Vater, welcher wohl wußte, daß Rudli's Kräfte seinen Wünschen noch nicht gewachsen waren, hielt ihn immer von einer Zeit zur andern zurück, und überließ ihn der Sorgfalt und dem Unterricht seines Großvaters, eines ehrwürdigen achtzigjährigen Greises, der auf ein thaten- und erfahrungsreiches Leben zurückschaute. Einfache Kost, Arbeitsamkeit und ein tugendhafter Wandel hatten ihn bei fester, ununterbrochener Gesundheit bis zu diesem Alter geführt. Die Hütte, worin er noch jetzt so friedlich und glücklich wohnte, hatte er selbst erbaut, und das Feld, das jetzt der ganzen Familie reichliche Nahrung gab, selbst urbar gemacht. In wichtigen, gefahrvollen Zeiten hörte das Vaterland immer noch auf seine Rathschläge; denn er hatte früher Vieles zum Wohl des Landes trefflich ausgeführt, und war in den Geschichten voriger Zeiten gut bewandert.

Dieser wackere, verständige Greis war also Rudli's Führer von dessen Geburt an, und durchlebte mit ihm die glücklichen Jahre seiner eigenen Kindheit noch einmal. Er erfüllte sein Herz mit der innigsten Liebe für Gerechtigkeit und Wahrheit; weckte in ihm durch Erzählungen aus der Geschichte der Vorzeit den Geist des Heldenmuths und der Vaterlandsliebe; lehrte ihm das Feld bebauen und den Bogen schnitzen. Bisweilen führte er Rudli nach den benachbarten Dörfern Linthal, Felsberg und Ebersheim, damit er in der Mitte der fröhlichen Dorfjugend sich freue

und in schweizerischen Spielen seine Kräfte übe. Er war auch sein erster Lehrer in der Religion, und suchte sein Herz bei allen Erscheinungen in der Natur und bei allen Vorkommenheiten seines Lebens für den Ewigen und Unbegreiflichen, für Frömmigkeit und Tugend zu erwärmen. Und der Edle hatte die Freude, alle geistigen und körperlichen Kräfte in dem feurigen Enkel sich schnell und herrlich entfalten zu sehen.

Selten findet man wohl so brave und treffliche Menschen, in so glücklicher und stiller Abgeschiedenheit, unter einem Dache leben, als die Glieder der Gersau'schen Familie. Alle kamen einander mit Liebe und Wohlwollen entgegen, und nie sah man unter ihnen Mißverständniß und Uneinigkeit. Ach, wenn gute Menschen friedlich beisammen wohnen, so hat man den Himmel schon hier auf Erden! Doch vollkommenes Glück ist nicht das Loos der Menschheit, und bisweilen thürmen sich am heitersten Tage schwarze Gewitterwolken am fernen Horizont auf. Auch die Ruhe unserer braven Schweizerfamilie wurde durch die Schrecknisse der neuern Zeit gewaltsam gestört.

Von Frankreich aus ergoß sich ein verderblicher, entsetzlicher Krieg über das vormals so glückliche Schweizerland. Dazu gesellten sich Unruhe und Zwiespalt im Innern, und so loderte die gefräßige Flamme des Krieges fürchterlich empor. Die Stimme des Aufruhrs erscholl auch im Graubündnerlande, und trübe Nachrichten drangen bis in das friedliche Thal der Hirten und Jäger. Und kaum daß man die Gefahr noch recht ahnete, als sie auch schon verderblich hereingebrochen war. Man sah von den Höhen der Gebirge die Rauchwolken brennender Flecken und Dörfer. Von allen Seiten riefen die ängstlich klagenden Sturmglocken um Hülfe, und einzelne Weiber, Greise und Kinder flüchteten vor der Wuth des Feindes in das stille Thal, wo Rudli lebte.

Hier, dem bisherigen Asyl der Ruhe und heitern Friedens, gerieth Alles in fieberhafte Aufregung. Der ehrwürdige Greis, Rudli's Großvater, wurde, bei jenen schrecklichen Vorboten allgemeinen Verderbens, im Innersten bewegt und traurig. Er betete inbrünstig zu Gott um Schutz und Schirm für das bedrängte Vaterland.

„Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über diesem Thal!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben;
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!"

Die Männer ergriffen Flinten, Bogen und Streitärte, um ihre rauhen Grenzen gegen den mächtig eindringenden Feind zu vertheidigen. Auch Rudli's Vater riß sich mit blutendem Herzen von den Seinigen los, um für Freiheit und Vaterland zu kämpfen. Doch gleich dem hochgeschwollenen Strom drängte das fränkische Heer, in Verbindung mit den Empörern, allen Widerstand mehr und mehr zurück, und mit banger Erwartung harrte der Greis mit dem kleinen Rudli und dessen Mutter des ungewissen Ausgangs. Da hallte plötzlich das Gebirg wieder von dem Donner der Schlacht. Die Schweizer vertheidigten einen Hohlweg, tapfer und mannhaft, wie es ächten Schweizern gebührt. Der Kampf währte lange, und war eben so hartnäckig als blutig.

Plötzlich schwieg das Schlachtgetümmel, und ruhig und still senkten sich die Schatten der Nacht auf das Thal herab. Rudli war auf einen Berg gestiegen, um etwas von dem Ausgange des Kampfes zu erspähen; aber es

war rings umher Alles wie todt und ausgestorben. Mit dieser Nachricht kam er zurück, und alle Drei sanken auf die Knie, und beteten zu Gott um Hülfe und Rettung. Ein lautes Geräusch und der Schein brennender Fackeln störte sie in ihrer Andacht. Der Greis öffnete das Fenster, und sah, daß eine bewaffnete Schaar durch den nahen Hohlweg zog und sich der Hütte nahete. Es währte auch nicht lange, so drangen feindliche Männer in die Wohnung ein, mißhandelten den Greis und schleppten die Mutter fort. Rudli weinte, flehte und bat; allein ein paar schmerzhafte Kolbenstöße waren die Antwort auf sein kindliches Flehen. Als er sah, daß man seinem Großvater unter Flüchen und Verwünschungen das Schwert auf die Brust setzte, warf er sich über ihn hin und deckte ihn mit seinem Körper.

Die wüthenden Feinde erbrachen alle Schränke und Kästen, plünderten die Wohnung — vordem der Sitz stiller Glückseligkeit — ganz aus, und um dem Frevel die Krone aufzusetzen, steckten sie dieselbe zuletzt in Brand. Der schwache Greis ergriff seinen Enkel, und eilte mit ihm hinaus in die finstere Nacht. Aber welch ein Anblick neuen Entsetzens! Das große, schöne Dorf Ebersheim stand in vollen Flammen, und von allen Seiten her hörte man die Stimme der Angst und Verzweiflung. Ueber das Gebirg zogen feindliche Schaaren unter dem Scheine der Fackeln. Es war ein grauenvoller Anblick! Die Nacht aber war so heiter, und vom fernen Himmel schauten die funkelnden Sterne so ruhig herab auf die brennenden Häuser, auf die winselnde Unschuld, auf die verheerenden Feinde.

Rudli eilte mit dem Großvater in das unwegsame Gebirg, um der Wuth der Feinde zu entrinnen. Die aufgehende Sonne zeigte ihnen die Spuren der Verwüstung in ganzer Schrecklichkeit. Ueberall rauchende Schutthaufen

abgebrannter Dörfer, flüchtige Weiber und Kinder, erschlagene Männer. Sonst zogen friedliche Hirten mit ihren Herden unter Gesang und dem Ton der Schalmeien in das Gebirg; der muntere Landmann pflügte sein Feld und sang sein dankendes Morgenlied; das leichtgeschürzte Mädchen trug fröhlich den Eimer mit Milch nach der Stadt, und der rüstige Jäger eilte der flüchtigen Gemse nach. Ach, wie war das heute so anders! Rudli hatte wohl von seinem Großvater viel von Kriegen gehört, und in alten Büchern manche Beschreibung davon gelesen; aber in dieser schrecklichen Gestalt hatte er sich ihn doch nicht gedacht. Er weinte vor Schmerz, daß er zu schwach und ohnmächtig war, sein Vaterland zu befreien, den Uebermuth des Feindes zu züchtigen, und Ruhe und Sicherheit im Lande wieder herzustellen.

Eine feindliche Schaar nach der andern kam angezogen, und der Greis wagte sich nicht aus den bergenden Schlupfwinkeln des Gebirges. Die Mißhandlungen des Feindes, der Kummer über den Untergang seines Vaterlandes, der grausenhafte Anblick der Verwüstung hatten seine Kräfte gelähmt, und er vermochte nicht weiter zu gehen. Was ihn und den kleinen Rudli, welcher mit kindlicher Liebe ihn pflegte, noch besonders ängstigte, war die Ungewißheit über das Schicksal des Vaters und der Mutter. Waren sie dem Feuer und dem Schwerte glücklich entronnen, oder im allgemeinen Verderben mit untergegangen? Wenn sie sich glücklich gerettet hatten, welchen Weg der Flucht hatten sie eingeschlagen? Wohin sollten sie jetzt selbst sich wenden, wo sollten sie ein schützendes Obdach, wo Lebensmittel und Unterhalt suchen und finden? — Ach, so fragten sich in diesen schrecklichen Tagen der allgemeinen Zerrüttung und Auflösung hundert zerstreute Familien!

Rudli holte Gras und weiches Moos zusammen, und bereitete davon dem Großvater in einer Höhle des Gebirges ein weiches Lager, damit er durch einen stärkenden Schlaf sich wieder erfrische; denn die Angst des Tages und die Schlaflosigkeit der Nacht hatten dessen Kräfte nur allzu sehr erschöpft. Er versank auch bald in einen scheinbar süßen Schlummer, und Rudli eilte jetzt auf die Berge, um saftige Beeren zusammenzulesen, mit welchen er den geliebten Großvater beim Erwachen zu überraschen und zu erquicken gedachte. Unterdeß hatte ein umherirrender, mit Säbel und Flinte bewaffneter Landmann aus Linthal zufällig die Höhle gefunden, und war in solche eingetreten. Hartung, so hieß derselbe, betrachtete den schlafenden Greis mit stiller Wehmuth, und Thränen innigsten Mitleids standen ihm in den Augen.

Als Rudli, reich mit süßen Früchten des Waldes beladen, zurückkam und einen bewaffneten Mann in der Höhle erblickte, erschrak er nicht wenig; schnell aber hatte er in ihm den braven Hartung erkannt. Da warf er sich in seine Arme und weinte. Er nahm ihn dann bei der Hand, und führte ihn aus der Höhle, damit sie den schlummernden Greis in seiner Ruhe nicht störten. „Hast du meinen Vater und meine Mutter nicht gesehen?“ fragte nun Rudli mit beklommenem Herzen.

„Rudli, du bist ein Schweizerknabe,“ erwiederte Hartung, „und mußt die Schläge des Schicksals standhaft ertragen. — Dein Vater hat brav und männlich gefochten. Ein Geist und ein Gefühl belebte alle Schweizer, und der Feind würde nicht in dieß stille Thal gedrungen sein, wenn ihm nicht schändliche Verräther Schleichwege durch das Gebirg gezeigt hätten, so daß er uns im Rücken fassen konnte. Freilich fochten wir mit Wuth und Verzweiflung; aber die gewaltige Uebermacht fiel erdrückend

auf unser kleines Häuflein. Wir vermochten nicht länger zu widerstehen. Viele edle, hochherzige Schweizer sind gefallen. O daß so vieles Blut das Vaterland nicht zu retten vermochte! Ermanne dich, Rudli. — Auch dein Vater ist den schönen Tod für's Vaterland gestorben!"

Rudli stand wie versteinert da. Auf seinem bleichen Gesichte drückte sich der lebhafteste Schmerz aus. Weinen konnte er nicht, auch lange keine Sylbe hervorbringen. Plötzlich fiel er dem guten Hartung um den Hals, und brach in die wenigen herzzerreißenden Worte aus: „Ach, nun habe ich keinen Vater mehr!" „Du hast noch einen Vater im Himmel," rief ihm Hartung zu, „der nie dir erstirbt. Er wird sich deiner und unser erbarmen, und uns bessere Zeiten senden. Jetzt sei ruhig, damit der Großvater, wenn er erwacht, dein verstörtes Gesicht nicht sehe; er darf, da er ohnedieß schon so angegriffen ist, nicht zu schnell den Tod deines Vaters erfahren."

Nach einer Stunde erwachte der Greis. Aber der Schlaf hatte ihn nicht sehr gestärkt; denn seine Seele war von fürchterlichen Träumen geängstigt worden. Er sah seinen Sohn sterbend unter den Erschlagenen, wie er die Hände, um Rettung flehend, nach ihm ausstreckte — dann erschien ihm wieder seine friedliche Wohnung in Feuerflammen. Als ihm sein treuer Rudli die gesammelten Beeren brachte, drückte er den blühenden Knaben mit Innigkeit an seine Brust und sagte: „Ich fühle es wohl, mein guter Rudli, daß die Stunden meines Lebens bald ihr Ziel erreicht haben; den Schmerz der letzten Tage werde ich nicht lange überleben. Du aber bist noch in den Jahren der herrlichsten Hoffnungen, und das Leben mit allen seinen Freuden und Leiden liegt noch vor dir. O bewahre dir jederzeit ein gutes Herz und einen edlen Sinn, damit du unter den Drangsalen der Zeit nicht erliegst, und stets mit

Vertrauen und Zuversicht auf zum Weltenvater schauen kannst, der jedes Haar auf unserm Haupte gezählt hat!"

Nun begrüßte er auch den braven Hartung, welcher ihm nach und nach, mit aller Schonung, die Geschichte des gestrigen Tages erzählte. In tiefe Traurigkeit versenkt saßen die beiden Männer, die so oft für Freiheit und Vaterland muthig gefochten hatten, einander gegenüber und überließen sich ihren schmerzlichen Empfindungen; Rudli aber erleichterte in heißen Thränen sein gepreßtes Herz. Es war ein rührender Anblick, hier einen Greis am Ziel seiner Laufbahn, einen Mann in den besten Jahren seines Lebens, und einen Knaben in der Blütezeit der Hoffnung unter solchen Umständen bei einander zu sehen!

Hartung hatte noch etwas Brod und Wurst in der Tasche, das er zu gemeinschaftlichem Mahle vertheilte; dazu holte Rudli aus einer benachbarten Quelle Wasser als frischen Trunk. So erwarteten sie getrost die einbrechende Nacht. Kaum senkte sich die Dämmerung auf die Erde herab, als die Gebirge rings umher von den Wachtfeuern der Feinde flammten. Das gewährte einen schauerlich-großartigen Anblick. Die drei Flüchtlinge schliefen die Nacht über sehr wenig, und mit dem anbrechenden Morgen machten sich Hartung und Rudli auf, um zu versuchen, ob sie wohl eine Gemse erlegen könnten. Hartung verbarg sich in einem Schlupfwinkel, und Rudli mußte geräuschvoll an die Felsen schlagen, um die Gemsen aus ihren Löchern zu scheuchen, und sie jenem entgegenzutreiben.

Nach zweistündiger Bemühung war auch Hartung so glücklich, eine Gemse zu erlegen. Er lud sie auf seine Schulter, trug sie in die Höhle, und nachdem er sie ordentlich zubereitet hatte, machte er ein Feuer an. Dann steckte er ein fettes Stück Fleisch an seinen Säbel, und

drehte diesen wie einen Bratspieß über dem Feuer. Rudli brachte dazu so viele Beeren, als er finden konnte, und so gab es ein treffliches Mittagbrod. Aber schon hatte der Feind das Schießen und das Feuer bemerkt, und man sah mehrere Soldaten spähend auf den Felsen umherklettern. Um daher der Gefahr, gefangen zu werden, zu entgehen, packte Jeder so viel Fleisch zusammen, als er zu tragen vermochte, und so retteten sie sich auf wohlbekannten Schleichwegen.

Spät am Abend kamen sie in die Nähe der Stadt Chur; da dieselbe aber von den Feinden besetzt war, so schlichen sie unbemerkt weiter, und übernachteten in einem Walde. Rudli machte dem Großvater wieder ein weiches Lager zurecht, Hartung aber bratete zum Nachtessen ein saftiges Stück Gemsfleisch. Am folgenden Morgen setzten sie ihre Wanderung fort, und trafen mit jedem Schritte auf schauderhafte Merkmale der Verwüstung. Sie sprachen hin und wieder das Mitgefühl ihrer Landsleute an, die gern den letzten Bissen mit ihnen theilten, und nach Kräften — die Meisten waren selbst arm oder geplündert — ihr herbes Loos zu erleichtern suchten.

Endlich kamen sie nach Tirol. Hier schloß sich Hartung an die Oesterreicher an, welche mit den Feinden seines Vaterlandes im Kriege standen, und im Begriff waren, dieselben wieder aus der Schweiz zu vertreiben. Nun blieb dem armen, hülflosen Greise nichts Anderes übrig, als mit seinem Enkel die Wohlthätigkeit der Menschen anzuflehen, und sich vor ihren Thüren Almosen zu sammeln. Ach, das kostete ihm einen großen, schweren Kampf! Er hatte nie in seinem Leben Mangel gelitten, sondern sich immer durch seiner Hände Arbeit redlich genährt. Jetzt, im Greisenalter, sollte er sein Brod kümmerlich erbetteln! Rudli, der, wie wir wissen, für sein Alter ziemlich stark

und kräftig war, wollte sich als Tagelöhner verdingen, um seinem ehrwürdigen Großvater diesen Kummer zu ersparen; aber Niemand wollte den alten Mann mit ihm in's Haus nehmen.

O es ist gewiß ein sehr bitteres, kränkendes Gefühl, sein Brod vor den Thüren der Leute erbetteln zu müssen! Es gibt schamlose Menschen genug, die aus Hang zur Trägheit und Liederlichkeit ein förmliches Gewerbe mit dem Bettel treiben, und die Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen zu sträflichen Zwecken mißbrauchen. Und mit diesen verächtlichen Menschen wird der arme und kraftlose, der verlassene und verstoßene Mann nur zu oft in eine Klasse geworfen. Was blieb denn unserm armen, hülflosen Greise Anderes übrig, als das Mitleid der Menschen anzusprechen? Und sich nun mit Härte und Bitterkeit, ja wohl gar mit Schmähungen abgewiesen zu sehen — ach, das that ihm sehr weh'! Ein Weib schalt ihn einst einen liederlichen Tagedieb, einen nichtsnutzigen Faulenzer. Ach, das hätte ihm das Herz zerreißen mögen! Er blickte mit thränendem Auge zum Himmel, und bat Gott, ihn zu sich zu nehmen, und seinen Kümmernissen ein Ende zu machen.

Unter solchen Umständen, welche sehr niederdrückend auf seinen Geist wirkten, war es kein Wunder, wenn auch die körperlichen Kräfte des Greises mehr und mehr schwanden. Kaum noch vermochte er ein paar Stunden im Tage zurückzulegen. Auf seinen Stab gestützt, und von Rudli geleitet, schlich er in den Dörfern von Haus zu Haus, und Letzterer bat so innig und rührend, daß ihn selten Jemand unbeschenkt entließ. Seine Bitte kleidete er bisweilen in folgende Verse ein:

„Ich bin ein armer Schweizerknabe,
Und dieser schwache, kranke Greis,
Der matt hier schleicht am Bettelstabe,
War meiner Kindheit Trost und Licht.

Nun ohne Obdach, ohne Hütte,
Irrt er verlassen durch die Welt,
Verstoßen aus des Friedens Mitte,
Vertrieben aus dem Vaterland.

O gebt uns eine milde Gabe,
Und übt an uns Barmherzigkeit;
Ich armer, schwacher Schweizerknabe,
Ich bin verlassen, so wie er!

Mein Vater ward vom Feind erschlagen,
Die stille Wohnung abgebrannt;
Und keine Sprache mag's euch sagen,
Was dieser Greis gelitten hat.

Nun irr' ich armer Schweizerknabe
Mit diesem schwachen, kranken Greis
Verlassen durch die Welt, und habe
Nur Glauben noch an Menschlichkeit."

Nachdem sie ein halbes Jahr lang auf diese Art umhergeirrt waren, wurde der Greis krank, und mußte in dem Wirthshause eines Dorfes liegen bleiben. Doch der Allbarmherzige verließ ihn nicht. Sein ehrwürdiges, greises Haupt, seine hülflose Schwachheit erregten in der Gemeinde die herzlichste Theilnahme. Der Pfarrer des Orts war der Erste, der ihn besuchte. Er hörte vom braven Rudli seine Geschichte so lebhaft und rührend erzählen, daß er den armen Mann mit seinem kleinen Begleiter sogleich zu sich in's Haus nahm, und für Beide die zärtlichste Sorge trug. Nicht nur erquickte er sie mit langentbehrter kräftiger Speise; er kleidete sie auch neu vom Kopf bis zu Fuß, und räumte ihnen ein eigenes Zimmer mit zwei weichen Betten ein. Beide waren wie neu geboren, und blickten mit Dank und Rührung zum Himmel auf.

Der fromme, biedere Sinn des Alten und das gute, unverdorbene Herz Rudli's nahmen den guten Pfarrer auf's Lebhafteste für die beiden Unglücklichen ein. Er

sparte keine Kosten und keine Mühe, das Leben des Greises zu erhalten; aber das Uhrwerk seines Lebens war abgelaufen. Als er merkte, daß sich der letzte entscheidende Augenblick nahe, rief er seinen lieben Rudli zu sich, und ermahnte ihn: immer vor den Augen Gottes zu wandeln, und in keine Sünde zu willigen. Zu dem braven Geistlichen, der ihn so treu verpflegt und für Rudli väterlich zu sorgen versprochen hatte, sagte er: „Vor Gottes Thron will ich es Ihnen danken, was Sie an mir Gutes gethan haben; aber was Sie an meinem kleinen, verwaisten Enkel thun wollen, verdient noch den größern, herzlichern Dank. Ich kann jetzt ruhig sterben, da ich ihn in solchen Händen zurücklasse.“ Nun faltete er seine Hände, legte dann sein Haupt ruhig zur Seite, und schloß die müden Augen, um sie hienieden nicht wieder zu öffnen.

Mit wehmüthigem, zerrissenen Herzen folgte Rudli der Leiche des theuern Großvaters, und pflanzte einen jungen Rosenstock auf das frische Grab zu dem schön verzierten Kreuze, welches der Geistliche hatte setzen lassen. Und oft ging Rudli in der Frühe des Morgens oder in der Kühle des Abends hieher, und er gedachte dann der letzten Worte des Entschlafenen, und erneuerte seinen Entschluß, redlich zu handeln und Gott im Herzen zu tragen.

Der edle Pfarrer erfüllte treu sein gegebenes Versprechen. Er behielt den guten Schweizerknaben bei sich, unterrichtete ihn mit Sorgfalt in der heiligen Religion und jeder nützlichen und nothwendigen Kenntniß, und hielt ihn in Allem wie einen Sohn. Rudli ehrte ihn auch wie seinen zweiten Vater, und suchte ihm die so vielfach bewiesene Liebe und Güte durch pünktlichen Gehorsam und unermüdeten Fleiß zu belohnen. Er arbeitete außer den Lernstunden im Garten, trug Wasser, machte Holz klein, besorgte die Geißen, welche sein Pflegevater hielt, arbeitete

mit auf dem Felde, kurz er suchte sich nach Kräften im Hause und in der Wirthschaft nützlich und angenehm zu zeigen. Er würde auch, von jeher an ein arbeitsames, thätiges Leben gewöhnt, sich ganz glücklich gefühlt haben, wenn er in seiner lieben Heimath, unter dem heitern Himmel seines theuern Vaterlandes hätte leben können. Darnach ging immer sein Sehnen; daß er dieß nicht stillen konnte, war sein einziger Schmerz.

Als nun die Kunde erscholl, daß nach Jahren des Krieges und der Verwüstung der Friede mit seinen Segnungen alle Kräfte und Hoffnungen in der Schweiz wieder neu belebe, da erwachte in seinem Herzen die Sehnsucht nach dem geliebten Heimathlande mit doppelter Stärke. Immer zog es ihn hin nach den blauen Bergen, die ihm bei heiterm Himmel aus weiter Ferne entgegenwinkten.

„Nein, nirgends scheint doch unsers Herrgotts Sonne
So mild als da, wo sie zuerst mir schien,
So lachend keine Flur, so frisch kein ander' Grün.
Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand —
Sei immer mir, unscheinbar auch, gegrüßt!"

In solchen Stunden des Heimweh's suchte Rudli die einsamsten Oerter, und erleichterte sein Herz durch einen Strom von Thränen. Die Munterkeit seines Geistes, die Ruhe seines Herzens und die blühende Farbe der Gesundheit verschwanden. Mittheilung hätte jedenfalls seinen Zustand gebessert; aber seinem Freunde und Wohlthäter mochte er die Empfindungen seines Innern nicht offenbaren, indem er fürchtete undankbar zu scheinen.

Der edle, vielerfahrene Geistliche jedoch, welcher sich die Seelenstimmung seines jungen Freundes wohl zu deuten vermochte, und es wußte, daß bei dem Schweizer das Heimweh oft zu einer gefährlichen Krankheit wird, kam

seinen Wünschen entgegen, und fragte ihn einst auf einem traulichen Spaziergang, nachdem sie lange von der Schweiz sich unterhalten hatten: ob er nicht sein Heimathland wiederzusehen wünsche?

Rudli blickte den würdigen Diener Gottes mit freudigem Staunen an, und traute kaum seinen Ohren, als ihm der Pfarrer sagte: „Mein guter Sohn, ich verliere dich ungern, weil ich dich herzlich liebe; aber ich weiß es wohl, daß der Schweizer nirgends Glück und Ruhe findet, als in seinen lieblichen Thälern zwischen den rauhen Gebirgen. Darum magst du immer deinen Wanderstab ergreifen, und der geliebten Heimath entgegenpilgern. Ich werde dich mit dem nöthigen Gelde hinreichend versehen. Willst du dort bleiben, so gib mir hie und da von deinem Befinden Nachricht, und hast du Zeit, so besuche mich bisweilen. Glaubst du aber bei mir glücklicher und zufriedener zu leben, so komm' wieder zurück zu mir. Ich werde dich mit offenen Armen empfangen, und stets wie einen Sohn halten."

Der Knabe war bis zu Thränen gerührt über die Worte seines edlen Pflegevaters. Was er so heiß ersehnt, was er kaum nach Jahren zu hoffen gewagt hatte, das sollte nun so früh in Erfüllung gehen! Nur die Trennung von seinem Wohlthäter hätte nicht sein sollen; diese kam ihm bitterhart an, fast wollte er lieber bleiben. Der Geistliche, gerührt von solch' dankbarer Gesinnung, sprach ihm, sein Heimweh kennend, am Ende selbst zu, in das Land seiner Väter zurückzukehren. So schnürte denn Rudli, wenn auch nicht so leicht und fröhlich, als er sich's immer gedacht hatte, nach einigen Tagen seinen Reisebündel, ergriff den Wanderstab, nahm den wehmüthigsten Abschied von seinem väterlichen Freunde, und wanderte nun, reichlich beschenkt, dem theuren Vaterlande zu.

Je näher er demselben kam, und je höher die stolzen Alpen vor ihm emporstiegen, um so stärker pochte ihm das Herz, und um so emsiger verdoppelte er seine Schritte. Er gönnte sich nirgends Ruhe, wanderte Tag und Nacht, und fühlte doch keine Ermüdung. Als er endlich wieder den ersten Schritt auf Schweizerboden setzte, da ward seine Brust von den wundersamsten Gefühlen bestürmt, und er mußte weinen vor Freude! — Und o, wie ganz anders war es jetzt, als vor dritthalb Jahren, da er mit seinem alten Großvater auf heimlichen Pfaden flüchten und seinem theuern Vaterlande den Rücken kehren mußte! Die Dörfer, die damals in Asche lagen, waren schöner und anmuthiger erstanden. Ueberall erblickte er Spuren einer neubelebten Regsamkeit.

Jetzt betrat er die wohlbekannte Gegend, welche er vor Zeiten so oft durchstreift hatte — ach, und mit Zittern kam er näher und näher der Stelle, wo ehedem die väterliche Wohnung gestanden. „Sie wird wohl noch in Schutt und Asche liegen, die liebe, trauliche Hütte, in der ich als Kind so selige Stunden verlebte!" seufzte er. „Wer sollte sie auch wieder aufgebaut haben? Mein Vater ist ja leider nicht mehr unter den Lebenden — und meine Mutter?" — Hier traten ihm heiße Thränen in die Augen, und alle seine vorige Heiterkeit verschwand. Sein Gang wurde langsamer, beklommenen Herzens zog Rudli weiter.

Nur noch einige Schritte — und er hatte die Höhe des Berges erreicht, von wo er das Thal mit seinen Dörfern übersehen konnte. Jetzt war er oben — und, o Himmel, welch ein entzückender Anblick! Alle Dörfer standen verjüngt und schöner da. Auch die väterliche Wohnung war größer und schöner aufgebaut. Rasch eilte er nun vorwärts — und wie eine Erscheinung vom Himmel sah er seinen Vater und seine Mutter vor der Thüre des

Hauses sitzen. Wie versteinert stand Rudli da — namenloses Entzücken hemmte lange seine Schritte. Dann aber sank er auf seine Knie, und dankte Gott für Seine weisen und väterlichen Fügungen.

Leise und unbemerkt schlich er jetzt durch den Garten in's Haus, trat alsdann plötzlich hervor, und sank mit einem Schrei der höchsten Freude dem Vater und der Mutter in die Arme. Alle Drei hielten sich lange in stummer Umarmung. Der Sohn drückte den Vater, welchen er auf dieser Erde nicht wiederzusehen glaubte, und die Mutter, deren ungewisses Schicksal ihn oft mit Sorge und Kümmerniß erfüllt hatte, an sein Herz; und die Eltern hielten den Sohn, welchen sie schon als todt beweint, frisch und blühend in ihren Armen. O ich fühle es wohl, was in den Herzen dieser drei glücklichen Menschen vorgegangen sein mag; aber beschreiben kann ich es nicht!

Nachdem der erste Rausch der Freude vorüber war, bemerkte Rudli, daß sein Vater ein hölzernes Bein hatte. „Ist dieß die Folge jener blutigen Schlacht?“ fragte der Sohn — und der Vater erzählte nun mit wenigen Worten, daß er fast zwei Tage lang, am Fuße und in der Seite schwer verwundet, auf dem Schlachtfelde gelegen, und dann von mitleidigen Bewohnern der Gegend gefunden und in ein nahes Haus gebracht worden war; daß die gute Mutter dann Nachricht von ihm erhalten und ihn aufgesucht habe, und er durch ihre sorgfältige Pflege, mit Hülfe Gottes, bis auf den Verlust seines Fußes, vollkommen hergestellt worden sei; und daß einige reiche Wohlthäter und gutherzige Nachbarn seine Wohnung geräumiger aufgebaut und bis jetzt sein Feld bestellt hätten.

Rudli erzählte nun auch die Schicksale, die er mit dem geliebten Großvater seit jenem schrecklichen Tag erduldet.

Die Nachricht, daß der alte, hinfällige Greis fast sechs Monate lang sein Brod vor fremden Thüren hatte erbetteln müssen, zerriß dem Vater das Herz; aber die Barmherzigkeit des Pfarrers, und der fromme, gottselige Tod des Alten träufelte wieder Balsam in die blutende Wunde.

Gleich am folgenden Tage schrieb Rudli an seinen Wohlthäter, den guten Geistlichen, und meldete ihm das glückliche Wiederfinden seiner Eltern. Auch diese fügten einige Worte des wärmsten Dankes hinzu. Unterdeß war die Ankunft Rudli's bereits im Dorfe bekannt geworden. Alles gerieth in die freudigste Bewegung bei dieser Nachricht, denn Jedermann liebte den braven, freundlichen Knaben, der stets und überall bestrebt gewesen war, nach Kräften sich nützlich zu machen. Von allen Seiten kamen die Nachbarn in fröhlicher Eile gelaufen, um ihn zu begrüßen und den Eltern Glück zu wünschen. Der brave Hartung aber konnte nicht mehr kommen. Er war vor einem Jahre in einer blutigen Schlacht, welche die Oesterreicher den Franzosen lieferten, den Heldentod gestorben.

Rudli bebaute nun für seinen Vater das Feld, ging für ihn auf die Jagd, und sorgte mit kindlichem Eifer für seine Pflege. Der Vater dagegen beschäftigte sich mit Korbflechten und mit Ausschnitzen von Thieren, Küchengeräthschaften, kleinen Häuschen ꝛc. aus Holz, worin er von jeher sehr geschickt gewesen war, und womit er sich ein gutes Einkommen verschaffte. Lange Jahre lebte so die kleine Familie in der alten Glückseligkeit und Ruhe. Jeden Herbst aber besuchte Rudli seinen zweiten Vater, den guten Pfarrer in Tirol; einige Male war dieser auch selbst zu Besuch gekommen, und es gab dann allemal ein rührendes Fest der Freude und Dankbarkeit. Endlich trennte der Tod den schönen Familienverein. Rudli drückte als

guter Sohn zuerst dem Vater und bald darauf auch der Mutter die Augen zu; er selbst aber lebt noch heute als ein braver und geachteter Bürger im Dorf seiner Väter.

3.

Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.

Fritz war ein äußerst lebhafter, muthwilliger Junge, dabei aber voll innerer Herzensgüte, ein Sohn des alten Föhrenbach aus der ersten Ehe. In der zweiten hatte seine Stiefmutter — das war sie im schlimmsten Sinne des Wortes — ihn mit einem Brüderlein beschenkt, Elias genannt.

Ei, dieser Elias war ganz ein anderer Knabe! Der lernte, daß ihm der Kopf rauchte, wenn er das Gelernte auch nicht verstand. In seinem Kleide war nie ein Loch, auf seiner Wäsche nie ein Flecken, und wenn er in Gesellschaften trat, küßte er allen Leuten die Hand sehr zierlich, und wenn man ihm etwas gab, so verfehlte er nicht zu sagen: „Ich bedanke mich gehorsamst!" Sein röthliches Haar beschattete ein Firmament von Sommersprossen, und die gesattelte Nase vereinte auf ihrer Spitze den Sehpunkt beider Augen. Immer ging er leise wie auf Eierschalen, und sprach so still, daß man ihn kaum vernehmen konnte. In der Kirche vollends war er ein Muster der äußerlichen Andacht; nur zuweilen schielte ein Blick verstohlen über seine aufgehobenen Hände hinüber auf den Magister, ob dieser ihn auch bemerke. Konnte er aber seinem Bruder oder einem seiner Mitschüler etwas unbemerkt anhängen, ihn in Verdruß und Strafe bringen, oder ihm einen Schaden zufügen; so war es ihm eine wahre Herzensfreude, wenn er gleich äußerlich vielmehr Theilnahme mit dem

Leidenden zu haben schien. Uebrigens war er im Stillen ein arger Näscher, und ein Thierquäler sonder Gleichen, wenn ihn Niemand gewahr wurde.

Wer, meine jungen Leser, wer müßte nicht diesen argen Duckmäuser, trotz seiner scheinbaren guten Eigenschaften, verabscheuen? — O nur keine Heuchelei, nur keine Scheinfrömmigkeit und Verstellung! Sie ist das Grab aller edleren Gefühle, und verunstaltet Gottes Ebenbild im Menschen bis zur Unkenntlichkeit.

Welch ein zierliches Bürschlein war nun dieser artige, zuvorkommende, stille Elias gegen den wilden Fritz, der aus schwarzen Augen so schelmisch um sich blickte! Wenn der ein neues Kleid anzog, so war es nach wenigen Wochen nicht mehr zu kennen, und von seinen Beinkleidern hingen nicht selten Fragmente auf des Nachbars Obstbäumen, was freilich nicht recht war, und ihm, wenn es ruchtbar wurde, verdiente Züchtigung zuzog. Kein Knabe in der ganzen Stadt machte einen so ungeschickten Kratzfuß, und wenn er den alten Tanten und Basen, die stets an ihm zu hofmeistern und über ihn zu klagen und den scharmanten Elias zu preisen hatten, die Hände küssen sollte, so versteckte er sich hinter den Ofen, und ehe man sich's versah, hatte er das Freie gewonnen. Auch er schnallte zwar an jedem Morgen seine Schulbücher zusammen, und ging. Aber da waren im Sommer befreundete Ballspieler, im Winter lustige Schlittschuhläufer auf dem fatalen Schul- oder für ihn gewöhnlich Strafwege — und der Leichtsinnige ließ sich von ihnen nicht selten zur Versäumniß der Schule verführen. Das war freilich hohes Unrecht und in keiner Weise zu entschuldigen, denn Schule und Kirche, die vom Himmel stammenden Bildungsanstalten des Menschengeschlechtes, soll man ohne die dringendste Noth niemals versäumen; es preßte dieser Leichtsinn in

spätern Jahren ihm auch manche bittere Zähre, manchen herben Seufzer aus, wenn er darüber nachdachte, welchen Verdruß und Kummer er seinem guten Vater dadurch gar vielfach verursacht hatte.

Doch nicht immer suchte Fritz nur lustige und — leichtsinnige Gesellschaft auf. Oft eilte er nach den Lehrstunden, weder der Einladungen noch Bitten seiner Spielkameraden achtend, hinaus in die Vorstadt, und husch! war er in einem Seitengäßchen verschwunden.

Hier wohnte in einem halbverfallenen Häuschen eine arme, fromme Wittwe, die früher, als die Gattin eines Beamten, bessere Tage gesehen hatte, aber durch unverschuldete Unglücksfälle um all' das Ihre gekommen war, und jetzt sich und ihren kleinen Bernhard kaum vor dem äußersten Mangel durch ihrer Hände Arbeit schützen konnte. Hieher, zu dieser kleinen, stillen Familie lenkte Fritz seine Schritte; und es war ihm hier so wohl, er war hier so gern! Wie war jedoch Fritz mit der Wittwe und ihrem Sohne bekannt geworden?

Eines Tages, da er mit Elias zu einer Verwandten ging, begegnete ihnen ein kleiner, ärmlich aber reinlich gekleideter Knabe, der ein kleines Päckchen trug, das in ein weißes Tuch eingeschlagen war. Bittere Noth schaute aus seinem blassen, sonst so einnehmenden Gesichte, und sie hörten ihn, als sie zusammen an einem Bäckerladen vorübergingen, wo so eben frisches, lieblich duftendes Brod ausgelegt wurde, leise vor sich hin sagen: „O, wenn ich doch ein Stückchen Brod hätte!" Fritz, dessen weiches Herz von diesen Worten sich auf's Innigste bewegt fühlte, fuhr sogleich mit der Hand in die Tasche, aber — da war ja eben das letzte Groschenstück in die fleischlosen Hände des blinden Besenbinders Anton spaziert.

Um nun den kleinen, hungrigen Knaben nicht ohne

Gabe von sich zu lassen, wendete er sich an Elias mit der Bitte, ihm von seinem reichen Sparpfennig — und Sparpfennig war Alles, was er erhielt, denn er gab nichts aus — etwas vorzustrecken. „Nun ja," sprach dieser unwillig, „verschenke meinetwegen noch deinen Rock an hergelaufene Bettelbuben; aber mir bezahle wieder die zwei Groschenstücke, die ich dem faulen Kameraden da für deine Rechnung gebe." Und nun griff er in die Tasche, holte — ein Groschenstück heraus, drückte es dem Knaben schnell in die Hand, und stieß ihn dann so unsanft von sich, daß der Kleine fiel, und sein Päckchen im Gassenkothe lag. „O meine arme Mutter!" jammerte der Knabe, und raffte so schnell als möglich die feine Nätherei zusammen, welche herausgefallen war, und die er, als die Frucht wochenlanger Anstrengung der Mutter, einer Dame hatte bringen sollen.

Fritz wollte den Bruder für diese Büberei züchtigen, aber er besann sich. „Warte nur," sagte er mit aufgehobenem Zeigefinger, „das soll der Vater erfahren!" „Ja, ja," entgegnete hämisch der Lieb- und Herzlose, „er soll es erfahren, daß du mit ungezogenen Gassenjungen Bekanntschaft machst!" Und in diesem Sinne erfuhr er den Vorfall auch, und die Hände des armen Fritz erfuhren es auch, als die fatalen Birkenreiser auf sie herniedersausten.

Indeß hatte Fritz den kleinen Bernhard beruhigt, und ihn zu seiner Mutter begleitet. Er erzählte hier den Hergang der Sache, und bat zugleich das Unrecht seines Bruders ab.

Gute Seelen finden sich schnell. Fritz hatte gleich im ersten Augenblick die arme Frau so lieb gewonnen, als wäre sie seine leibliche Mutter; denn das herzliche Wohlwollen und die innige Freundlichkeit, womit er sich hier

empfangen sah, war ihm, dem Mutterlosen, etwas so unendlich Wohlthuendes! Er kam daher späterhin auch recht oft in das zwar armselige, aber doch gar heimliche Stübchen der Wittwe. Hier fühlte er sich so recht zu Hause. Selige Stunden verlebte er hier, namentlich wenn es ihm gegönnt war, hie und da Bernhard und dessen Mutter eine kleine Freude oder Erleichterung zu verschaffen, was sein karg zugemessenes Taschengeld freilich nicht oft erlaubte. Und wenn die edle Dulderin mit der hinreißenden Begeisterung des frommen Glaubens so vom lieben Gott und von der Menschenfreundlichkeit Seines eingebornen Sohnes redete, und von den göttlich-liebevollen Thaten Jesu und Seinen himmlischen Lehren erzählte, und zur Treue gegen Ihn aufmunterte; o wie still und andächtig lauschte da Fritz, und gar oft sank er in solchen Augenblicken auf die Knie, und sprach, die Hände zum Himmel emporhebend, mit Thränen innigster Rührung: „Ja, gute Mutter, ich will auch gewiß unsern Heiland recht lieb haben, und Ihm treu bleiben!"

Doch nicht nur sein Herz wurde hier in dieser Wohnung stillen Friedens und Genügens geläutert und veredelt; auch so manches Andere lernte er spielend, gar manche nützliche Kenntniß bereicherte seinen Kopf. Denn die Wittwe war nicht allein sehr fromm und religiös; sie hatte auch ungemein Vieles in der Welt gesehen und erfahren, wovon sie in geeigneter Weise oft mit den beiden Knaben sprach.

Ganz gewiß hatte Fritz der Wittwe und ihrem Sohne in Hinsicht seiner geistigen Bildung Vieles zu danken — mehr fast als seinem sonst doch auch so braven und kenntnißreichen Lehrer, der ihm aber durch eine allzu strenge, ja tyrannische Behandlung fast alle Lust zum Lernen ge-

nommen hatte, so daß der Lehrer blos immer Klagen über seine Nachlässigkeit und seinen Unfleiß hatte.

Nur wenn die jährliche öffentliche Prüfung heranrückte, und der Lehrer etwa gesagt hatte: „man wird nun sehen, wer es am besten macht;“ dann kroch Fritz mehrere Wochen lang auf ein Dachstübchen, und holte mit solcher Anstrengung das Versäumte nach, daß er es gewöhnlich am besten machte. Sobald aber dieser feierliche Tag glücklich überstanden war, trieb er sein altes, muthwilliges Wesen, und wo er einen lustigen Streich spielen konnte, da scheute er keine Gefahr.

Was Wunder, daß der Lehrer klagte, wenn Fritz den Mitschülern die Zöpfe zusammengebunden, oder ihnen lebendige Krebse in die Taschen gesteckt hatte! Was Wunder, daß die Stiefmutter klagte, wenn sie den alten Kettenhund plötzlich mit ihrer Haube auf dem Kopfe herumlaufen sah!

„Nur durch Kreuz und Leiden,“ pflegte sie dann zu sagen, „wird dieser Bube gebessert werden.“ Das merkte sich Elias, und von dem christlichen Verlangen beseelt, seinen Bruder so bald als möglich gebessert zu sehen, trug er aus allen Kräften dazu bei, ihm Kreuz und Leiden zu verschaffen. Er gab nicht allein Alles treulich an, was er von Fritzens losen Streichen aufspüren konnte, sondern er erfand auch deren noch manche, die nicht allein lose, sondern auch böse waren, und hinterbrachte sie seufzend dem zwar gütigen, aber auch strengen Vater. Dem argen Scheinheiligen wurde geglaubt, denn er hieß ja in der ganzen Nachbarschaft der fromme kleine Elias; und mochte Fritz seine Unschuld mit noch so redlicher und offener Miene betheuern, so galt doch Alles nur für Verstockung, und es folgte die Strafe gewöhnlich doppelt.

Der bekümmerte Vater beschloß endlich, ihn aus dem Hause in eine strenge Schulanstalt zu senden, und zwar so fern als möglich. Fritz vernahm diesen Entschluß ohne Schrecken, ohne Betrübniß; denn ihm wuchsen ja im väterlichen Hause keine Rosen; er sah den tückischen Bruder überall sich vorgezogen, und durch dessen Verleumdungen des Vaters Liebe sich geraubt. „Schlimmer," dachte er, „kann es mir nirgends gehen!" Deßhalb packte er seinen Koffer mit einer Art von Vergnügen, und nicht einmal das schmerzte ihn, daß die Abreise schon auf den nächsten Morgen festgesetzt war.

Während er so seine Sachen zusammensuchte, fiel ihm eine alte Perrücke und ein abgetragener Oberrock seines Vaters in die Hände, und wie ein Blitzstrahl fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, mit diesen Sachen zu guter Letzt noch einen lustigen Schwank auszuführen. Gedacht, gethan! Sobald es dunkel geworden war, nahm er seinen Fund, kletterte unbemerkt damit auf den Boden, und kroch von da auf das Dach. Mit Lebensgefahr erreichte er den Blitzableiter, der auf dem Hause stand, hing den Oberrock auf die Spitze, und setzte die Perrücke darauf. Dann rutschte er fröhlich wieder herunter, und legte sich wohlgemuth schlafen, ohne nur im Mindesten an die Folgen seines Muthwillens zu denken, oder daß sein Vater darüber zürnen könnte, an dem er doch mit aufrichtiger Liebe hing, obwohl er dessen Strenge sehr oft und nicht selten unverdient fühlen mußte.

Den andern Morgen, als es Tag wurde, sammelte sich Jung und Alt vor dem Hause, um die seltsame Trophäe zu beschauen, die der Nachbar Föhrenbach sich errichtet hatte. Der Vater trat von ungefähr an's Fenster, sah das Getümmel und Aller Köpfe nach seinem Dache gerichtet, glaubte, es brenne im Giebel, und lief erschrocken

auf die Straße, wo seines Söhnleins Witz und Geschicklichkeit im Klettern ihn dann freilich schlecht erbauten. Mit verbissenem Unmuth schlich er wieder hinein, ließ einen Schornsteinfeger holen, und seine gelüftete Garderobe des Pöbels Spott entziehen. Es währte aber doch eine geraume Zeit, ehe das komische Schauspiel sein Ende erreichte, und so lange war das Haus belagert wie ein Bäckerladen in der Hungersnoth, nur mit dem Unterschied, daß kein Seufzer gehört wurde, sondern ein wieherndes Gelächter, so oft der Wind einen Aermel des Oberrocks hob, oder den Zopf der Perrücke ausbreitete wie einen Kometenschweif.

Doch im Innern des Hauses sparte Elias die Seufzer nicht, und die Stiefmutter schürte den Zorn des Alten. Unter diesen Umständen konnte der Abschied von Fritz nicht eben zärtlich ausfallen. Der Vater wollte ihn nicht einmal mehr sehen; die Mutter sagte: „du wirst ein Taugenichts werden;" und der Bruder begleitete die Prophezeiung mit einem tiefen Seufzer und verdrehten Augen.

Fritz aber, der das beste Herz besaß, war sehr niedergeschlagen, daß der lustige Schwank, wie er das Gethane nannte, solchen Lärm und Verdruß erregt hatte. Er war böse auf sich selbst, besonders schien es ihm unerträglich, daß er seinen lieben Vater nicht mehr sehen sollte.

Der Alte hatte seine Thüre verschlossen, und Fritz bat vergebens eingelassen zu werden, mit dem Erbieten, sich jeder Züchtigung demüthig zu unterwerfen, wenn er nur des Vaters Hand noch einmal küssen dürfe. Als zu Elias' stiller Freude keine Antwort erfolgte, sprang Fritz in den Hof, wo eine alte Linde stand, deren Zweige sich bis vor des Vaters Fenster hin streckten. Auf diese Linde kletterte er, und rutschte dann, auf die Gefahr den Hals zu brechen, auf einem starken, doch immer schwächer und dünner werdenden Seitenaste dem Fenster so nahe als

möglich, und schrie aus allen Kräften: „Guter Vater! ich habe Sie doch wahrhaft lieb. Sehen Sie mich nur noch einmal freundlich an!"

Der Alte vernahm die Stimme aus den Lüften anfangs mit Erstaunen, dann mit großem Schrecken, als er den Wagehals wie einen Sperling vor seinem Fenster sitzen sah. Er riß es auf, und befahl ihm, von Zorn und Angst beklemmt, sogleich herabzusteigen. Aber Fritz gehorchte nicht, und wollte lieber den Zweig fahren lassen, der ihn in der Schwebe hielt, als ohne des Vaters Segen aus dem Hause gehen. „So geh' nur," sagte der zitternde Alte, den der Trotz der kindlichen Liebe rührte, „geh' nur, ich segne dich!"

Husch! war Fritz vom Baume herunter, und mit einem Sprunge bei seiner guten Mutter, so nannte er die Wittwe, von der und ihrem Sohne ihm allerdings der Abschied noch recht schwer fiel. Er erzählte ihr aufrichtig Alles, was sich in den letzten Stunden zugetragen, und erhielt von ihr dagegen die liebreichsten Warnungen und Belehrungen mit auf den Weg. Dann segnete sie ihn, schloß ihn weinend in die Arme, und versprach für ihn alle Tage zu beten. Bernhard aber begleitete ihn bis zur Post, küßte dann nochmals die Hand, die ihm so oft wohlgethan, und Fritz — war mit einem Satze im Eilwagen.

Anfangs weinte er still; als er aber erst das Thor im Rücken hatte, lauter neue Gegenstände ihn umringten, und der frische Wind mit seinen vollen Locken spielte, da fuhr er, die letzten bewegten Stunden gar schnell vergessend, so munter in die Welt hinein, als wäre das Schlaraffenland seiner Reise Ziel. Nach einigen Tagen langte er wohlbehalten an dem Orte seiner Bestimmung an. Seine Empfehlungsschreiben verschafften ihm eben nicht die freundlichste Aufnahme. Ein finsterer Direktor stellte

ihn unter seine besondere Aufsicht. Das Umgehen der Schule war hier nicht leicht. Die ersten Versuche mißlangen, und wurden scharf bestraft.

Als Fritz nun sah, daß man hier durchaus etwas lernen müsse, so ergab er sich darein, und lernte viel. So oft sich aber Gelegenheit zu einem Schwanke darbot, ließ er sie nicht entschlüpfen, und es gab bald keinen Mitschüler, der nicht irgend einmal von ihm geneckt worden wäre — aber auch nur geneckt, nie absichtlich beleidigt; und jede Neckerei ward gewiß durch irgend einen Liebes- oder Freundschaftsdienst zur Genüge wieder gutgemacht.

Diese Neckereien waren jedoch die Ursache, daß die Berichte nach Hause sehr verschieden lauteten. Bisweilen hieß es: der junge Friedrich schreitet mit rühmlichem Fleiße vor, und dürfte wohl an Fähigkeiten und Kenntnissen zu den Ausgezeichnetsten dieser löblichen Schulanstalt gezählt werden; bisweilen: der junge Friedrich ist ein ungezogener Bursche, der diesen und jenen Frevel verübt, diesen und jenen Schaden angerichtet hat, welchen dessen geehrter Herr Vater zu ersetzen belieben wird.

Die Briefe von der ersten Gattung wurden von der Stiefmutter wohlweislich unterschlagen, die der letztern hingegen immer treulich ausgehändigt, mit hämischen Anmerkungen verbrämt, und das Gemüth des Alten täglich mehr erbittert. Endlich erschien gar ein Brief, welcher berichtete: nun sei der Geduldsvorrath sämmtlicher Lehrer erschöpft, und ein letzter, sehr malitiöser Streich habe dem Fasse den Boden ausgestoßen.

Die Zöglinge der Anstalt, in welcher Fritz war, hatten nämlich einen Tanzmeister, ein hageres, grämliches Männchen, dem kein Zögling etwas zu Danke machen

konnte; der stets polterte, und dabei total verdorbene Grundsätze hatte.

Nicht selten, wenn er gerade bei Laune war, spielte er vor den Zöglingen den Freigeist, nannte die ehrwürdigsten Gebräuche und die heiligsten Geheimnisse der Religion crassen Aberglauben, und erlaubte sich über die wichtigsten Lehren der Offenbarung die leichtfertigsten Reden. Dabei mußte gewöhnlich ein alter, frommer Geistlicher, der Hauskaplan der Anstalt, das Stichblatt abgeben. Dieß empörte tief das religiöse Gefühl und den frommen Kinderglauben unsers unverdorbenen Fritz, und nur mit Abscheu konnte er den Spötter betrachten, der sein bereits ergrauendes Haar so sehr beschimpfte.

„Warte,“ dachte oft der Junge, „warte, ich will dich gewiß noch lehren, Gott erkennen!“ Und dazu ergab sich bald eine Gelegenheit. Ein Schlagfluß hatte den irdischen Lebensfaden des frommen Geistlichen plötzlich abgerissen, und der Tanzmeister, der, wie alle Religionsverächter, die größte Furcht vor Todten hatte, und nun mit einer Leiche unter gleichem Dache sich wußte, war in Schrecken und Angst, wie kaum zu schildern. Schon beim hellen, lichten Abende verkroch er sich in sein Zimmer, und suchte Alles hervor, sich zu zerstreuen und seiner Furcht Herr zu werden. So saß er um die Mitternachtsstunde, mit Lesen beschäftigt, noch auf dem Sopha, als mit einem Male am Fenster eine weiße, vermummte Gestalt erschien, die anklopfte, und den Tanzmeister mit hohler Stimme fragte: „ob er sich jetzt, in der stillen Stunde der Nacht, getraue, eine seiner Religionsspöttereien zu wiederholen?“ Zitternd war dieser gleich im ersten Augenblick auf die Knie gesunken, und es stotterte der arme Sünder ein gebrochenes Nein, und versprach, Alles feierlich zu widerrufen, was er je zum Nachtheil der Religion gesprochen. Auf dieses

Gelöbniß entfernte sich die furchtbare Gestalt, welche Niemand anders als — Mosje Fritz gewesen war, welcher die Kunst, auf Stelzen zu gehen, meisterlich verstand, und so, seine Gestalt bis zum ersten Stockwerk erhebend, dem Tanzmeister jenes Entsetzen eingejagt hatte. So still er aber Alles abgemacht zu haben glaubte, war er doch bemerkt und dem Rektor angezeigt worden, der die ganze Geschichte mit den stärksten Farben seinen Eltern berichtete, mit der Bitte: „Da der malitiöse junge Herr bereits ein wohlgewachsener Bengel, er auch in den Studien genugsame Fortschritte gemacht, um die hohe Schule zu beziehen; so ersuche man angelegentlichst, ihn des Fördersamsten dahin zu senden, ehe das räudige Schaf die ganze fromme Herde anstecke.“

Madame Föhrenbach empfing wie gewöhnlich diesen Brief zuerst, und lächelte hold bei jeder Zeile. Durch erkünstelten Gram und halblaute Seufzer bereitete sie einige Tage lang ihren Gatten auf die Hiobspost vor, bis sie endlich mit dem Bekenntniß hervorrückte: „der Friedrich sei ein ungerathener Bube, an dem Hopfen und Malz verloren sei.“ Sie hoffte, der verhaßte Stiefsohn werde nun gänzlich verstoßen werden, und künftig ihrem lieben Elias nicht mehr im Wege stehen. Auch beschloß der Vater wirklich in der ersten Hitze, seine Hand von ihm abzuziehen, und die Mutter berechnete bereits in ihrem Kämmerlein, wie viel dadurch jährlich erspart werde. Aber als der Alte schon das Papier zu einem Donnerbriefe gefaltet hatte, und nur noch einige Male mit großen Schritten auf und nieder ging, um die kräftigsten Ausdrücke zu wählen; da fiel sein Auge von ungefähr auf das Bild seiner verstorbenen Frau, welches über seinem Schreibtische hing, und ihn sanft anlächelte. Sie war ihm eine treue, liebevolle Gattin gewesen. Noch einmal

blickte er zum Bilde auf, und sie schien für den einzigen Sohn zu bitten. Er setzte sich, ergriff die Feder, und die harten Vorwürfe verwandelten sich, fast wider seinen Willen, in väterliche, wenn auch sehr ernste Ermahnungen.

„Dießmal," schrieb er, „wolle er ihm noch verzeihen, aber es sei das letzte Mal. Er solle nun hinziehen auf die Universität, zu deren Besuch er ihm jährlich eine hinreichende Summe aussetze. Er solle fleißig studiren, seine Neigungen bekämpfen, und als ein gesetzter, ordentlicher Mann zurückkehren; wo nicht, des Vaters Antlitz meiden ewiglich."

Mit den herrlichsten Vorsätzen bezog Fritz die Universität, und hielt sie auch; denn der letzte Brief des Vaters hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Die Professoren rühmten seinen Fleiß, und waren auch mit seinem sittlichen Betragen vollkommen zufrieden. Leider wollte das Unglück, daß Fritz eines Tages ohne sein Verschulden in eine Schlägerei verwickelt wurde, weil er sich eines von niederträchtigen Kameraden unschuldig Mißhandelten mit edler Hitze angenommen hatte. Der Schein war jedoch gegen ihn, und Jene wußten das Ganze so zu drehen, daß Fritz als der allein Schuldige erschien. Daher kam es denn, daß ihm von der Universitätsbehörde der Rath oder vielmehr Befehl zugefertigt wurde, die hohe Schule sofort zu meiden und zu verlassen, und nur auf Verwendung eines Freundes ward ihm noch ein kurzer Aufenthalt in der Universitätsstadt nachgesehen.

Schonungslos und so grell als möglich wurde dieser Vorfall dem wegen Kränklichkeit ohnehin jetzt sehr reizbaren Vater von der Frau Stiefmama mitgetheilt. Diese benutzte dann meisterlich die Stunden böser Laune, und verdrängte endlich den guten Jüngling, der schon auf dem schönen Wege vollkommener Besserung wandelte, den sie aber als einen

ausgemachten Bösewicht schilderte, ganz aus dem Herzen des Vaters.

Bald darauf wurde der so schändlich Getäuschte ernstlich krank, machte sein Testament, und starb. Fritz empfing diese Trauerbotschaft in einem kühlen Brieflein seines Bruders, der ihn einlud, nach Hause zu kommen, und der Eröffnung des väterlichen Testaments beizuwohnen.

Der arme Jüngling stand tief erschüttert. Wenn er auch jetzt ein anderer, besserer Mensch geworden war, und nicht mehr nur von den Eingebungen des Leichtsinns und Muthwillens sich leiten ließ; ach, wegen der Vergangenheit mußte er ja noch immer die bittersten Vorwürfe sich machen! Es war ihm nie eingefallen, daß sein Vater sterben könnte, und wenn dessen Zürnen ihn bisweilen betrübte, so tröstete er sich immer mit dem Gedanken: „Ich habe doch etwas Rechtschaffenes gelernt, und werde dem lieben Vater gewiß noch Freude machen!“ Nun schwand plötzlich diese Hoffnung. Es war aus seinen ersten Kinderjahren ihm nicht entfallen, wie liebreich, als seine Mutter noch lebte, sein Vater ihn gepflegt, und täglich auf seinem Arm getragen, auf seinem Knie geschaukelt hatte. Nur in dieser Gestalt erblickte er jetzt den Verstorbenen, schob jede Unfreundlichkeit und Strenge, die er seitdem von ihm erfahren, auf Rechnung der Stiefmutter, und weinte bitterlich.

In dieser Stimmung kam er, nach langer Abwesenheit, in seine Vaterstadt. Hier wollte er zuerst die fromme Wittwe aufsuchen, bei der er früher so oft gewesen, und in welcher er eine theilnehmende, mütterliche Freundin ehrte. Bei ihr gedachte er sein gepreßtes Herz zu erleichtern, bei ihr Trost und Beruhigung in seinem herben Schicksal sich zu holen. Doch auch sie, die Schwergeprüfte, hatte der Todesengel indeß heimgeholt in die Wohnungen

seligen Friedens; Bernhard aber war Lehrer geworden, und stand bereits würdig einer benachbarten Dorfschule vor. So hatte Fritz denn nichts mehr hier in der Heimath, an dem sein Herz mit Liebe gehangen wäre.

Schluchzend betrat er das väterliche Haus, und wurde mit höflicher Kälte empfangen. Sein Stiefbruder war indessen sehr lang geworden; nur hatte die Natur in der Breite gespart, was sie in der Länge verschwenderisch zugemessen. Es schien in der That, als könne er in ein Nadelöhr gefädelt werden. Gelernt hatte er aber nichts, und sollte auch nichts lernen, „weil er zu stark wüchse," meinte die Mutter; „Beides zugleich möchte seinen Körper zu stark angreifen, und im Grunde sei Wachsen und Lernen ja doch einerlei."

Zu Etwas hatte er übrigens doch ein angeborenes Genie, und es blieb der mütterliche Scharfsinn darüber nicht lange im Unklaren, was dieses sei; denn mit ihren ersparten Marktpfennigen wußte sie ihm den Posten eines Zöllners zu verschaffen, und da stand er ganz an seinem Platze. Er roch die verbotenen Waaren meilenweit, und konnte, wenn er einem armen Krämer all' seine Habe wegnahm, bei dem Gewinsel von acht Kindern ganz ruhig eine Prise Tabak schnupfen. Aber gegen seinen Bruder trieb er die Großmuth so weit, ihm den Koffer uneröffnet nach Hause zu verabfolgen.

„Du siehst, mein lieber Bruder," sagte er zu ihm, „welches Vertrauen ich in dich setze!" Im Grunde hatte er schon längst gerochen, daß in dem leichten Koffer weder Zucker noch Kaffee war.

Fritz zog ihn bei Seite, und fragte ängstlich nach den letzten Stunden seines Vaters. Elias faltete die Hände und verdrehte die Augen. „Er ist sehr christlich gestorben, und hat allen Feinden und Beleidigern von Herzen vergeben."

„Feinde?“ wiederholte Fritz. „Nun, zu seinen Feinden hat mein guter Vater mich doch sicher nicht gezählt; aber zu seinen Beleidigern?“

Elias zuckte die Achseln.

„Leider ja!“ seufzte Fritz. „Ich mag ihn wohl oft betrübt haben. Es thut mir herzlich leid!“

„Zu spät!“ murmelte Elias.

„Da sei Gott für!“ so rief Fritz, indem er sein schwarzes, durch Thränen verschleiertes Auge gen Himmel hob. „Er wird diesen Seufzer dort vernehmen!“

„Ich meine nur,“ sagte der heuchlerische Bruder, „wegen des Testaments. Ich fürchte sehr —“

„Was?“

„Er war nicht in der besten Stimmung gegen dich, als er es machte. Ich und Mama haben flehentlich gebeten, aber umsonst. Was darin steht, weiß ich freilich nicht!“ Diese Lüge rollte ganz glatt über seine Zunge, allein er wußte sehr wohl, was darin stand, und hatte selbst einen bewußtlosen Augenblick des Kranken benutzt, um ihn zum Werkzeuge des hämischsten Grolles zu mißbrauchen.

Denn als nun das Testament in Gegenwart vieler Zeugen eröffnet und verlesen wurde, da fand es sich, daß Elias zum Universalerben eingesetzt, und seinen Bruder betreffend, blos folgende Anmerkung beigefügt worden:

„Was meinen Sohn Fritz anbelangt, so findet derselbe in seinem Leichtsinn eine so unerschöpfliche Quelle des Glücks, daß ich für gut und recht halte, ihm nichts weiter zu vermachen, als — meine alte Perrücke und meinen alten Oberrock, dieselben, die er einst am Blitzableiter aufhängte.“

Die Augen aller Anwesenden hefteten sich mitleidsvoll auf den erblassenden jungen Mann, dessen Lippen im ersten

Augenblicke von innern Krämpfen zu einem bittern Lächeln verzogen wurden. Nicht, daß er enterbt war, rührte ihn so heftig; aber die Art der Enterbung, der bittere Spott eines sterbenden Vaters! Er kehrte der Versammlung schweigend den Rücken, ging auf den Kirchhof, und setzte sich auf seines Vaters Grab.

„Das kam nicht aus deinem Herzen, du guter Mann!“ so sprach er zu dem geliebten Schatten. „Du konntest zürnen, und ich hatte es verdient; aber mich durch Spott in den Staub treten, das konntest du nicht, das ist dir eingehaucht worden in einer bösen Stunde, wo meiner Mutter Bild dir nicht mehr vorschwebte. Hättest du darum gewußt, so würde ich dir auch etwas zu verzeihen haben. Aber nein, ich allein bin der Schuldige, und hier knie ich auf deinem Grabe, deine Verzeihung erflehend! Ich danke dir für deinen alten Oberrock, deine alte Perrücke. Wenn dein Segen darauf ruht, so sollen sie mir eine köstliche Erbschaft sein. Ich will mich nie davon trennen, ich will nie vergessen, daß dieser Rock über deiner redlichen Brust zugeknöpft wurde. Dein Blut fließt in meinen Adern, und hier lege ich die Hand auf dein kaltes Grab und schwöre: ich will es nie beschimpfen! Und die ewige Liebe wird mir Kraft verleihen, meine guten Vorsätze auszuführen.“

Gestärkt erhob er sich, und ging mit heiterm Antlitz heim, um seine Erbschaft in Empfang zu nehmen.

Unterwegs begegnete ihm ein Advokat, ein weitläufiger Verwandter, der auch Zeuge bei Eröffnung des Testaments gewesen. Der hielt ihn an, bedauerte, gab zu verstehen, man verfahre gewissenlos mit ihm, das Testament sei null und nichtig, und wenn der Herr Vetter ihm die Sache übertragen wolle, so mache er sich anheischig, es umzustoßen.

„Da sei Gott für!“ sagte Fritz. „Ich habe meinem guten Vater während seines Lebens wenig Ehrerbietung

bewiesen, obschon er stets väterlich und recht an mir gehandelt; so will ich wenigstens nach seinem Tode seinen letzten Willen ehren, auch wenn er mir weh' gethan. Ich bin mit dem zufrieden, was er mir zugedacht."

Der Advokat stutzte, sah ihn an, schüttelte ihm schweigend die Hand, war gerührter als einem Advokaten geziemt, und ging seiner Wege.

Als Fritz nun wieder die Schwelle des väterlichen Hauses überschritt, fand er seine Stiefmutter und den langen Elias in peinlicher Verlegenheit, weil sie noch nicht wußten, wie der kräftige Jüngling sich benehmen, und ob er nicht gar in der ersten Hitze den tückischen Erbschleicher zerschmettern würde. Doch da er mit freundlicher Sanftmuth blos um den Oberrock und die Perrücke bat, da erheiterten sich die Gesichter. Man liebkosete ihm, man nannte den Seligen hart, und versicherte, man könne das nicht zugeben. Mit Wäsche und Kleidern wolle man ihn reichlich ausstatten, auch einen flotten Zehrpfennig ihm in die Tasche stecken; das könne der Selige dem Herzen eines Bruders nicht verübeln.

Fritz dankte, verbat sich Alles, und bestand blos auf dem, was ihm gebühre. Es wurde endlich, wiewohl nicht ohne Scham, herbeigebracht. Fritz wickelte die Perrücke sorgfältig in den Oberrock, schnürte den zusammen, hing ihn an seinen Knotenstock, und sagte dann der Stiefmutter und dem Bruder ein kühles Lebewohl, nachdem er zuvor an Elias seinen ganzen Koffer verschenkt hatte, in welchem aber dieser zu seinem Verdruß nur — Bücher fand.

So wanderte denn Fritz mit leichtem Gepäck zum Thore hinaus. Einige Thaler waren sein ganzer Reichthum. Was er beginnen wollte, wußte er selbst noch nicht. Es gab damals Krieg fast in ganz Europa, und er war so ziemlich entschlossen, wenn der Zufall ihm nichts

Besseres in den Weg werfen würde, der ersten besten Trommel nachzuziehen.

Mit diesem halbgereiften Vorsatze war er bereits einige Meilen gewandert, und näherte sich jetzt der Grenze des benachbarten Königreichs. Da hörte er plötzlich das Keuchen eines Menschen hinter ihm. Er sah sich um, und erblickte einen Mann von edler Gestalt, aber nur in eine kurze Weste gekleidet und ohne Hut. Ehe er noch Zeit hatte, Betrachtungen über den Fremden anzustellen, redete dieser ihn schon hastig an:

„Guter Freund, rettet mich! Die Verfolger sind mir auf der Ferse. So wie Ihr mich hier sehet, bin ich aus der Festung entsprungen; aber denkt darum nichts Arges von mir. Ich bin ein ehrlicher Mann, ein Unglücklicher. Ihr sollt mich kennen lernen; doch jetzt ist kein Augenblick zu verlieren. Ich habe schon die Lärmkanonen hinter mir gehört. In dieser Gestalt erkennt man mich auf den ersten Blick, und hier ist weit und breit kein Busch, keine Höhle, wo ich mich verbergen könnte. Aber die Grenze meines Königreichs ist nicht ferne mehr. Leihet mir etwas von Euerer Kleidung, so bin ich gerettet, und Euch soll reich vergolten werden!"

Indeß der Fremde so sprach, hatte Fritz dessen edle Physiognomie beobachtet, und ohne sich zu besinnen, ohne zu antworten, riß er das Bündel von seinem Knotenstocke, lösete des Vaters Oberrock ab, half ihn dem Flüchtlinge anziehen, setzte ihm die alte Perrücke auf, den eigenen Hut darüber, gab ihm den Stock in die Hand, und sagte: „Gehen Sie mit Gott!"

„Ich kann Euch jetzt nicht danken, wie ich sollte," erwiederte der Fremde, „aber es wird eine Zeit kommen. Dieser Weg führt Euch nach B.; dort fragt am Thore nach dem Grafen R."

Mit diesen Worten entfernte er sich hastig. Fritz sah ihm lange verwundert nach, bis der Eilende in einem Hohlwege verschwand. Dann zog er seine Schlafmütze aus der Tasche, bedeckte damit sein entblößtes Haupt, schnitt sich einen Stock vom nächsten Baume, setzte seine Wanderschaft ruhig fort, und sagte lächelnd: „Da wäre ich denn bereits der ganzen Erbschaft los und ledig!"

Es währte nicht lange, so hörte er Pferdegetrappel hinter sich. Husaren sprengten heran. Als sie ihn erreicht hatten, hielten sie, und betrachteten ihn aufmerksam. Er sah ihnen steif in die bärtigen Gesichter. „Das ist er nicht," sagte einer von ihnen zu seinen Kameraden.

„He, guter Freund, habt Ihr nicht einen Mann gesehen, der so und so gekleidet war?"

„O ja," antwortete Fritz gelassen; „eine halbe Stunde von hier nahm er den Weg nach dem Dorfe linker Hand. Er schien große Eile zu haben."

„Das glaub' ich!" rief der Husar schmunzelnd. „Links um, Kameraden! den erreichen wir. Doch mögen zwei von uns bis an die Grenze reiten, wie befohlen worden."

Und fort sprengten sie im sausenden Galopp rückwärts und vorwärts. Die beiden Letztern kehrten bald zurück. Sie hatten zwar den Flüchtling ereilt, doch, durch seine Verkappung getäuscht, ihn nach einigen keck beantworteten Fragen ruhig ziehen lassen. Jetzt tummelten sie sich, um ihre Kameraden einzuholen.

Fritz sah den Staubwolken anfangs lächelnd, bald aber bedenklich nach. „Ob ich recht gethan habe?" so sprach er zu sich selber, „das weiß ich freilich nicht. Möglich, daß ich einen Verbrecher der gerechten Strafe entzogen. Aber so ist der Mensch, und das ist wohl nicht das Schlimmste an ihm: den Schwächern nimmt er gern

in Schutz, ohne zu fragen, ob er es verdient. Es wäre mir nur leid um meine Erbschaft, wenn ich sie übel angewendet hätte.“

Fast hatte er sein Abenteuer schon vergessen, als er die Grenze des fremden Landes, und bald darauf dessen Hauptstadt, B., erreichte. Nachdem die Schildwache ihn am Thore auf die gewöhnliche barsche Weise examinirt, und kein Arges an ihm gefunden hatte, fragte er nach dem Grafen R. Auf diese Frage betrachtete ihn der Soldat nochmals vom Kopf bis zu den Füßen, zog die Klingel, und ein Offizier erschien, der ein Signalement in der Hand hielt, mit welchem er den Wanderer verglich.

Seine Gestalt mußte wohl sehr treffend geschildert sein (die Angst bemerkt scharf!), denn ohne weitern Zweifel zu hegen, hieß er den Pilger höflich willkommen, rief seine Ordonnanz, und befahl ihr, den Fremden nach dem Hotel des Grafen R. zu begleiten.

Der Grenadier schritt vor ihm her, Fritz folgte neugierig. Nachdem sie einige Straßen durchwandert, erblickte er in der Ferne einen Palast, von zahlreichen Equipagen umgeben. Ohne seinen Begleiter würde er schwerlich durchgedrungen sein. Der Grenadier machte Platz. Jetzt standen sie an der Pforte, vor der ein dicker Schweizer im verbrämten Wehrgehänge sich brüstete, und den Ankömmling in der Schlafmütze über die Achsel anschaute. Aber kaum hatte er vernommen, wen er vor sich habe, als er fast erschrocken seinen Hut lüftete, und einen Kammerdiener rief, um diesen bestaubten Mann sogleich zu Seiner Exzellenz zu führen.

Wohlgemuth folgte Fritz dem neuen Führer, eine Paradetreppe hinauf, durch Vorzimmer, in welchen Lakaien würfelten, Jäger plauderten, und Heiducken gähnten. Flügelthüren wurden geöffnet. Da stand der Mann von

gestern im Kreise bebänderter Herren, die ihre Glückwünsche demüthig darbrachten.

Kaum erblickte der Graf den Pilger, der, mit abgezogener Schlafmütze, doch ein wenig betreten, auf der Schwelle stand, als er hastig durch das Gewühl sich drängte, ihn bei der Hand ergriff, in den Saal zog, und ihn der hochansehnlichen Versammlung als seinen Retter vorstellte. Jedermann beeiferte sich, ihn mit Liebkosungen zu überhäufen. Fritz wußte nicht recht, wie ihm geschah. Der Graf, der noch Geschäfte abzuthun hatte, ersuchte ihn, zu verweilen, bis er allein mit ihm sprechen könne.

Fritz zog sich bescheiden in eine Fensterbrüstung zurück, und erwartete ruhig den Ausgang des seltsamen Abenteuers. „So viel," dachte er, „sehe ich wohl, daß meines Vaters Segen auf seiner Erbschaft ruht."

Ein freundlicher Sekretär gesellte sich zu ihm, der seine Neugier befriedigte. Der Graf von R. war General und Liebling seines Königs, dessen Recht er im Felde und im Kabinette mit Tapferkeit und Schlauheit verfochten hatte. Sein Wirken fiel aber gerade in eine Zeit, wo Vaterlandsliebe oft ein Verbrechen gescholten wurde. Der Feind stellte ihm Netze. Durch tückische List bemächtigte man sich seiner Person, und sperrte den gefährlichen Mann in eine Festung. Aus dieser war ihm gelungen zu entkommen, obschon mit Lebensgefahr, da er über Dächer klettern und zuletzt einen bedenklichen Sprung hatte wagen müssen. Im freien Felde sah er sich zwar endlich, aber darum noch nicht gerettet; denn manche unvermuthete Hindernisse hatten seine Flucht so sehr verzögert, daß die Dunkelheit einer regnerischen Nacht, auf die er zählte, viel zu früh von der Morgensonne verscheucht wurde.

Man vermißte ihn alsobald. Die ganze Garnison kam in Bewegung. Aus allen Thoren stürzten die Ver-

folger, auf allen Straßen spähten sie nach ihm, und ohne die Perrücke des alten Föhrenbach würde er schwerlich entronnen sein.

Jubelnd empfing ihn die Hauptstadt seines Vaterlandes, gerührt umarmte ihn sein königlicher Freund. Die neidischen Höflinge eilten um die Wette, sich hoch erfreut zu stellen, und verwünschten insgeheim seine Zurückkunft. Er sann bereits auf neue Plane, die Feinde fühlen zu lassen, daß er wirklich wieder am Ruder stehe, als Fritzens Erscheinung ihn an die Pflichten der Dankbarkeit erinnerte, die — es ist dieß der vollgültigste Beweis seiner edlen Gesinnung — dem Günstling des Königs heilig waren.

Kaum hatte der glänzende Zirkel der Besucher sich entfernt, als der Graf den Pilger in sein Kabinett rufen ließ. Hier befragte er ihn mit einer Art von Vertraulichkeit um seinen Namen. — Fritz Föhrenbach. — Sein Vaterland? — Keines mehr. — Seine Geschäfte? — Hoffen. — Seine Aussichten? — Finster. — In einer halben Stunde hatte der erfahrene Weltmann den offenen Jüngling durchschaut.

„Es freut mich," hob er an, „daß Sie Lust zum Soldatenstande äußern. Da kann ich Ihnen am ersten nützlich werden. Kommen Sie morgen wieder, und ich hoffe Ihnen gute Nachrichten mitzutheilen."

Er hielt Wort. Auf seine Bitte nahm der König den Fremdling als Fähnrich in Dienste. Das Glück, sogleich Offizier zu werden, hatte Fritz sich nicht träumen lassen. Er dankte seinem Gönner mit dem treuherzigen Versprechen, bei erster Gelegenheit sich dessen würdig zu zeigen. Auch eine Börse mit Gold zu seiner Equipirung, die der Graf ihm aufdrang, empfing er dankbar, stand aber noch immer zögernd im Kabinett, und sah sich mit einiger Aengstlichkeit um.

„Fehlt Ihnen noch etwas," sagte der Graf, „so reden Sie frei!"

„Mein Oberrock — meine Perrücke" — stammelte der Jüngling.

„O, die lassen Sie mir! Ich werde sie zum Andenken unter meinen Kostbarkeiten verwahren."

„Vergebung, Euer Exzellenz, das kann nicht sein!"

„Da Sie künftig Uniform tragen, so sind Ihnen beide ja doch völlig unnütz? und ihr Werth ist so gering —"

„Ihr Werth — ich bitte, Herr Graf — sie sind unschätzbar für mich. Mein Vater hat sie getragen. Es ist Alles, was er mir hinterlassen hat, und ich lebe der frohen Zuversicht, daß sein Segen darauf ruht."

„Das ist ein Anderes," sagte der Minister, „und jetzt bin ich Ihnen doppelt verpflichtet, da Sie Ihr ganzes Erbe an einen Unbekannten wagten."

Er ließ ihm den Oberrock sammt der Perrücke ausliefern, und Fritz empfahl sich mit frohem Herzen. In seinen neuen Stand wußte er sich trefflich zu schicken, gewann die Liebe und Achtung seiner Kameraden, und benutzte die Muße des Winters, um sich gründliche Kenntnisse im Militärfache zu erwerben. In Ausübung hoffte er sie nächstes Frühjahr zu bringen, denn die ganze Armee bereitete sich, bis dahin in's Feld zu rücken.

Den Grafen hatte er indessen nur auf der Parade gesehen, wohl aber der Graf ihn nicht aus den Augen verloren, und stets erwünschte Nachrichten von ihm eingezogen. Fritz wußte davon nichts, und meinte, es habe sich sein Gönner hinreichend mit ihm abgefunden, auch ihn schon längst vergessen. Um so angenehmer wurde er überrascht, als er, einige Tage vor dem Aufbruch der Armee, welche der Graf kommandiren sollte, zum Lieutenant und

Flügeladjutanten des Feldherrn ernannt wurde. Hin flog er zu dessen Palaste, um zu danken.

„Lassen Sie das gut sein," sagte der Graf. „Sie werden bald Gelegenheit finden, mir zu beweisen, daß ich mich nicht in Ihnen irrte."

Und Fritz bewies es ihm täglich. Wo eine Gefahr zu bestehen war, da fand man ihn als Freiwilligen an der Spitze, und oft mußte sein General selbst ihn zurückhalten, sein Leben nicht muthwillig zu wagen.

Eines Tages wurde ihm ein höchst gefahrvoller Posten anvertraut, der so weit vorgeschoben war, daß er jeden Augenblick abgeschnitten werden konnte. Allein der Posten war sehr wichtig, denn nur von da aus konnten die Bewegungen des Feindes dergestalt beobachtet werden, daß der Feldherr den Angriffsplan, den er im Schilde führte, und von dem das Schicksal des ganzen Feldzuges abhing, gehörig zu ordnen vermochte. Darum widersetzte er sich auch nicht, als sein Adjutant sich erbot, das Wagestück zu unternehmen, obgleich er ihn mit schwerem Herzen von sich ließ.

In eine Felsenschlucht am Rande des hart vor der feindlichen Linie gelegenen Waldes hatte Fritz seine wenige, aber beherzte Mannschaft postirt. In finsterer Nacht, mit Hülfe eines der Gegend kundigen Bauers, erschlich er den verborgenen Ort. Hier mußten die Soldaten fast den ganzen Tag hinter den Gesträuchen kauern, weil das feindliche Lager so nahe stand, daß man von den Schildwachen beinahe das Weiße im Auge sehen konnte, und ein Bach, der sich aus der Felsenschlucht ergoß, diente, einige hundert Schritte von da, einem Theil der feindlichen Pferde zur Tränke. Fritz dagegen hatte seinen Standort auf einer dickbelaubten Eiche genommen, von wo herab er mit dem Fernrohr Alles überschaute. Dort zeichnete er

die Stellungen der verschiedenen Korps, und zählte ihr Geschütz.

Eigentlich war sein Auftrag nun bereits vollführt, denn mehr verlangte der General nicht zu wissen. Aber Fritz wußte, daß in einem nahen, vom Feinde besetzten Dorfe das Kirchweihfest gefeiert werde. Dort, meinte er, lasse sich beim frohen Gelage wohl Manches von den Absichten und Anstalten des Feindes erspähen, und so faßte er den verwegenen Entschluß, verkleidet unter die Gäste sich zu mischen.

Seine Leute hatten kurz zuvor einen verdorbenen Schneider ergriffen, der jetzt ein wandernder Buchhändler war; nämlich er zog mit einem Vorrath solcher Büchlein in der Welt herum, wie sie auf Jahrmärkten zu geistiger Belustigung der Bürger und Bauern verkauft werden: die schöne Magellone, der gehörnte Siegfried, Genovefa, Till Eulenspiegel, und mehr dergleichen; auch eine Menge der neuesten Lieder, wie sie vor fünfzig Jahren gesungen worden. Daß dieser Schneider kein gefährlicher Mann sei, das sah man wohl auf den ersten Blick; aber weil er doch den Schlupfwinkel des Postens verrathen konnte, so behielt man ihn vorläufig in Verwahrung, ohne ihm sonst ein Leides zuzufügen.

Fritz nahm die Büchlein und Lieder, nachdem er dem Eigenthümer für den Fall des Abhandenkommens reichlichen Ersatz versprochen, zog seines Vaters Oberrock an, setzte die Perrücke auf, und befahl seinen Leuten, wenn er in vierundzwanzig Stunden nicht zurückkomme, sich heim zu schleichen, und seine Papiere dem Feldherrn zu überliefern. Dann ging er dreist hervor, und gerade auf das Dorf los, erreichte es glücklich, bestach gleichsam die Schildwachen mit einigen Kriegsliedern, und kramte seine Waare unter der großen Linde aus.

Eine Zeit lang ging es gut. Die Bauern sammelten sich um ihn, und die feindlichen Soldaten schienen seiner wenig zu achten. Zu Mittag setzte er sich im Wirthshause mitten unter die Gäste, horchte, lauschte, fragte, erfuhr und errieth Manches. Als zur Vesper geläutet wurde, that er, als wollte auch er seine Andacht verrichten, schlich sich aber auf den Thurm, übersah von da aus noch viel besser die feindliche Stellung, und zeichnete sie auf ein Blättchen, das er in seinem Schuh verborgen hatte.

Aber einem feindlichen Offizier war seine Gestalt doch aufgefallen, mehr noch seine kluge Aufmerksamkeit auf Alles, was im Wirthshause gesprochen wurde. Er ließ ihn nicht aus den Augen, folgte ihm unbemerkt, schlich ihm nach auf den Thurm, überraschte ihn beim Zeichnen, und griff ihm plötzlich in den Arm. Fritz erschrak, doch seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht. Er faßte den Offizier um den Leib, warf ihn mit überlegener Stärke zwischen den Glockenstuhl, und rannte die Treppe hinab. Aber Jener raffte sich zusammen, und folgte ihm, laut schreiend: „Halt! halt! ein Spion!" Kaum hatte Fritz die Straße betreten, als er umringt wurde, und, gänzlich unbewaffnet, sich ergeben mußte.

Man führte ihn sogleich zum General. Sein Verbrechen war erwiesen, und man verhörte ihn nur noch, um Nachrichten vom Feinde einzuziehen. Da Fritz jedoch hartnäckig schwieg, so befahl der General, ihn ohne weitere Umstände an die große Linde mitten im Dorfe aufzuknüpfen. Nur um das heutige Fest nicht zu stören, und da es ohnehin schon dunkel wurde, vergönnte er dem Delinquenten noch eine Frist bis zum Anbruch des morgenden Tages. Während der Nacht sollte er scharf bewacht werden. Der Offizier, der diesen Auftrag erhielt, sperrte ihn, um sein Entweichen sicher zu verhüten, in einen

leeren Keller des Pfarrers, der im Freien, der Pfarrwohnung gerade gegenüber, lag. Er war in einen Felsen gehauen, von geringer Tiefe, und mit einer starken eisernen Thür versehen, in welcher sich nur ein handbreites viereckiges Loch befand. Vor diese Thür wurden zum Ueberfluß noch zwei Schildwachen gestellt. Hier sollte sich Fritz zum Tode bereiten, und that es mit Ergebung.

Aber sein Engel wachte. Des Pfarrers fromme Pflegetochter, die den Schlüssel zum Keller bringen mußte, hatte mit Schaudern vernommen, welch ein Schicksal dem Unglücklichen bevorstehe, der an ihr vorübergeführt wurde, und dessen edle Gestalt, dessen redlicher Blick sie rührte. Am Abend konnte sie weder essen, noch in der Nacht das Auge schließen. So oft die Schildwachen am Keller sich ablöseten, ging ihr ein Dolch durch's Herz. Sie suchte im kindlichen Gebete Beruhigung. „Allmächtiger," rief sie mit Innigkeit, „Du hast Joseph aus der Cisterne und aus dem Kerker, Daniel aus der Löwengrube geführt und sie dem sichern Tode entrissen! Erbarme Dich dieses Unglücklichen; rette ihn, damit er Deinen Namen preise, und Deine Güte rühme ewiglich!"

Und plötzlich schien ihr eine Stimme zuzuflüstern: „Du kannst ihn ja retten, warum zauderst du?" Jetzt erst erinnerte sie sich der Gelegenheit des Hauses. Der Keller nämlich, der unter der Pfarrwohnung lag, hing durch einen Gang mit jenem Felsenkeller zusammen. Als das Kriegsgetümmel ausbrach, hatte der Pfarrer seine besten Sachen für den Nothfall in diesen Gang gebracht, dann auf einer Seite ihn zugemauert, und auf der andern, wo er durch eine enge Schlucht in den Felsenkeller führte, ihn mit Moos und losen Steinen so künstlich zugesetzt, daß es in der Dämmerung, die da ewig herrschte, schwerlich bemerkt werden konnte. Einige trockene, zu Flaschen

bestimmte Kürbisse lagen davor, und einige Weinbergspfähle, die der Zufall dahin geworfen zu haben schien.

Kaum war die Erinnerung an diesen Umstand durch den Kopf des Mädchens geflogen, als sie auch schon aus dem Bette sprang, so schnell als möglich sich ankleidete, die Nachtlampe ergriff, und in den Keller eilte. Den zugemauerten Eingang zu öffnen, schien jedoch ihre Kräfte zu übersteigen. Schon war, nach manchem vergeblichen Versuch, der Morgen nahe. Sie fühlte eine Angst, als ob sie selber zum Tode geführt werden sollte. Da schlich sie die Treppe hinauf, suchte und fand eine Brechstange, eilte so bewaffnet hinab, arbeitete mit einer Anstrengung, die sie sich nimmer zugetraut, und sobald sie eine Oeffnung zu Stande gebracht, die nur eben groß genug war, um ihren schlanken Körper durchschlüpfen zu lassen, versuchte sie es, kam mit einigen leichten Quetschungen glücklich durch, und eilte nun leise zu dem Felsenkeller, den Fußtritt der Schildwachen über sich vernehmend.

Das Hinwegräumen des Mooses und der lockern Steine machte ihr wenig Mühe. Fritz, der nicht schlief, hatte wohl schon lange in der Ferne ein dumpfes Geräusch vernommen, doch nicht geahnt, daß es seine Befreiung gelte. Aber jetzt, da im tiefsten Winkel des Kellers sich etwas zu regen schien, fuhr er auf, und harrte mit zurückgehaltenem Athem, was daraus werden solle.

Nicht lange, so erblickte er einen Schimmer durch Ritzen, die in jedem Augenblicke sich vergrößerten. Wiederum nicht lange, so gewahrte er ein Paar Hände, die vorsichtig das Moos wegräumten, und dann die Steine, um jedes verrätherische Gepolter zu verhüten, behutsam auf die weiche Unterlage fallen ließen.

Nach einigen Minuten war die Oeffnung so groß, daß er eine weibliche Gestalt dahinter erblicken konnte, die in

der einen Hand eine Lampe hielt, mit der andern ihm winkte.

Er folgte diesem Winke auf den Zehen. Doch als er noch einen Blick auf die eiserne Thür warf, sah er, daß bereits die Morgendämmerung durch die kleine Oeffnung sich stahl, und wie ein Blitz fuhr ihm durch die Seele, daß es nicht genug sei, dem Keller zu entrinnen, sondern, daß er auch Zeit bedürfe, wenigstens eine Stunde, um, ohne verfolgt und ertappt zu werden, seinen Schlupfwinkel im Walde zu erreichen. Noch wenige Minuten, und es war hell genug in dem Keller, der kaum zwei Schritte in's Gevierte maß, um der Schildwache, die ohne Zweifel durch das Loch schauen würde, seine Flucht zu verrathen.

Das Lämpchen warf jetzt einen dämmernden Schein in den Kerker. Er sah die Kürbisse und die Weinbergspfähle. Rasch ergriff er einen der letztern, pflanzte ihn leise in die Erde, stieß einen Kürbiß darauf, hängte seinen Oberrock über den Pfahl, und setzte die Perrücke auf den Kürbiß. Dann kroch er hinaus zu seinem rettenden Engel, der ihn zitternd in die Pfarrwohnung geleitete, ihm ein Gartenpförtchen öffnete, und einen Feldweg andeutete, auf dem er die Schildwachen umgehen könne.

Zu erläuternden Gesprächen war hier keine Zeit vorhanden, nur ein Wort des Dankes stammelte Fritz. Nur das konnte er noch sagen: „Sie haben einem ehrlichen Mann das Leben gerettet.“ Das Bild aber seiner mitleidsvollen Lebensretterin war mit unauslöschlichen Zügen in sein Herz gegraben. Noch einen Blick innigster Dankbarkeit warf er ihr zu, dann eilte er beflügelt davon.

Erst als er fort war, brach das Mädchen in Thränen aus, sie wußte selbst nicht warum. Es war die verhaltene Angst, die jetzt sich Luft machte. Weinend schlich sie auf ihr Kämmerlein, und dankte Gott, und sprach mit freu-

diger Rührung: „Ich habe einem Menschen das Leben gerettet!"

Fritz, von der Dämmerung begünstigt, erreichte den tiefen Strom, jenseits dessen ihm Sicherheit winkte. Nur eine Brücke führte über denselben, die zu suchen er keine Zeit verlor. Er war ein ziemlich guter Schwimmer, warf sich kühn in die Wellen, und troß der Erschöpfung, die, nach einem solchen Abenteuer, ihm fast die letzten Kräfte raubte, erreichte er glücklich das jenseitige Ufer; bald darauf auch seine Mannschaft, die, seiner ängstlich harrend, an seiner Rückkehr schon verzweifelt war.

Nicht überflüssig zeigte sich die List, die er ersonnen, um jene Schildwachen irre zu führen. Denn kaum beleuchtete die Morgenröthe die eiserne Kellerthür, als einer um den andern durch die Oeffnung schaute; weil es aber jedem vorkam, als stehe der Delinquent leibhaftig da, mit dem Rücken gegen die Thür gewendet, so konnte auch keinem in den Sinn kommen, Lärm zu machen. Nur als der eine Soldat sogar in ein Gespräch mit ihm sich einlassen wollte, und auf wiederholtes Anrufen keine Antwort erhielt, schien ihm das verdächtig, und er würde vielleicht zur Unzeit laut geworden sein, hätte nicht der andere ihn erinnert, daß ein Mensch, der in der nächsten Stunde seinen Tod erwarte, schwerlich Lust haben könne, eine Konversation anzuspinnen, sondern daß er vermuthlich bete. Das beruhigte den schwatzlustigen Kameraden, und er sagte nur noch: „Armer Schelm! Gott stehe dir bei!"

Indessen hatte des Pfarrers Pflegetochter, als sie kaum von Angst und Freude sich erholt, ein neuer Schrecken ergriffen; denn nun erst fiel ihr plötzlich ein, daß man ja den geöffneten Gang, folglich auch ihres Pflegevaters ganzen Reichthum finden und vermuthlich plündern werde, ja, daß sogar des Gefangenen Entweichung ihm aufge-

bürdet werden könnte. Bleich und zitternd lief sie zu dem Alten, der eben sein Morgengebet verrichtete, fiel dem Erschrockenen weinend zu Füßen, und bekannte, was sie gethan.

Im ersten Augenblick stutzte der ehrwürdige Greis, aber schon im zweiten fand er seine Fassung, seinen Glauben, sein Vertrauen wieder. „Sei ruhig," sprach er zu der Angsterfüllten, „eines Menschen Leben wird nicht zu theuer erkauft. War auch der Mann vielleicht ein Bösewicht, so gewinnt er nun Raum zur Buße, und du hast eine Seele gerettet. Eine Seele! den kostbarsten Schatz! Mögen sie doch plündern. Was sonst geschehen könnte, darum sei unbekümmert, und halte dich still in deinem Kämmerlein. Ob du vor Menschen recht gehandelt, mag zweifelhaft scheinen, vor Gott gewiß! Darum gehe, mein Kind."

Bertha, so hieß das edle, fromme Mädchen, ging getröstet in ihr Kämmerlein, und lauschte hinter den Vorhängen ihrer Fenster. Es war nun völlig Tag geworden. Ein Feldkaplan erschien, um den Delinquenten zum Tode zu bereiten. Ihm auf dem Fuße folgte das Detaschement, welches Befehl hatte, ihm eine halbe Stunde Zeit zur Erfüllung seiner heiligen Amtspflicht zu gönnen, und dann zur Exekution zu schreiten.

Wehmüthigen Herzens trat der Geistliche in den Keller, wo noch Dämmerung herrschte. Mit großer Salbung begann er zu sprechen, und durch die Trostgründe der Religion die Schrecknisse des Todes zu mildern. Der Delinquent hörte ihm schweigend zu, welches dem Redner wohl gefiel, und ihn keineswegs befremdete. „Ich freue mich, mein Sohn," sagte er, „daß Ihr mit so frommer Ergebung Eurem Schicksal entgegengeht. So legt denn ein letztes, aufrichtiges Sündenbekenntniß ab, damit Ihr die

Absolution von mir empfangen, und vor dem Ewigen Gnade finden möget!"

Als aber auch diese Aufforderung unbeantwortet blieb, erinnerte der Kaplan ihn mit Ernst, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe. Umsonst, er schwieg hartnäckig. Das schien dem Geistlichen eine sündliche Verstockung. Mit frommem Eifer faßte er seinen Arm, um etwa aus der Betäubung ihn zu rütteln, und fand — einen leeren Aermel — ergriff das Phantom hastig beim Kopfe, und erwischte — einen Kürbiß.

Ein unwillkürlicher Schrei des Entsetzens zog den Offizier des Detaschements, und nach und nach den ganzen Trupp herbei. Die Sonne ging auf, und beleuchtete die langen Gesichter und offenen Mäuler. Die Soldaten meinten einmüthig, der Entflohene müsse ein Hexenmeister sein, denn mit rechten Dingen könne dieß nicht zugehen. Allein der Offizier untersuchte den Keller, fand die Oeffnung, kroch durch den Gang, und entdeckte die Spur des Entwichenen.

Der Pfarrer wurde gerufen. Seine wahrhafte Erklärung, daß er dem Flüchtling auf keine Weise Vorschub gethan, fand Glauben, denn sie wurde durch sein graues Haar, seine Ehrfurcht einflößende Gestalt unterstützt. Es schien nicht unwahrscheinlich, daß der Spion einen Versuch gemacht, sich zu retten, und ohne fremde Beihülfe die locker verstopfte Oeffnung gefunden, dann, von der Angst gestärkt, die dünne Mauer durchbrochen, und so während der Nacht durch des Pfarrers Wohnung geschlichen. Wenigstens war der menschliche Offizier geneigt, diese Erklärung anzunehmen, wenn gleich noch manches Aber dagegen einzuwenden sein mochte. An des Pfarrers Pflegetochter wurde nicht gedacht, und der Offizier begnügte sich, den Vorfall seinem General zu rapportiren, der sich entschloß,

in eigener Person eine strenge Untersuchung anzustellen, die er jedoch bis auf den folgenden Morgen verschob, da überhäufte Geschäfte ihn eben jetzt daran verhinderten.

Aber ehe dieser folgende Morgen anbrach, stellte sich ein anderes Hinderniß in den Weg, durch welches jede Untersuchung für immer niedergeschlagen wurde. Denn kaum war Fritz zu des Feldherrn großer Freude im Lager der Seinigen angekommen, kaum hatte er dem Grafen die feindliche Stellung aus seinem treuen Gedächtniß vorgezeichnet, als dieser für die nächste Nacht einen allgemeinen Angriff beschloß. Es geschah, und gelang vollkommen. Trotz des Feindes verzweifelter Gegenwehr, sah sich der Graf am Morgen im Besitz des verschanzten Lagers, hatte eine Menge Kanonen und alles Gepäck erbeutet.

Unter demselben Baume, an welchem Fritz Tages zuvor den Tod finden sollte, ernannte der Feldherr ihn zum Hauptmann, wohl erkennend, daß er nur der Kühnheit des jungen Helden den Sieg verdanke. Fritz konnte aber seines Glückes kaum froh werden. Denn vergebens war er im Getümmel nach der Pfarrwohnung geeilt, um dankbar seine Lebensretterin und den ehrwürdigen Greis vor jeder Gefahr zu schirmen; er fand das Haus öde und leer, den Gang geplündert; der Greis aber und die Jungfrau waren entflohen. Nur den alten Oberrock sammt der Perrücke fand er noch im Felsenkeller, nahm die segensreiche Erbschaft wieder zu sich, und begehrte keinen andern Theil an der Beute.

Die Launen des Kriegs wechselten noch oft in diesem Feldzuge, und führten das Heer, bald siegend, bald geschlagen, in ferne Gegenden. Ueberall begleiteten den tapfern Föhrenbach die kargen Erbstücke seines Vaters, und diesen, oder vielmehr dem darauf ruhenden Segen des theuern Verblichenen, schrieb er es gläubig zu, daß er aus

den mörderischsten Gefechten stets unverwundet hervorging. Ein Kreuz auf seiner Brust gab übrigens den Beweis, daß er sich nirgends geschont hatte.

Jetzt war der Winter nahe, und der Feldherr beschloß, noch eine Hauptschlacht zu wagen, um seinem erschöpften Heere ruhige Winterquartiere zu verschaffen. In dieser Schlacht, in der von beiden Theilen mit Wuth gefochten wurde, widerfuhr es Fritz zum ersten Male, beim Stürmen einer Batterie, daß eine Flintenkugel ihn mitten auf die Brust traf. Er stürzte nieder, und glaubte sich schwer verwundet. Doch schnell erholte er sich, sprang munter auf seine Füße, riß die Weste auf, und siehe, die Kugel rollte auf den Boden: denn er hatte die alte Perrücke unter die Weste geknöpft, weil er eben nicht wußte, wo er sie lassen sollte; ihr dichtes Haargewebe hatte die Kraft der ohnehin matten Kugel gehemmt. „Vater," rief er gerührt, „du bist mit mir!" Hastig griff er nach dem entsunkenen Degen, stürmte noch einmal den Hügel hinan, und — die Batterie war genommen.

Sie allein hatte bisher das Umgehen des feindlichen linken Flügels gehindert. Jetzt drang des Grafen rechter Flügel mit Macht vor, und der Sieg war entschieden. Es hatte viel Blut gekostet von beiden Seiten. Das Schlachtfeld war mit Leichen und Verwundeten bedeckt. Den Hauptmann Föhrenbach ließ der Graf überall suchen, um ihn als Major zu umarmen.

„Das verdanke ich meinem Vater!" sagte der Bescheidene, und verließ den Feldherrn in einer Art von Betäubung. Eine kalte Nacht war angebrochen. Fritz ließ von seinem Reitknecht den alten Oberrock sich reichen, der immer hinten auf dessen Pferd geschnallt war, hüllte sich mit Wohlbehagen darein, und schritt, mit dankbarer

Rührung hinauf zum Allgütigen blickend, der ihn heute so wunderbar beschützt hatte, langsam über das schauerlich vom Monde beleuchtete Schlachtfeld, um ein ihm angewiesenes Quartier im nächsten Dorfe zu suchen.

Als er so zwischen Leichen wandelte, vernahm er plötzlich neben seinen Füßen ein Gewinsel, bückte sich, und erkannte einen feindlichen, schwer am Kopfe verwundeten Offizier. Es war ein Mann bereits hoch bei Jahren. Er hatte viel Blut verloren, beklagte sich über Durst und Kälte, und wünschte im Uebermaße des Schmerzes sehnlichst den Tod. Fritz kniete neben ihn. Das Mondenlicht zeigte ihm ehrwürdige Züge in dem bleichen Antlitz; es kam ihm vor, als hätte der Mann einige Aehnlichkeit mit seinem Vater. Sogleich zog er den Oberrock aus, hüllte den Verwundeten darein, und, in Ermangelung jedes andern Verbandes, bedeckte er dessen Haupt mit der wärmenden Perrücke. Dann lud er ihn auf seine Schultern, und trug ihn sanft in sein Quartier, eine reinliche Bauernstube mit einem Bette versehen, welches er dem leidenden Gaste abtrat, schaffte Erquickungen herbei, und sandte nach dem Wundarzte. Indessen war der unglückliche feindliche Offizier in eine tiefe Ohnmacht gesunken. Der Wundarzt kam, untersuchte die Wunde, schüttelte den Kopf, und verband sie.

Erst gegen Morgen erholte sich der Fremde, und sein Bewußtsein kehrte zurück. Sprechen konnte er noch nicht, aber in seinen Augen war die Rührung zu lesen, mit welcher er die menschenfreundlichen Bemühungen seines Wirthes erkannte. Fritz wich fast nicht von seinem Bette. Kein Sohn konnte zärtlicher seinen Vater pflegen. Dennoch gab der erfahrene Wundarzt nur sehr geringe Hoffnung. Der Kranke selbst schien sein herannahendes Ende zu fühlen. Am dritten Tage raffte er seine letzten Kräfte zusammen,

fragte nach dem Namen seines Wohlthäters, und stammelte in abgebrochenen Sätzen:

„Ich bin der Oberst von Dallbrück. Fast ein halbes Jahrhundert hatte ich meinem Vaterlande mit den Waffen gedient, und hoffte nun im Genuß eines ansehnlichen Vermögens, im Besitz einer liebenswürdigen Tochter, meine Tage zu beschließen, als dieser Krieg ausbrach, und das Vertrauen meines Fürsten mich noch einmal in's Feld rief. Sonst ging ich freudig, dießmal mit schwerem Herzen, denn ich ließ ein geliebtes, unbeschütztes Kind zurück. Meine Gattin war schon vor mehreren Jahren gestorben, und ich hatte nur noch eine alte Verwandte, die in einem kleinen Städtchen tief im Lande wohnte, wohin, so hoffte ich, das Kriegsgetümmel nie dringen würde. Dahin brachte ich meine Tochter, und nahm — ach, für ewig! — Abschied von ihr. Mein baares Vermögen, über zwanzigtausend Thaler in Gold, mochte ich in diesen unsichern Zeiten Niemanden anvertrauen. Ich vergrub es im Garten unter einem alten Lindenbaum, denn Sicherheit für Menschen und Gold gewährt jetzt nur der Schooß der Erde.

„Die Hoffnung, mein Kind sicher zu wissen, hat mich getäuscht! Das Städtchen ist, bei einem feindlichen Streifzuge, ein Raub der Flammen geworden, die Einwohner haben sich zerstreut, und alle meine Nachforschungen, um zu erfahren, ob mein Kind lebt oder todt ist, waren bis jetzt vergebens! Das Land ist von Ihren Truppen besetzt, und ich gehörte nicht zu dem Korps, dem es vor einigen Monaten gelang, es auf kurze Zeit wieder zu erobern. Ich weiß nicht einmal, ob ich wünschen soll, daß meine Tochter noch lebe, oder hoffen, daß sie nun bald im Grabe mit mir vereinigt werde; denn welche Gefahren mögen ihrer hülflosen Unschuld drohen!

„Meine Stunden sind gezählt, Gott wird mir gnädig

sein — ich habe jetzt Niemanden auf der Welt als Sie, mein Herr, der sich meiner so großmüthig angenommen. Erlauben Sie einem Sterbenden die Frage: sind Sie vermählt?"

„Nein," sagte Fritz.

„Nun so verzeihen Sie den seltsamen Antrag, den die Vaterliebe im Vorgefühl gewissen Todes mir entreißt. Ihnen, edler junger Mann, übergebe ich meine hülflose Tochter. Sie ist ein frommes Mädchen. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie die Verlassene aufsuchen, sie trösten und schützen wollen; und wenn sie der Himmel nicht für Ihre Gattin bestimmt hat, — o möchte er es, mein bester Segen sollte auf euch ruhen! — so seien Sie doch ihr Bruder, ihr Vater, ihr Vormund. Heben Sie den nicht unbeträchtlichen Schatz, den meine Vorsicht verbarg; verwalten Sie ihn zum Vortheil der Verwaiseten, oder — theilen Sie ihn mit ihr! — Ich bitte und fordere viel von Ihnen. Ihr edles Herz und mein nahes Ende geben mir den Muth. Schenken Sie mir einen ruhigen Tod!"

Flehend hob er bei den letzten Worten seine kraftlosen Hände empor, und Fritz ergriff sie mit Feuer, und schwur ihm in frommer Begeisterung, seine letzten Wünsche zu erfüllen, wenn auch kein engeres Band an seine Tochter ihn knüpfen sollte.

Der Kranke lag erschöpft. Seine bleichen Lippen wollten danken, aber konnten sich nur noch zum leisen Gebet bewegen. Er deutete auf sein Taschenbuch, das neben ihm lag; seine Blicke baten, es zu öffnen. Mit halbgebrochenem Auge durchlief er die Papiere, und bezeichnete diejenigen, aus welchen Fritz nähere Aufschlüsse über seine Tochter, ihren vormaligen Aufenthalt, sein Haus, seinen Garten, und über die Stelle schöpfen konnte, wo er sein Geld vergraben. Dann zog er mühsam einen

Ring vom Finger, reichte ihn seinem Pfleger, und stammelte kaum hörbar die Worte: „Der Ring ihrer Mutter — an diesem wird sie erkennen, daß ich Sie sende!“ — Noch einmal erholte er sich. Er faltete die Hände, und blickte sehnsuchtsvoll zum Himmel. Dann sprach er leise: „Herr Jesu, ich komme!“ — sank zurück mit hold lächelnder Miene, und sein Geist war heimgekehrt zu seinem Schöpfer.

Fritz ließ den Entseelten mit allen militärischen Ehrenbezeigungen zur Erde bestatten, und als bald nachher ein Waffenstillstand eintrat, suchte und erhielt er einen Urlaub von einigen Monaten, um sein Gelübde zu erfüllen.

Der Weg führte ihn durch seine Vaterstadt. Mit bewegtem Herzen, voll innigen Dankes gegen Gott, der unterdeß so Großes an ihm gethan hatte, betrat er dieselbe. Er sah hier den langen Elias, an ein zanksüchtiges Weib verheirathet, unter deren eisernem Pantoffel er stand. Seine Stiefmutter wurde von der Schwiegertochter verachtet und gepeinigt; ihr eigener Sohn, für den sie so Viel, ja Alles gethan hatte, behandelte sie mit Geringschätzung; sie war nicht Herr eines Groschens von jenem tückisch erschlichenen Vermögen; ihr fehlte oft das Nothdürftige, und, woran sie sich so gern erquickte, eine Tasse Kaffee, war ihr seit vielen Monaten nicht gereicht worden. In dieser kümmerlichen Lage sah sie einen Offizier, mit dem Orden geschmückt, in ihr Zimmer treten, erkannte den gemißhandelten Fritz, und verbarg mit einem lauten Schrei ihr beschämtes Antlitz. „Ich komme nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen,“ sagte Fritz, „denn Sie waren meines Vaters geliebte Gattin, das werde ich nie vergessen.“

Er tröstete die Reuige so gut er konnte, und versteckte beim Abschied eine volle Börse unter ihr Strickzeug, damit

zu Reue und Alter nicht auch der Mangel sich gesellen möchte. Mit seinem Bruder, der ihn ohnehin wie ein Gespenst vermied, hatte er nur eine einzige, ziemlich kühle Unterredung, und so eilte er, um der widrigen Gefühle los zu werden, nach einem Besuche auf dem Grabe seiner lieben Eltern, und seiner wahrhaft zweiten Mutter, der frommen Wittwe, noch in derselben Nacht aus dem Thore.

Nach einigen Tagen erreichte er den vormaligen Wohnsitz des Obersten von Dallbrück, fand nur noch eine alte, ehrliche Haushälterin nebst ihrer Katze in demselben, und fragte vergebens nach dem Fräulein. Der bezeichnete Garten lag vor dem Thore; dahin begab er sich um Mitternacht. Sein verschwiegener Reitknecht trug die Werkzeuge zum Aufgraben. Sie fanden den Lindenbaum, und unter demselben ein kleines, aber schweres eisernes Kästchen, das des Verstorbenen baaren Reichthum enthielt. Ohne es zu öffnen, verwahrte Fritz den Schatz in seinem Koffer, und eilte nun nach dem Städtchen, wo der Oberst seine Tochter dem Schutze einer alten Muhme anvertraut hatte. Es lag noch in Schutt und Asche. Kaum die Hälfte der Einwohner war zurückgekehrt. Daß die Muhme gestorben, erfuhr er durch den Postmeister; wo aber das Fräulein geblieben, wußte Niemand.

Wo sollte er sie nun suchen? wo zu finden hoffen? — Sechs Wochen brachte er damit zu, das Städtchen in immer weitern Entfernungen zu umkreisen, und in jedem Dorfe, jeder Hütte seine Nachforschungen zu wiederholen, aber Alles vergebens!

Die Zeit seines Urlaubs war fast verstrichen. Er durfte nicht länger in dieser Gegend verweilen. Mit schwerem Herzen trat er die Rückreise an, und wußte jetzt keinen andern Rath, als durch die Zeitungen die Verlorne aufzufordern, ihm ein Lebenszeichen zu geben. Er schrieb

diese Aufforderung, sandte sie nach Hamburg, und kündigte zugleich, im Fall das Fräulein todt wäre, allen etwaigen Verwandten des Obersten von Dallbrück an, daß bei ihm eine Erbschaft zu erheben sei, obschon der Sterbende das schwerlich gewollt hatte.

Nachdem er diese zarte Pflicht vollbracht, setzte er seinen Weg fort, hatte aber kaum einige Meilen zurückgelegt, als ihm Kuriere mit der Friedensbotschaft überall begegneten. Diese Nachricht erfreute ihn doppelt. Denn jetzt bedurfte es ja der Eile nicht. Ein Brief an den Grafen konnte seinen Urlaub verlängern, und ihm Zeit gewähren, einige Tagereisen von seinem Wege abzubiegen, und sein liebes Dörfchen, wo eine rettende Hand die Todesangst von ihm genommen hatte, wieder zu besuchen.

Es wurde schon Abend, als er sich dem Ziele seiner Reise näherte. Einen Bauer, der mit seinem Pfluge vom Felde heim zog, fragte er hastig: ob der alte Pfarrer mit seiner Pflegetochter zurückgekehrt sei? und als er eine bejahende Antwort erhielt, sprang er freudig aus dem Wagen, und ging zu Fuße nach dem Pfarrhause. Als er von Ferne den Felsenkeller erblickte, zitterte eine Thräne des Dankes in seinem fromm gen Himmel erhobenen Auge, und als er nun den ehrwürdigen Greis und neben ihm die holde Jungfrau sitzen sah, konnte er seiner Rührung kaum Meister werden.

Mit abgezogenem Hute trat er herzu. Als der Pfarrer einen Offizier mit dem Ordenskreuze erblickte, stand er ehrerbietig auf, die sittsame Bertha wollte sich wegbegeben. „Bleiben Sie, Fräulein,“ sagte Fritz mit weicher Stimme; „um Ihretwillen bin ich gekommen.“ Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“

Sie erkannte ihn nicht. Er deutete mit der Hand nach dem Felsenkeller.

„Diesen Kerker haben Sie mir geöffnet. Sie haben vom schimpflichen Tode mich gerettet.“ Freudiger Schrecken preßte der erstaunten Jungfrau einen Schrei aus. Ihr Pflegevater hob die Hände gefaltet zum Himmel.

„Treten Sie herein, mein Herr, in die Wohnung der redlichen Armuth. O wie reich ersetzt uns Gott heute Alles, da wir erfahren, daß es ein Ehrenmann ist, dem meine Bertha das Leben gerettet!“

Fritz folgte in das Haus. Die geschäftige Wirthin trug mit heiterer Freundlichkeit Alles herbei, was Küche und Keller vermochten. Immer standen ihre Augen voll Thränen, aber es waren Thränen der reinsten Freude.

Zwischen solchen edlen Menschen entspann sich leicht eine trauliche Bekanntschaft. Der Greis verjüngte sich bei einer Flasche Wein, und mit der wärmsten Theilnahme hörte er die Erzählung von den Schicksalen des Fremdlings. Es war schon tief in der Nacht, als es Fritz erst bemerkte, und aufbrechen wollte, um in dem Wirthshause, in welchem er einst die Büchlein und Lieder verkauft hatte, zu übernachten. Aber der ehrwürdige Greis ließ ihn nicht von sich.

„Mein Haus ist freilich nur dürftig eingerichtet,“ sagte er, „aber gönnen Sie mir doch die Freude, einen edlen Mann zu beherbergen, der mir eine der schönsten Stunden meines Lebens geschenkt hat. Sie haben angstvolle Minuten in diesem Hause zugebracht; verschlafen Sie nun auch darin eine ruhige Nacht.“

Dieser Nacht voll sanften Schlafes folgte ein — Brautmorgen. Denn Fritz hatte, nachdem er zu Gott um Erleuchtung gebetet, den Entschluß gefaßt, der Retterin seines Lebens die Hand zu bieten. Mit wenigen, herzlichen

Worten that er ihr den Antrag in Gegenwart des Greises, und als die sittsame Bertha schweigend die Augen niederschlug, ergriff der Pfarrer mit andächtiger Rührung Beider Hände, und legte sie ineinander. „Euch hat Gott zusammengeführt!“ sagte er mit hohem Ernste. „Sein Segen leite euch auch ferner auf ebener Bahn!“

Aber plötzlich schrie Bertha laut auf, denn an Fritzens Hand erblickte sie den Ring ihrer Mutter.

„Fräulein Dallbrück?“ fragte Fritz hastig. „Das ist sie,“ antwortete der Greis, „die Tochter des Obersten Dallbrück. Von aller Welt verlassen habe ich sie gefunden, als ich, zwanzig Meilen von hier, einen Oheim zum letzten Male besuchte. Wenn ihr Vater noch lebt —“

„Er lebt nicht mehr!“ rief Fritz — ach, zu schnell für die ohnmächtig niedersinkende Tochter! Doch als er ihr dann später alle Umstände erzählte, daß er die letzten Stunden des Sterbenden erleichtert, und seinen Segen zu diesem Bunde ihr bringe, da milderte sich in etwas ihr Schmerz, und andächtig küßte sie die Hand, die dem theuren Vater die letzten Liebesdienste erwiesen. Den gehobenen Schatz, den Fritz ihr einhändigte, wollte sie mit ihrem edlen Pflegevater theilen. Der aber sprach:

„Ich habe genug und übergenug, denn ich weiß dich glücklich, und keine Sorge um dich wird meine Sterbestunde trüben. Nur die Trennung von dir — werde ich sie überleben?“ —

Aber diese drei edlen Menschen trennte nur der Tod. Fritz nahm seinen Abschied, kaufte das Gut, zu welchem dieses Dorf gehörte, wurde ein fleißiger, verständiger Landmann; pflegte mit Weib und Kindern den Greis, bis er die Schuld der Natur bezahlte; verwandelte den Felsenkeller in eine Kapelle, die er mit einem Altare schmückte,

welcher die Erbschaft seines Vaters barg. Oft zeigte er sie seinen Söhnen, sprechend:

„Meine Reue hat mir des versöhnten Vaters Segen vom Himmel erfleht! Und dieser Segen, ruhte er gleich auf unscheinbaren Dingen, hat mein Glück gegründet!“

4.

Prinz Karl.

Friedrich Eugen, Beherrscher eines kleinen deutschen Fürstenthums, war ein edler und gerechter Fürst, der Alles that, seine Unterthanen glücklich zu machen. Er wurde darum auch von diesen auf's Innigste verehrt und geliebt. Was ihm widerfuhr, war es Schmerz oder Freude, daran nahm das ganze Land stets den herzlichsten Antheil. An seinem Geburtsfeste jubelten alle seine Unterthanen, schossen, spielten, sangen, und des Abends illuminirten sie ihre Wohnungen und brannten Feuerwerke ab. Dabei hörte man in allen Städten, Flecken und Dörfern den frohen Ausruf: „Es lebe unser guter Landesvater! es lebe Friedrich Eugen!“

Adelheid, die Fürstin, theilte mit ihrem Gemahle die Liebe des dankbaren Volkes. Sie besaß das beste, theilnehmendste Herz. Nie schied ein Bedrängter ohne Hülfe, ohne Trost von ihr. Darum hieß sie auch überall nur Adelheid die Gute.

Eines Tages erscholl die Nachricht, der Fürst habe einen Sohn, und das Land einen Erbprinzen bekommen. Da gab es Freude über Freude! Sah ein Nachbar den andern, ein Freund den andern, so war das erste Wort: „Weißt du schon, daß uns ein Erbprinz geboren ist?“ —

In der Residenz wurden an demselben Tage von Viertelstunde zu Viertelstunde die Kanonen gelöst, die Einwohner aber beeiferten sich, auf alle erdenkliche Weise ihre Freude über die Geburt des Prinzen an den Tag zu legen.

Fast alle Tage kamen aus den entferntesten Gegenden des Landes Abgeordnete an, welche dem Fürsten und seiner Gemahlin zu ihrem Erstgebornen Glück wünschten. Das Herrscherpaar hatte große Freude darüber. Vor Allem aber rührte dasselbe folgender Auftritt.

Zehn Dörfer, die nahe bei der Residenz lagen, verabredeten sich, sobald die Fürstin wieder das Zimmer verlassen würde, nach dem Schlosse zu ziehen, und hier ihre Freude über die Geburt des Prinzen zu erkennen zu geben. Aus jedem Dorfe zogen zwanzig Männer und zehn junge Mädchen mit. Die Mädchen waren sämmtlich weiß gekleidet und mit Blumen geschmückt. Je drei von ihnen trugen prachtvolle Blumenkränze, die für den Fürsten, seine Gemahlin und den Prinzen bestimmt waren; auch brachten sie für letzteren ein Paar Tauben und ein schneeweißes Lamm.

Als der Zug beim Schlosse anlangte, bliesen die Musikanten, die voranzogen, einen feierlichen Marsch. Dann stellte sich Alles im Schloßhofe in einen Halbkreis; die Mädchen standen vorne.

Jetzt stimmten die Musikanten eine herzerhebende Melodie an, und die zweihundert Männer sangen:

Jubel tönt im Vaterlande,
Jubel füllet jede Brust!
Euch, die freundlich jedem Stande,
Jauchzen wir voll hoher Lust!

Guter Fürst! Dir gilt die Freude,
Dir und Deiner Adelheid!
Hochbeglücket seid Ihr Beide,
Weil ein Prinz Euch jetzt erfreut!

Möge er zu Eurer Wonne
Lieblich blühen und gedeih'n!
Möge er einst auf dem Throne
Auch ein güt'ger Fürst uns sein!

Gott, erhöre unsre Bitte:
Lenke Du mit weiser Hand
Unsers theuren Prinzen Schritte!
Heil ihm und dem Vaterland!

Der Fürst konnte sich nicht enthalten, während des Gesanges in den Schloßhof hinunterzugehen, und in den Kreis seiner lieben Unterthanen zu treten. Mit entblößtem Haupte standen diese um ihren Landesvater, dem eine Thräne hoher Rührung das Auge netzte.

Die gute Fürstin trat auf den Balkon, und hielt ihren geliebten Sohn auf dem Arme. Jetzt wurde die Musik schwächer, und die Mädchen sangen folgende Verse:

Gute Landesmutter, lebe,
Lebe lange uns zum Heil!
Gottes Engel Dich umschwebe,
Lust und Friede sei Dein Theil!

Groß ist Deine Mutterfreude;
O, wir theilen sie mit Dir!
Holde, süße Augenweide
Sei Dein Prinz Dir für und für!

Alle, die dieses mit anhörten, wurden gerührt; Vielen flossen Thränen von den Wangen. Als der Gesang geendigt war, riefen die Männer, ihre Hüte schwenkend: „Es lebe unser gnädigster Landesvater, Friedrich Eugen! Es lebe Adelheid, unsre gute Landesmutter!" Rauschend fiel die Musik mit einem Tusch ein, und die Landleute wiederholten dreimal das Lebehoch.

Der gerührte Fürst dankte mit wenigen, aber sehr freundlichen Worten. Nun trat der älteste der Landleute, ein Greis von hundert und einem Jahre, aus dem Kreise,

und sagte mit noch kräftiger Stimme: „Gnädigster Herr, das ganze Land freut sich über die Geburt des Erbprinzen. O möchte er ein so weiser, gerechter Fürst werden, wie Eure Durchlaucht, dann wird ihn das ganze Land auch eben so herzlich lieben!“

Der Greis, dem das Silberhaar auf die Schultern wallte, wollte noch mehr sprechen; aber die Rührung ließ es ihm nicht zu. Friedrich Eugen faßte seine Hand, schüttelte sie treuherzig, und sprach: „Alter Vater, ich freue mich, in einem Lande zu regieren, wo die Unterthanen mit so vieler Liebe an ihrem Fürsten hängen! Saget Euern Nachbarn, daß ich meinen Sohn zu einem guten, frommen und gerechten Mann erziehen werde, damit sie und ihre Kinder ihn einst lieben können.“

Nachdem jetzt noch die Mädchen ihre Kränze, das Lamm und die Tauben überreicht hatten, wollten die Landleute nach ihren Wohnungen zurückkehren. Aber der Hofmarschall sagte, er habe Befehl, sie nicht fortzulassen; sie müßten vorerst eine kleine Mahlzeit einnehmen.

Bald darauf wurden Alle in einen großen Saal geführt, wo mehrere gedeckte Tafeln standen. Jedem ward ein Platz angewiesen. Alle sahen vergnügt einander an, denn diese Ehre machte ihnen um so größere Freude, da sie sie nicht erwartet hatten. Aber ihre Freude steigerte sich zum Jubel, als nach einigen Minuten der Fürst erschien, und neben dem silberhaarigen Greise Platz nahm. Er aß zwar nichts, unterhielt sich aber mit seinen Gästen eine Stunde lang auf die huldreichste Art. Als er im Begriff stand, den Saal zu verlassen, nahm er ein Glas mit Wein, hob es in die Höhe, und rief: „Es lebe der brave, fleißige Landmann!“ Dann trank er das Glas zur Hälfte aus, und entfernte sich, von den herzlichen Lebehochrufen der Anwesenden begleitet.

Außerordentlich vergnügt wanderten die Landleute nach ihren Dörfern zurück, und erzählten ihren Mitbürgern, Weibern und Kindern unter Freudenthränen Alles, was ihnen in der Residenzstadt widerfahren war, und das ganze Land segnete den liebevollen, gütigen Fürsten.

Der Prinz empfing in der Taufe den Namen Karl.

Friedrich Eugen wünschte seinem Erstgebornen eine gute, für Leib und Seele ersprießliche Erziehung zu geben, und fragte daher bei Zeiten Männer um Rath, welche die edle Kunst der Bildung der Jugend verstanden.

Das Erste, was in Folge der Rathschläge dieser Männer geschah, war, daß man den kleinen Prinzen, statt ihn im warmen Zimmer zu verschließen, täglich an die frische Luft tragen ließ, auch wenn die Witterung rauh war. Freilich begriffen nicht Alle den Nutzen und die hohe Zweckmäßigkeit dieser Handlungsweise. Mehrere Hofleute meinten, wenn es so fortginge, so würde der Erbprinz nicht lange am Leben bleiben.

Aber unserm Karl gefiel es auf der Welt sehr wohl, und an den Tod war bei ihm nicht zu denken. Er wurde mit jedem Tage stärker und munterer, freundlich lächelte sein feuriges Auge. Und noch war er nicht zehn Monate alt, als er schon stehen und ein paar Schrittchen machen konnte. Die Hofleute, die ihm einen baldigen Tod prophezeit, hatten auch Kinder; aber was für Kinder? Mit Karl waren sie nicht zu vergleichen. Blaß war ihre Gesichtsfarbe, matt ihr Auge, schwach ihr ganzer Körper, ob sie gleich viel älter waren als der Erbprinz. Sie wurden jedoch verzärtelt, ängstlich gegen jedes rauhe Lüftchen geschützt, von einer wohlthätigen Abhärtung war keine Rede. Daher kam es, daß sie schwächliche und sieche Kinder waren, und nicht das Mindeste aushalten konnten.

Als Prinz Karl älter wurde, gewöhnte man ihn, daß er sich allezeit beschäftigte. Er hatte beständig etwas zu thun. Bald fütterte er seine Tauben, bald das Lamm, bald setzte er ein Haus zusammen, bald schnitt er aus Papier Figuren aus, und dergleichen mehr.

Der Fürst wünschte sehr, daß sein Karl sich nicht zu viel auf sich und seine hohe Geburt einbilden möchte; daher gab er Befehl, daß man ihm keine Schmeicheleien sagen, ihn nicht zu ängstlich bedienen, und nie anders, als Prinz Karl tituliren sollte. Ein Bedienter, der zu ihm „gnädiger Herr“ sprach, bekam darüber von Friedrich Eugen einen scharfen Verweis.

Damit der Prinz alle Menschen lieben lerne, traf der Vater die Einrichtung, daß zu bestimmten Tagen in der Woche einige gutgeartete arme Kinder aus der Stadt und vom Lande auf's Schloß kamen, und mit Karl, wie mit ihres Gleichen, spielten. Der Fürst freute sich sehr, daß sein Sohn mit allen freundlich umging, und nur diejenigen bevorzugte, die ihm den meisten Verstand und das beste Herz zu haben schienen.

So wuchs Prinz Karl immer mehr heran. Mit zärtlichster Liebe hingen Vater und Mutter an ihm, so wie er an ihnen. Er zeigte immer und überall ein sehr gutes Herz, und obgleich sein ganzes Wesen rasch war, so hatte er doch auch viel Sanftmuth. Sah er Jemanden leiden, so ging es ihm sehr nahe; konnte er irgend einem Menschen Freude machen, so that er es gewiß, und wenn es ihm auch Opfer kostete.

Welche Wonne für den Fürsten und die Fürstin, als sie sahen, wie ihr Erstgeborner im Guten mit jedem Tage zunahm, wie er mit Liebe an Allem hing, was lobenswerth war, wie er einst der edelste Mann, der beste Regent zu werden versprach!

„Wir haben Ueberfluß an Gütern aller Art," sagte oft der Fürst zu Adelheid, „aber das kostbarste Kleinod, das wir besitzen, ist doch unser Karl. Alles Andere könnten wir leicht entbehren; aber ohne unsern Karl wäre das Leben für uns nicht zur Hälfte so schön."

Prinz Karl war vier Jahre alt, als einer seiner Gespielen, Heinrich mit Namen, krank wurde. Unter allen seinen Spielfreunden war ihm dieser der liebste. Daher wurde er unruhig und traurig, als Heinrich eine Woche lang nicht auf's Schloß kam.

„Warum kommt Heinrich nicht mehr zu mir?" fragte der Prinz. „Ich habe ihn lieb, und er sollte alle Tage zu mir kommen."

„Lieber Prinz," sagte seine Gouvernante zu ihm, „Heinrich kann jetzt nicht zu uns kommen."

„Er kann nicht?" fragte Karl. „Warum kann er nicht?"

Gouvernante. Es ist ihm nicht wohl.

Karl. Heinrich nicht wohl? Was fehlt dem guten Heinrich?

Gouvernante. Er ist krank, sehr krank.

Karl (betrübt). Ist Heinrich wirklich krank? O der arme Heinrich! Ich will zu ihm!

Gouvernante. Das geht nicht an, lieber Prinz; Sie könnten leicht auch krank werden.

Karl. Recht gut, dann ist doch Heinrich nicht allein krank.

Von diesem Augenblicke an hatte Prinz Karl keine Ruhe mehr. Er bat seine Eltern, sie möchten ihn zu Heinrich führen lassen, und als man seine Bitte nicht erfüllen wollte, fing er an traurig zu werden und zu weinen.

Nach vierzehn Tagen hieß es, Heinrich wäre auf dem Wege der Besserung, und da Karl seine Bitte immer wiederholte, ihn besuchen zu dürfen; so gab endlich die Fürstin nach, und der Prinz ging zu seinem kleinen Freunde. Wie froh war er, als er den fast genesenen Heinrich erblickte! Er fiel ihm um den Hals, und weinte vor Freude.

Zu seinen bisherigen jungen Gesellschaftern war unterdeß ein neuer, und zwar von anderer Art, gekommen, eine — Katze.

Eines Tages hatte sich nämlich eine sehr schöne junge Katze in sein Zimmer geschlichen, und ihn plötzlich so liebgewonnen, daß man sie nicht mehr von seiner Seite wegbringen konnte. Karl konnte diese Thiere bis dahin nicht wohl leiden, doch die große Anhänglichkeit gedachter Katze brachte ihn nach und nach so weit, daß auch er sie ungemein liebgewann, und sich mit ihr manche Stunde die Zeit vertrieb.

Die Katze wollte aber durchaus nicht leiden, daß er auch mit andern Thieren sich beschäftigte. Sah sie, wie er auch anderen Thieren liebkoste, so fing sie an, unruhig zu werden und zu knurren. Es schien, als wolle sie allein seine Liebe genießen.

Nach einem halben Jahre wurde die fürstliche Familie und das ganze Land in tiefe Trauer versetzt.

Fürst Friedrich Eugen, den Jedermann kindlich liebte, erkältete sich auf der Jagd, und fiel in eine gefährliche Krankheit. Die geschicktesten Aerzte boten ihre ganze Kunst auf, ihn wieder herzustellen; allein die Krankheit verschlimmerte sich mit jedem Tage, und man mußte endlich alle Hoffnung der Wiedergenesung aufgeben. Mit christlicher Fassung bereitete sich der Fürst auf sein Ende vor, und

ordnete bei Zeiten seine zeitlichen und ewigen Angelegenheiten.

Die Nachricht von dem gefährlichen Zustande desselben brachte im ganzen Lande Angst und innige Betrübniß hervor. Alles nahm Antheil an seinem herben Leiden, Alles wünschte, daß er am Leben bleiben möchte. In den Kirchen flehte man Gott um Hülfe an. Besonders beteten die Landleute mit feuriger Inbrunst für die Erhaltung des Landesvaters, der ein so großer Freund und Beschützer des Bauernstandes war. Rührend war es, wenn eine Schaar treuer Unterthanen auf den Schloßhof kam, sich ängstlich um das Befinden des Fürsten erkundigte, und ihm unter heißen Thränen baldige Besserung wünschen ließ.

Am niedergeschlagensten fühlten sich die gute Fürstin Adelheid und Prinz Karl. Dieser war fast immer um den kranken Vater. Tag und Nacht saß er am Krankenbette, und mußte oft mit Gewalt fortgebracht werden, um sich beim Anblick des theuern Leidenden nicht ganz abzuhärmen, und durch Speise und Trank, durch Ruhe und Schlaf seinen ermatteten Körper einigermaßen wieder zu stärken. Auch Adelheid wich selten von der Seite ihres Gemahls. Mit inniger Rührung sah der Fürst die große Liebe von Gattin und Sohn; sie gewährte ihm süßen Trost in seinen Schmerzen.

Eines Abends merkten die Aerzte, daß Fürst Eugen sein Leben bald endigen werde. Sie baten daher Adelheid und Karl, sich wegzubegeben, und dem Fürsten Ruhe zu gönnen. Aber die treue Gattin ahnete sogleich den schrecklichen Verlust, der ihr bevorstand. Thränen, heiße Thränen stürzten aus ihrem sanften Auge. „Nein,“ sagte sie, „nichts soll mich von ihm scheiden! Auch im Tode will ich bei ihm sein!“

Als Karl das Wort „Tod“ vernahm, erschrak er

heftig, und fing zu weinen an. „Mutter," rief er händeringend aus, „wird der gute Vater denn sterben?"

Adelheid riß den Prinzen an ihre Brust und schluchzte. „Bald wird er nicht mehr sein!" sagte sie in einem herzzerreißenden Tone. „Bald hast du, Karl, keinen Vater, und ich keinen Gatten mehr. Gott ruft ihn zu sich; bald ist er bei den Engeln im Himmel."

„O Mutter," rief Karl, „laß uns mit sterben! Es ist Alles nicht mehr so schön, wenn der liebe Vater stirbt. Hübsch muß es sein, unter Engeln zu leben. Mutter, laß uns mit sterben!"

Der unschuldige kindliche Ton, in welchem Karl sprach, griff das mütterliche Herz noch mehr an. Die Worte: „laß uns mit sterben!" rührten sie außerordentlich.

Dem Fürsten schien Alles, was um ihn vorging, ein Traum. Schon hatte die kalte Hand des Todes ihn erfaßt. Da schien er noch einmal zum Bewußtsein zu erwachen. Matt bewegte er einen Arm nach Adelheid. Sie ergriff seine Hand; Karl that dasselbe. Der Sterbende stammelte mit sichtbarer Anstrengung: „Adelheid — Karl — lebt wohl!" Dann schloß sich sein Auge, er holte tief Athem, und war hinübergegangen in's bessere Vaterland.

Adelheid fiel weinend auf den entschlummerten Gemahl; Karl schmiegte sich an seine Mutter und jammerte. Alle Umstehenden zerflossen bei diesem rührenden Auftritte in Thränen. Die Aerzte fürchteten, ein längeres Verweilen von Gattin und Sohn an dieser Stätte des Schmerzes möchte ihnen gefährlich werden, und befahlen daher, Beide mit Gewalt von dem geliebten Leichnam zu reißen, und in ein anderes Zimmer zu bringen.

Die Nachricht vom Tode des allverehrten Fürsten brachte im Lande die tiefste Betrübniß hervor. Als sein Leichnam, der herrschenden Sitte gemäß, auf einem

Paradebette in der Schloßkirche ausgesetzt wurde, strömte Alt und Jung hinzu, um den geliebten Verstorbenen noch einmal zu sehen. Es war ein trüber Herbsttag. Matt-lodernde Kerzen erhellten das Dunkel der schwarz ausgeschlagenen Kirche. Tiefe, heilige Stille herrschte, nur bisweilen von den Gebeten und dem Schluchzen der Besuchenden unterbrochen. Alles weinte, denn Friedrich Eugen war ein guter Fürst gewesen, ein Vater des Vaterlandes. Am Tage darauf wurde der Leichnam in die fürstliche Gruft beigesetzt.

Es verging eine lange Zeit, ehe Adelheid und Karl über den Tod des Fürsten sich trösten konnten. Dem Prinzen schwebte bei Tag und Nacht der Vater vor, wie er im Himmel unter den Engeln saß und himmlische Freuden genoß. Zuweilen vertiefte er sich so sehr in diese neue Welt, daß ihn die Mutter aus seinen Träumereien wecken mußte.

„Karl," sagte sie eines Tages zu ihm, „wo bist du schon wieder mit deinen Gedanken?"

„Bei dem Vater!" lautete des Prinzen Antwort. „O könnt' ich bei ihm sein! könnt' ich auch unter Engeln leben!"

„Wie, Karl," seufzte die Fürstin, „du könntest mich verlassen? Liebst du mich so wenig?"

„O Mutter," rief der Prinz gerührt, „ich liebe dich über Alles! Nein, verlassen werde ich dich niemals! Gehe ich zu dem Vater im Himmel, so kommst du mit; nicht wahr, du kommst mit?"

Thränen traten der Fürstin in's Auge. Sie drückte den holden Sohn bewegt an ihr Herz, und küßte ihn mit Innigkeit.

Kaum hatte sich der Schmerz über den herben Verlust

des Fürsten in etwas gemildert, als Adelheiden und Karl ein neues Unglück drohte. Ein benachbarter Fürst, Namens Ottokar, war mit Friedrich Eugen verwandt. Seine Macht war groß. Er hatte zahlreiche Heere, viele Festungen, große Reichthümer, viel Muth, aber — ein böses Herz. Dieser Ottokar hätte gern das ganze Land des verstorbenen Fürsten an sich gerissen. Als er hörte, wie die Vornehmen dieses Landes die Einrichtung getroffen hätten, daß, so lange Prinz Karl noch zu jung wäre, selbstständig die Zügel der Regierung zu führen, seine Mutter das Reich verwalten sollte; erklärte sich Ottokar dagegen, und behauptete, Niemand als er habe das Recht, das Land so lange zu regieren, bis Prinz Karl großjährig wäre.

Seinen Worten Nachdruck zu geben, zog Ottokar sofort eine starke Armee zusammen, und führte dieselbe gegen die Fürstin Adelheid. Diese war darüber sehr bestürzt. Ihr ahnete nichts Gutes; denn das schlechte Herz ihres Feindes war ihr bekannt. Sie wußte wohl, daß er damit umginge, ihr und ihrem Sohne das Land zu rauben.

In tiefschmerzlicher Bewegung schloß sie oft den Prinzen an ihr Herz, und ließ ein paarmal die Worte fallen: „Was wird aus uns Unglücklichen werden? Man wird dich vielleicht von dem Herzen deiner Mutter reißen!"

„Wer," rief Prinz Karl unwillig, „wer will mich fortreißen? O Mutter, ich habe einen Säbel! Wer dir etwas thut, wer mich von dir wegreißen will, den renne ich damit durch und durch; denn das ist ein Räuber, ein Bösewicht!"

Der Fürstin gefiel der muthige Sinn des Kleinen, aber sie seufzte und blickte betrübt gen Himmel.

Dem schlimmen Ottokar war es indeß gelungen,

bis an die Residenzstadt vorzudringen. Da man zum Widerstande nicht genug vorbereitet war, so befahl Adelheid, die Stadt sofort zu übergeben, obgleich alle Einwohner laut erklärten, daß sie für ihre Fürstin, für ihren jungen Fürsten gern Gut und Blut aufopfern, und die Hauptstadt bis zum letzten Hauche vertheidigen wollten.

Kaum war Ottokar eingezogen, so ließ er das fürstliche Schloß umzingeln, und gab Befehl, Adelheid mit dem Prinzen unter entsprechender militärischer Bedeckung über die Grenze zu bringen.

Man theilte diese Nachricht der Fürstin mit. Sie gerieth in heftigen Schrecken darüber. Karl griff nach seinem kleinen Säbel, zog ihn, und wollte damit gegen die Offiziere rennen, die in das Zimmer traten, um sie Beide einzuladen, den bereitstehenden Wagen zu besteigen. Adelheid rang ihm das Gewehr aus den Händen, und suchte ihn zu beruhigen. Aber Karl war nicht zu besänftigen; er schlug mit Allem, was ihm in die Hand kam, nach den Offizieren, und schalt sie Bösewichter und Räuber.

Doch was half's! Adelheid mußte mit Karl sich fügen, und nach drei Tagen langten sie in dem Lande ihres Feindes Ottokar an. Dieser Bösewicht hätte sie Beide nur gar zu gern umgebracht; allein er fürchtete den Tadel der Welt, und begnügte sich daher, sie in strengem Gewahrsam zu halten. Er erklärte zwar, daß er Adelheid und Karl als ein Freund behandeln, und nur so lange das Land Friedrich Eugen's regieren wolle, bis Karl erwachsen wäre. Doch im Herzen dachte er anders. Nach einiger Zeit gab er vor, man habe die Fürstin und den Prinzen gewaltsamer Weise entführen wollen; er sei daher genöthigt, sie auf einer unbekannten Burg gegen ähnliche Versuche sicher zu stellen.

Der Tyrann ließ nun Beide in einer finstern Nacht

auf ein entferntes, halbverfallenes Schloß bringen, wo er sie hart zu behandeln befahl. Adelheid fürchtete das Schlimmste; nur der Anblick des Prinzen vermochte sie noch in etwas zu trösten. Ach, auch dieser Trost sollte ihr nicht bleiben! Karl wurde von ihrer Seite gerissen. Die Fürstin war vor Schmerz außer sich, aber sie mußte es geschehen lassen. Karl wehrte sich, er wollte durchaus nicht fort; allein man schleppte ihn mit roher Gewalt aus dem Zimmer der Mutter, welche sich nun einsam und verlassen sah, und lange in ihr schreckliches Schicksal nicht finden konnte.

Karl, der aus dem heimathlichen Schlosse die Katze, die ihn nicht verlassen wollte, mitgenommen hatte, bat, man möchte ihm wenigstens das Thier zur Gesellschaft lassen. Dieß geschah. Man brachte ihm die Katze, und sperrte ihn noch diesen Tag in ein unterirdisches Gefängniß. Ein Gleiches geschah mit seiner Mutter.

Lange Zeit war der Prinz untröstlich. Er liebte seine Mutter über Alles, und mußte nun von ihr getrennt leben. Der Kerker, in den er gebracht worden, war eng und dunkel. Ein kleiner Tisch, ein Paar alte, zerbrochene Stühle und ein schlechtes Bett, darin bestand die Einrichtung, welche er hier vorfand. Die Wände waren schwarz, und die Fenster mit eisernen Stangen umgeben. Ein Schauder überfiel Karl, als er sich in diesem garstigen Loche einsam und verlassen sah. Thränen füllten sein Auge. Er rang die Hände, und rief zu wiederholten Malen: „O mein Vater! o meine Mutter!“

Nur dreimal des Tages bekam er einen Menschen, nämlich den Kerkermeister, zu sehen. Dieser brachte ihm das Frühstück, das Mittagmahl und das Abendbrod. Die Kost war elend. Des Morgens kam gewöhnlich ein Schnittchen Brod mit einem Glas Wasser; Mittags kraftlose

Suppe mit ein wenig Gemüse, nur selten Fleisch; am Abend ein Stückchen Butterbrod. So schlecht aber Alles auch war, so befand sich doch der Prinz gesund und wohl dabei.

Er würde überhaupt sein trauriges Schicksal geduldig ertragen haben, hätte er nur bei seiner Mutter sein können! Keine Minute verging, wo er nicht mit liebender Sehnsucht ihrer gedacht hätte. Ein großes Uebel war es auch, daß er in den ersten Wochen seiner Gefangenschaft keine Beschäftigung hatte, und so von schrecklicher Langweile geplagt wurde. Die Katze, welche fortwährend auf seinem Schooße oder ihm zur Seite lag, vertrieb ihm noch am meisten die Zeit. Spazierte er herum, so begleitete sie ihn wie ein treues Hündlein. Er hatte eine herzliche Freude an ihr, denn in trüben Tagen weiß man erst im vollen Werthe treue Anhänglichkeit zu schätzen, sei solche auch nur von Thieren geübt. Karl gab der treuen Katze den Namen Trautel, und bemühte sich, sie zu kleinen Kunststücken abzurichten. Hätte er dieses Thier nicht bei sich gehabt, er wäre viel unglücklicher gewesen.

Eine andere seiner Beschäftigungen bestand darin, daß er an die staubigen Wände mit seinen Fingern Figuren zeichnete, die Fensterscheiben anhauchte, und dann darauf kritzelte. Traurige Beschäftigungen! Aber den Prinzen retteten sie doch vor der Langweile, und so waren sie jedenfalls sehr schätzenswerth.

Nach einigen Wochen kam der Kerkermeister nicht allein in Karl's Gefängniß. Er brachte seine Tochter, ein Mädchen von acht Jahren, mit. Minchen, so hieß dieselbe, hatte ein ABC-Buch in der Hand, und sah den Prinzen neugierig und mitleidig an. Dieser war sehr erfreut, nach so langer Zeit wieder einmal ein Kind zu sehen, besonders da er bemerkte, daß Minchen an seiner traurigen Lage

Theil nahm. Er näherte sich ihr, und bat sie um das Buch. Minchen gab es ihm. Der Prinz war außer sich vor Freude, als er darin zwei Kupferstiche fand, auf welchen ein Haushahn mit mehreren Hühnern, ein paar Hirsche und Windhunde abgebildet waren. Er bat Minchen, sie möchte ihm doch das Buch bis zum Abend da lassen. Das gutherzige Mädchen sah den Vater an, gleich als wollte es fragen, ob ihr dieß erlaubt sei. Der Vater, welchen die Freude des kleinen Gefangenen innig ergötzte, nickte mit dem Kopfe, und Minchen sprach: „Du kannst das Büchlein bis Abends behalten, Kleiner!"

Wer war jetzt froher als der Prinz! So wie der Kerkermeister mit seinem Töchterchen fortgegangen war, setzte sich Karl auf einen der alten Stühle, durchblätterte das Buch, und hatte seine Lust an den abgebildeten Thieren. Gern würde er sie nachgezeichnet haben, wenn er nur Papier und Bleistift bei der Hand gehabt hätte. Auf dem Tische lag ein Stückchen Brod, das hatte ihm der Kerkermeister so eben gebracht. Plötzlich sprang der Prinz freudig vom Stuhle auf, und rief: „Ich weiß, was ich thue!" Er griff nach dem Brode und brach ein Stückchen davon ab, das er seiner Trautel gab; den übrigen Theil machte er, mit Hülfe des Wassers, zu einem Teige, und versuchte sodann ein Windspiel daraus zu formen. Anfangs wollte ihm dieß nicht recht gelingen, aber nach und nach ging's besser, denn mit der größten Unverdrossenheit wiederholte er seine Versuche.

Von da an bekam Karl jeden Tag auf ein paar Stunden das ABC-Buch, und er begann nun, zugleich die Buchstaben aus Brodteig nachzubilden. Der Kerkermeister bemerkte dieß eines Tages. Lächelnd schüttelte er den Kopf darüber, ging dann auf seine Stube, holte ein Stück Kreide, und gab sie dem Prinzen. Er

sagte ihm bei dieser Gelegenheit auch die Namen der Buchstaben.

Welche Freude für Karl! Von diesem Augenblick an hatte er fast keine Langweile mehr. Er zeichnete auf dem Tische die Buchstaben und die in Kupfer gestochenen Thiere nach, und es währte nicht lange, so konnte er lesen, obgleich der Kerkermeister und dessen Minchen ihm nur einige wenige Male gezeigt hatten, wie man die Buchstaben in Sylben und Wörter zusammensetzen, und diese aussprechen müsse. O wie jubelte Karl darüber! Er vergaß alles Ungemach, das er bis jetzt ausgestanden; er vergaß, daß er ein Gefangener sei, und nur die Mutter, die innig geliebte Mutter fehlte ihm. Dieser hätte er so gern gesagt, daß er die Buchstaben nennen und lesen könne!

Im folgenden Jahre brachte der Kerkermeister dem Prinzen einen Hut voll Eicheln, und lehrte ihm das Zählen. Karl begriff Alles sehr leicht, und bald konnte er auch etwas rechnen.

Der Kerkermeister hatte bemerkt, daß der Prinz Vergnügen daran finde, aus Brod Thiere zu bilden. Eines Tages brachte er ihm ein ziemlich großes Stück Wachs, und schenkte es ihm mit den Worten: „Das Wachs schickt sich besser zum Poussiren; das liebe Brod darf nicht dazu verwendet werden.“ Dieß Geschenk war natürlich dem Prinzen ungemein erwünscht. Groß war sein Eifer, verschiedene Gegenstände, besonders Thiere, aus Wachs zu poussiren. War er damit fertig, so sah er eine Zeitlang sein Kunstwerk mit Vergnügen an, und ballte es dann wieder zusammen, um etwas Neues aus der Wachsmasse zu schaffen.

So ging es Tag für Tag. Immer war Prinz Karl nützlich beschäftigt; und wollte er sich erholen, so spielte

er mit seiner Trautel. Schon waren drei Jahre hingeschwunden, seit er als Gefangener in diese Burg eingezogen war. Da trat ein Ereigniß ein, welches in seiner Lage eine große Veränderung hervorbrachte.

Der böse Fürst Ottokar hatte unterdeß das Land des verstorbenen Friedrich Eugen sehr strenge regiert, und sich daher keine große Zuneigung der Einwohnerschaft erworben. Zudem wußte Alles, wie ungerecht und tyrannisch er gegen die verwittwete Fürstin und deren Sohn verfahren. Es ging überhaupt deren Schicksal allen Einwohnern sehr zu Herzen. Niemand wußte, wo sie sich befänden; Viele glaubten sogar, Ottokar habe sie ermorden lassen. Dieser aber versicherte fort und fort, die Fürstin und der Prinz wären wohl und munter, und würden standesgemäß behandelt.

So waren drei Jahre verflossen. Ottokar wurde immer strenger und rücksichtsloser. Das Volk fing endlich an zu murren. Es verlangte die Fürstin und deren Sohn zu sehen. Durch einen Zufall wurde es plötzlich bekannt, daß Beide auf einer halbverfallenen Burg im finstern Kerker schmachteten. Jetzt rief Alles Rache. Das Landvolk bewaffnete sich, und ein naher, mächtiger Fürst wurde zu Hülfe gerufen. Dieser schickte sogleich ein starkes Heer in Ottokar's Land, und es gerieth Letzterer in eine ziemlich bedenkliche Lage.

Eine Abtheilung Soldaten marschirte sofort nach der Burg, wo Adelheid und Karl gefangen saßen. An ihrer Spitze befand sich der General Brav, früher Kommandant der Leibwache des verstorbenen Fürsten. Aber auch Ottokar schickte einen starken Trupp Bewaffneter, und damit zugleich einen seiner Leibgardisten, Halunkius,

mit dem geheimen Befehl, Adelheid und Karl umzubringen.

Unglücklicherweise kam Halunkius etwas früher nach der Burg, als der General Brav. Er bewehrte seine Hand mit einem scharfen Dolche, und ließ sich zuerst zum Kerker des Prinzen führen. Letzterer hatte gerade einen Hirsch und ein Windspiel aus Wachs gebildet, und solche vor sich auf dem Tische stehen. Beide Thiere waren ihm sehr gut gelungen, und er betrachtete sie mit Wohlgefallen. Da vernahm er plötzlich Waffengeklirr im Schlosse, und das Geräusch herzunahender Tritte.

Karl ahnete das Unglück, das ihm bevorstand. Bebend sprang er in einen Winkel, und setzte sich auf einen Stuhl. Die Katze huschte auf seinen Schooß, er faßte sie in den Arm.

Jetzt wird die Thüre des Gefängnisses geöffnet. Mit blitzendem Dolche tritt Halunkius herein. Der Prinz erblaßt, und zittert am ganzen Leibe. Halunkius sieht ihn. Er kommt bei dem Anblick des erschrockenen Prinzen in Verlegenheit, und weiß nicht, ob er den holden Kleinen morden oder am Leben lassen soll. Die Katze murrt, und bewegt zornig die Pfoten nach dem Bösewicht. Sie scheint ihren jungen Herrn muthig beschützen zu wollen.

In diesem Augenblick hört Halunkius aus dem Schloßhofe wildes Geschrei und Waffengeklirr. Es kann kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß der General Brav angekommen. Da faßt Halunkius einen raschen, blutigen Entschluß. Er geht mit dem Dolche auf den Prinzen los, um ihn zu durchbohren. Die Katze springt zornig gegen ihn. Schon ist er Karln ganz nahe; schon will er den Dolch in dessen Brust stoßen. Da stürzt General Brav mit blankem Säbel in's Gefängniß. Er erblickt den Mörder, und spaltet ihm, gerade als er den

tödtlichen Stoß gegen den Prinzen führen will, mit dem Säbel den Kopf.

Todt sinkt Halunkius nieder, sein Blut röthet den Boden des Gefängnisses. Prinz Karl stürzt seinem Retter in die Arme, und General Brav trägt ihn triumphirend aus dem Kerker.

Als General Brav mit dem Prinzen in den Hof kam, schlugen sich bereits die Soldaten des Fürsten Ottokar voll Erbitterung mit den andern. Doch schien das Glück sie verlassen zu haben. Aengstlich blickte Karl um sich. Auf einmal that er einen Schrei. „O meine Mutter! meine Mutter!" rief er.

Er hatte recht gesehen. Adelheid war glücklich befreit worden; aber als sie auf den Burghof kam, wurde sie plötzlich von ihren Befreiern getrennt, und von feindlichen Soldaten umringt. Der Prinz sah die Mutter in Gefahr. Seine Angst verlor sich; er fühlte Kraft, die Theure zu vertheidigen — riß sich aus den Armen des Generals los, faßte einen der Säbel, die in Menge im Hofe umherlagen, und lief zur Mutter.

Adelheid erblickte den Prinzen, und rief freudig aus: „O mein Karl! mein Karl!" Ihre Befreier hielten sich tapfer, und stießen alle Feinde nieder, die sich ihnen nahten. Mit bloßem Säbel stürzte Karl der geliebten Mutter in die Arme. Ein feindlicher Soldat hatte einen Hieb nach ihm geführt, ihn aber blos an der Stirne verwundet. So noch blutig im Gesichte, sank er Adelheiden an das mütterliche Herz. Unbeschreiblich rührend war dieser Auftritt. Freudenthränen flossen von den Wangen der zärtlichen Mutter und des liebenden Sohnes.

Noch lagen Beide einander wonnetrunken in den Armen, als nicht weit von dem Platze, wo sie standen,

der Kerkermeister mit seiner kleinen Tochter herbeigeschleppt wurde. Mehrere Soldaten wollten über sie herfallen, und sie niederhauen. Karl sah dieß, riß sich von der Mutter los, und rief den wuthentbrannten Soldaten zu, das Leben des Mannes und seiner Tochter zu schonen, weil sie seine Wohlthäter gewesen wären, worauf sich jene ehrerbietig zurückzogen. So verdankten der Kerkermeister und Minchen dem Prinzen ihr Leben.

Von Ottokar's Soldaten wurde ein Theil niedergehauen, ein Theil gefangen genommen, die übrigen ergriffen die Flucht. Adelheid und Karl aber bestiegen einen bereit dastehenden fürstlichen Wagen, und fuhren, begleitet von einem Regiment Husaren, nach dem Heimathlande, wo sie von ihren Unterthanen mit lautem Jubel empfangen wurden. Alles drängte sich herzu, sie zu sehen. Man spannte am Wagen die Pferde aus, und Menschen traten an deren Stelle. Mädchen zogen den Wiederkehrenden entgegen, und streuten Blumen auf den Weg. Kurz, das ganze Land befand sich in einem Freudentaumel, als die glückliche Rettung und Ankunft der Fürstin Adelheid und des Erbprinzen Karl bekannt wurde.

Ehe der Prinz und die Fürstin von der Burg abreisten, auf der sie über drei Jahre lang als Gefangene behandelt worden, gaben sie General Brav den Befehl, sich des Kerkermeisters und seiner Tochter anzunehmen, und sie nebst der Katze, dieser treuen Gefährtin des Prinzen in seinem Leiden, ihnen nachzuschicken.

Der General befolgte diesen Befehl pünktlich, und es waren kaum drei Tage verflossen, daß der Prinz in der väterlichen Residenz angekommen, als auch schon der Kerkermeister und Minchen bei ihm eintrafen. Er führte sie sogleich zu seiner Mutter, und rühmte Beide als seine

Wohlthäter. Die Fürstin befahl, daß man dem Kerkermeister eine ansehnliche Summe Geldes auszahle, und machte ihn außerdem zum Verwalter eines Schlosses, auf dem sie sich mit ihrem Sohne den Sommer über aufhalten wollte. Minchen sollte als Kammermädchen bei ihr bleiben.

Lustig war der Auftritt mit Trautel, der Katze. Als man sie in das Zimmer des Prinzen brachte, wußte sich das Thier vor Freude nicht zu fassen. Hastig sprang es zu Karl, wedelte, unter beständigem frohen Knurren, mit dem Schwanze, leckte den Prinzen, kletterte auf seinen Arm, und klammerte sich fest daran, gleich als befürchtete es eine neue Trennung. „Gutes Thier," sprach der Prinz, indem er es streichelte, „du hast mich in meiner Noth nicht verlassen; nun sollst du es gut haben, und immer bei mir bleiben."

Während Adelheid und Karl täglich neue Beweise von der Anhänglichkeit und Liebe ihrer Unterthanen erhielten, verfolgte General Brav die Truppen Ottokar's von Ort zu Ort. In einem bedeutenden Treffen schlug er sie gänzlich, und verfolgte die Fliehenden dann bis zur einbrechenden Nacht, obwohl er ziemlich schwer am Arme verwundet war. Da sprengten ihm frohlockend einige Reiter entgegen. „Wir bringen einen vornehmen Gefangenen!" riefen sie, und zeigten auf einen jungen Offizier von ungefähr sechzehn Jahren, den sie in ihrer Mitte hatten. Als der General sich nach seinem Namen erkundigte, riefen sie: „Es ist der älteste Sohn unsers Feindes, Prinz Julius!"

General Brav ließ sich mit dem Gefangenen sofort in eine Unterredung ein, und bezeigte ihm im Laufe derselben seinen Unwillen, daß Ottokar die Fürstin Adelheid und deren Sohn so schändlich behandelt habe. Alsdann gab er Befehl, den Gefangenen in jene Burg zu

bringen, wo Adelheid geschmachtet hatte, und in denselben Kerker einzusperren, in welchem Prinz Karl festgehalten worden. Man vollzog seinen Befehl augenblicklich und mit Freuden.

Noch am nämlichen Tage sandte der General einen Kurier an seine Gebieterin, und meldete ihr den Vorfall. Diese befahl, daß man den Prinzen gelinde behandeln, und zu ihr in die Residenz bringen solle. Hier erhielt er eine sehr anständige Wohnung, wurde gehörig bedient, und speiste fast täglich an der Tafel der Fürstin. Man behandelte ihn, Böses mit Gutem vergeltend, nicht sowohl als Gefangenen, sondern mehr als Freund.

Dieses großmüthige Benehmen machte auf Prinz Julius tiefen Eindruck; er rühmte solches auch in den Briefen an seinen Vater, und rieth diesem, mit der Fürstin Adelheid Frieden zu schließen, und in ein Freundschaftsbündniß zu treten. Allein Ottokar blieb ungerührt. Er setzte den Krieg mit äußerster Anstrengung fort, und bot Allem auf, seine Feinde zu besiegen. Doch das Glück hatte ihn verlassen; er verlor eine Schlacht nach der andern, und war endlich gezwungen, um Frieden zu bitten, der ihm auch unter sehr billigen Bedingungen zugestanden wurde.

Prinz Julius erhielt nun seine Freiheit wieder, und kehrte zu seinen Eltern zurück. Rührend war der Abschied, den er von der Fürstin Adelheid und deren Sohne nahm. „Nie,“ sagte er, „nie werde ich die edle Behandlung vergessen, die ich als Gefangener hier erfahren habe. Und die Tage, welche ich in diesem Schlosse verlebte, zähle ich unter die glücklichsten meines Lebens.“

Nach zwei Tagen hatte Prinz Julius die Residenz seines Vaters erreicht. Dieser nahm ihn kalt auf, und

sagte: „Mein Sohn, du scheinst dein Land weniger zu lieben, als das der Fürstin Adelheid.“

„Warum, mein Vater?“ fragte Julius.

„Du lobst,“ versetzte Ottokar, „diese Fürstin, wie du noch Niemanden gelobt hast, und vergissest gänzlich, daß sie meine Feindin ist. Ich glaube, es wäre dir nicht schwer angekommen, für immer bei ihr und ihrem Sohne zu bleiben?“

„Es ist wahr,“ antwortete Julius mit edlem Freimuthe, „daß ich die Fürstin Adelheid gelobt habe; aber verdient sie es denn nicht? — O mein Fürst und Vater, es müßte ein verderbtes Herz in meiner Brust schlagen, wenn ich hätte gleichgültig bleiben können bei der edelmüthigen Behandlung, die ich von ihr erfahren habe! Sie ist eine liebenswürdige, treffliche Frau.“

Unwillig blickte Ottokar seinen Sohn an, wendete sich um, und ging mit raschen Schritten in ein Nebenzimmer. Der Prinz wußte nicht, was er von diesem auffallenden Benehmen des Vaters denken sollte; denn er war dankbar und edel, darum bewahrte er auch ein liebendes Andenken an Adelheid und Karl stets in seiner Brust.

Prinz Julius hatte eine jüngere Schwester, die mit der zärtlichsten Liebe an ihm hing. Sie hieß Amalie, und wurde wegen ihres guten Herzens allgemein verehrt und geachtet. Auch ihr hatte Julius Vieles von der gütigen Behandlung erzählt, die ihm als Gefangenen widerfahren war. Diese Mittheilungen rührten sie innig, und sie unterhielt sich von nun an mit ihrem Bruder am liebsten von Adelheid und Prinz Karl.

Aber Ottokar dachte ganz anders. Während Julius und die Prinzessin Amalie mit dankbaren Empfindungen

sich oft an Adelheid erinnerten, ging er damit um, an ihr Rache zu nehmen, und ihr und ihrem Sohne das Land zu entreißen, das diesem als angestammtes Eigenthum gehörte. Sprach er von der ihm so verhaßten Fürstin, so drückte er deutlich die feindseligen Gesinnungen aus, die er gegen sie in seinem Busen nährte. Niemand am Hofe durfte es wagen, sie zu vertheidigen, wenn er nicht für immer die Gnade des Fürsten verlieren wollte.

Ein schlechtdenkender Offizier, Malmord mit Namen, der oft an der Tafel Ottokar's speiste, bemerkte den Haß desselben gegen Adelheid, und entwarf einen schändlichen Plan, durch dessen Ausführung er sich die Gunst des Fürsten zu erwerben hoffte. Er faßte den abscheulichen Vorsatz, Prinz Karl heimlich von der Burg, auf der er sich jetzt aufhielt, zu entführen, und ihn in die Gewalt Ottokar's zu bringen. Diesem entdeckte er übrigens sein Vorhaben nicht.

Dagegen theilte Malmord seinen Plan einem vertrauten Freunde mit, der auch Offizier war. Beide verbanden sich brüderlich zu dieser Schandthat. Um ihr Vorhaben ausführen zu können, war es nöthig, daß sie sich mit den Oertlichkeiten des Schlosses, auf dem Adelheid gegenwärtig wohnte, bekannt machten. Sie verkleideten sich als Bettler, und wanderten nach gedachter Burg. Hier zogen sie jene Erkundigungen ein, die ihnen nöthig schienen. Sie erfuhren, daß Prinz Karl täglich vor der Mittagstafel den anstoßenden Garten besuche, und daß ihn auf diesen Spaziergängen gewöhnlich Niemand begleite. Mehr brauchten sie nicht zu wissen. Sie eilten nach der Residenz zurück, und machten Anstalten, ihren Plan auszuführen. Jeder nahm seinen Bedienten nebst zwei Pferden mit. So kamen sie wieder zum Schlosse, und drangen in dasselbe nun abermals als Bettler verkleidet,

während die Bedienten mit den Pferden in einem nahen Dorfe blieben.

Die Mittagsstunde ist da. Unbesorgt kommt Prinz Karl mit einer Schmetterlingsklappe in den Garten gehüpft, begleitet von der treuen Trautel. Malmord hatte sich inzwischen mit seinem Spießgesellen hinter ein Gebüsch versteckt. Der Prinz verfolgte einen Schmetterling. Er kommt dicht an das Gebüsch. Jetzt springen die zwei Bösewichter hervor, fallen über den Prinzen her, und fangen an, ihn zu binden. Wüthend springt die Katze gegen sie, und zerkratzt Beiden die Hände. Malmord will sie fortschaffen, gleitet aus, und fällt zu Boden. Jetzt springt ihm das Thier in's Gesicht, und schlägt darin tief seine Krallen ein, so daß das Blut herabtrieft.

Prinz Karl ruft um Hülfe, während Malmord vor Schmerz winselt. Sein Spießgeselle, der ihm helfen will, wird von der Katze ebenfalls übel zugerichtet. Diesen Umstand benützt der Prinz, sich aus den Händen der beiden Bösewichter loszureißen. Er schreit nochmals um Hülfe. Zum Glück befindet sich der Burgvogt, jener Kerkermeister, den Karl so liebgewonnen hatte, in der Nähe. Er eilt herbei, und sieht den Prinzen in Gefahr. Schnell reißt er einen Pflock aus der Erde, und geht damit auf die Räuber los. Malmord's Gefährte drückt eine Pistole auf ihn ab, und bringt ihm eine Streifwunde bei. Der Brave achtet sie nicht, und dringt mit seinem Pflock energisch auf die Bösewichter ein. Da zieht Malmord den Säbel, und haut nach ihm. Der Vogt stürzt hart verwundet zu Boden. Ein zweiter Hieb soll ihm den Kopf spalten. Aber Trautel packt den Mörder, und beißt ihn so stark in die rechte Hand, daß der Hieb an dem Kopfe des Vogtes vorbeisaust.

Unterdeß hatte man im Schlosse den Lärm gehört.

Die ganze Dienerschaft, zum Theil scharf bewaffnet, stürzt herbei, und es gelingt, Malmord und seinen Helfershelfer gefangen zu nehmen. Der brave, schwerverwundete Vogt wird in die Burg getragen. Adelheid stürzt voll Angst dem Zuge entgegen. Sie glaubt, ihr Sohn sei ermordet. Wie freudig schlägt ihr Herz, als sie den Prinzen erblickt! Er fällt ihr in die offenen Arme. Mit Schaudern vernimmt sie die Gefahr, in der er geschwebt hatte, mit tiefinniger Freude die tapfere Entschlossenheit des Vogtes, dem sie nun selbst seine Wunden verbindet und für seine Hingebung dankt. Gerührt blickt der redliche Mann die gute Fürstin an. Sprechen konnte er nicht, denn der Blutverlust, den er erlitten hatte, war so groß, daß er eine Art von Ohnmacht nach sich zog. Nicht minder war auch die heldenmüthige Trautel ein Gegenstand dankbarer Liebe und Bewunderung von Seite Karl's und der Fürstin.

Das ganze Land nahm den freudigsten Antheil, daß der Prinz einer so großen Gefahr so glücklich entgangen sei. Mit Abscheu sprach man von den Räubern, mit Abscheu auch von Ottokar; denn Jedermann glaubte, daß Alles auf dessen Anstiften geschehen sei. Er erklärte freilich, daß er um die Sache nicht das Mindeste gewußt habe; aber nur Wenige glaubten ihm, da er allgemein als ein Mann von schlimmster Gemüthsart bekannt war.

Es wurde nun über Malmord und dessen Spießgesellen Gericht gehalten. Beide bekannten ihr böses Vorhaben, und die Richter verdammten sie zum Tode. Sie sollten geviertheilt und ihre Leichname dann verbrannt werden. Nach drei Tagen wurde das Urtheil vollzogen, und so ein Verbrechen gesühnt, das, wenn es in seiner ganzen Schwärze gelungen wäre, höchst wahrscheinlich den hoffnungsvollen Prinzen in's größte Unglück, und seine fürstliche Mutter in den tiefsten Gram gestürzt hätte.

Prinz Karl wuchs zu einem blühenden Jüngling heran, an dem Gott und Menschen Freude hatten. Nicht nur sein Körper, sein Aeußeres entfaltete sich schön und lieblich; die Entwicklung seines Geistes und Herzens hielt gleichen Schritt, und die ächt religiösen, menschenfreundlichen Gesinnungen, welche sein Inneres erfüllten, spiegelten sich in seinem ganzen Thun und Wesen. Muth und Entschlossenheit war, wie wir wissen, von Jugend auf ihm eigen. Die Schramme an der Stirn, die er bekam, als er einst seiner Mutter zu Hülfe eilte, um ihr Leben zu vertheidigen, ließ ihm nicht übel. Freundlich und gerührt blickte Adelheid gar oft auf dieses Zeichen seiner kindlichen Liebe und Aufopferung, und betrachtete es als Etwas, das sein Gesicht ungemein verschönerte.

Der Vogt wurde als Retter des Prinzen reichlich belohnt, und als er nach einigen Jahren starb, ward ihm ein feierliches Leichenbegängniß gehalten, und sein Grab mit einem schönen Denksteine geschmückt. Kurze Zeit nachher endete auch Trautel die Katze ihr treues Leben.

Es hatte der Prinz das achtzehnte Jahr erreicht, und so wurde denn beschlossen, daß er einige Jahre reisen sollte. Sobald man dieß im Lande Ottokar's erfuhr, verbanden sich zwölf schlechtgesinnte Edelleute, an der Grenze dem Prinzen aufzulauern, ihn zu überfallen und zu ermorden, um sich dadurch bei ihrem Fürsten beliebt zu machen, und, wie sie hofften, eine reiche Belohnung zu erhalten.

Das ganze Vorhaben wurde sehr geheim gehalten, aber Prinz Julius erfuhr es dennoch, und zwar durch einen der Verschworenen selbst. Er entsetzte sich im Innersten der Seele über diesen teuflischen Plan, ging zu seinem Vater, und meldete ihm Alles, was er gehört hatte. Ottokar aber wies ihn ab und sagte: „man müsse nicht

alle Märchen glauben; die ganze Sache sei gewiß nichts Anderes, als der Einfall eines müssigen Kopfes, eine Erdichtung, der er durchaus keinen Glauben beimessen könne."

Doch Prinz Julius sah die Sache in einem andern Lichte. Er zitterte für das Leben seines Freundes Karl, und hielt es für Pflicht, der Fürstin Adelheid seine Besorgnisse schriftlich mitzutheilen.

Adelheid vermochte den Nachrichten des Prinzen Julius nicht sofort Glauben zu schenken; das Vorhaben, von dem er ihr schrieb, schien ihr zu abscheulich, als daß man es nicht für eine bloße Erdichtung hätte halten sollen. Allein bei reiflicherem Nachdenken fand sie die Sache doch mehr und mehr wahrscheinlich. Sie wußte, daß Ottokar einen unversöhnlichen Haß gegen sie im Herzen trage; auch fiel ihr der Vorfall mit Malmord ein, und nun zweifelte sie nicht weiter, daß Prinz Julius Recht habe. Bald kam ein zweiter Brief desselben. In diesem meldete er der Fürstin, daß er hinter das ganze Geheimniß gekommen sei, daß Prinz Karl in großer Gefahr schwebe, und sich daher nicht genug in Acht nehmen könne. Er nannte ihr ferner den Wald, in welchem sich die verschwornen Edelleute verstecken, und den Prinzen, wenn er durchführe, anfallen und tödten wollten.

Adelheid theilte den Brief ihren Rathgebern mit. Diese zweifelten keinen Augenblick an der Wahrheit dessen, was der Prinz schrieb. Um jedoch keinen blinden Lärm zu machen, und hinter den wahren Verhalt der Sache zu kommen, bediente man sich einer List. Der Prinz beabsichtigte erst nach einem halben Jahre die Reise anzutreten; indeß wollte man thun, als werde dieß früher geschehen. In dem vom Prinzen Julius bezeichneten Walde sollten sich nun hundert der tapfersten Soldaten verstecken. Wenn alsdann zum Schein des Prinzen Reisewagen mit einer aus-

gestopften Figur vorbeiführe, so würde man augenblicklich sehen, ob etwas Wahres an jenem Mordplane sei.

Diese List gefiel, und man schritt zur Ausführung. Es wurden zum Scheine Reiseanstalten gemacht. Kaum erfuhren dieß die Verschwornen, als sie sich sofort nach jenem Walde in Bewegung setzten. Hier erwarteten sie des Prinzen Wagen. Er kommt dahergerollt. Am bezeichneten Platze hält der Kutscher still, und springt in das nahe Gebüsch. Die Edelleute sehen im Wagen die schöngekleidete Figur, springen wohlbewaffnet herzu, und schießen zum Fenster hinein.

Jetzt wird den versteckten Soldaten der Fürstin Adelheid ein Zeichen gegeben. Sie stürzen hervor, umringen die Schaar der Meuchelmörder, und fordern sie auf, sich zu ergeben. Diese, vor Schreck und Ueberraschung außer sich, fallen, wie feige Memmen, auf ihre Knie, und bitten um Gnade. Nur Einer will sich durchschlagen. Aber die Kugel eines Musketiers zerschmettert seinen Kopf, und er fällt todt zu Boden. Die Andern werden fortgeschleppt, den Lohn ihres Verbrechens zu erhalten.

Nach sechs Monaten trat Prinz Karl seine Reise auf einem andern Wege an, und erreichte ohne weitere Unfälle das schöne, milde Italien.

Italien ist überreich an Schönheiten und Schätzen der Natur und Kunst. Prinz Karl unterließ nicht, sie zu genießen und zu bewundern. In Rom hielt er sich mehrere Monate auf. Er besuchte hier die Werkstätten der Künstler, betrachtete mit innigem Vergnügen ihre Schöpfungen, und bildete dadurch seinen Sinn für das Schöne und Große. Noch mehr aber wurde sein religiöses Gefühl angeregt und gekräftigt in der ewigen Stadt,

dem Mittelpunkte der heiligen katholischen Kirche, dem Sitze des Stellvertreters Christi auf Erden, des Pabstes, welchen er einige Male in majestätischer, tief ergreifender Pracht das Hochamt halten und die Völker segnen sah. Täglich hörte er auch mit hoher Andacht in der herrlichen Peterskirche die heilige Messe. Die übrige Zeit des Tages verwandte er zu Spaziergängen und Spazierfahrten in die lieblichen Gärten, welche um Rom herum liegen, und in die schönen Landhäuser der dasigen Gegend. Welche wonnigen Gefühle durchströmten sein Herz, wenn er an den milden Abenden entweder auf einem Berge den Untergang der Sonne beobachtete, oder dem seelenvollen Gesange der Nachtigallen lauschte, oder in Pomeranzen- und Zitronenwäldern umherwandelte, süßen, würzigen Duft einathmete, und sich in Betrachtungen der Größe und Güte des Herrn und Schöpfers der Welt verlor! Hier war es, wo er auch oft an seine Heimath dachte, wo er sich vorzüglich an seine Mutter mit Liebe und Dank erinnerte, und seine hohe Bestimmung erwog. Der hehre Geist der Menschenliebe umwehte ihn hier, himmlische Ahnungen bewegten seine Brust, und er faßte den festen Entschluß, einst als Fürst sein Volk zu beglücken, und nicht müde zu werden Gutes zu stiften wie und wo er könnte.

Nach Verlauf eines Jahres besuchte er die Schweiz. Mit Recht darf diese den schönsten und merkwürdigsten Ländern der Erde beigezählt werden. Es hat hier die Natur die außerordentlichsten Dinge geschaffen. In fortwährender Mannigfaltigkeit und Abwechslung erblickt das Auge romantische, ländliche Gefilde neben wilden, furchtbaren Felsgebirgen, liebliche Seen und grüne Matten am Fuße starrender Gletscher und schrecklicher Felsen, brausende Bäche und donnernde Stürze in malerischer Gestaltung, lachende Thäler und fruchtbare Ebenen im Angesichte hoher

Gebirge, dann wieder schauerliche Schluchten, gräßliche Abgründe, fürchterliche Engpässe, gigantische Felsen, schäumende Wasserfälle und reißende Ströme, endlich in großer Menge freundliche Ortschaften, hübsche Städte, liebliche Dörfer, alte Schlösser und zertrümmerte Burgen. Uebrigens gibt sich in Allem eine große Verschiedenartigkeit kund, namentlich auch in den Erzeugnissen der Natur. Nicht minder verschiedenartig sind die Bewohner des Landes, ihre Sitten, Gebräuche, Einrichtungen und Lebensweise. Die Einen sind Hirten, Ackerbauer und Landwirthe, Andere nähren sich durch Industrie und Handel, und Viele suchen und finden ihr Glück im Auslande. Neben dem Luxus und den feinen Sitten sieht man die bescheidene und einfache Lebensweise der Vorzeit. Alle diese mannigfaltigen Erscheinungen in der Natur- und Menschenwelt liefern dem denkenden Beobachter reichen Stoff zu Betrachtungen und Nachforschungen. Und so brachte auch Prinz Karl ein sehr genußreiches Jahr hier zu.

Nachdem er dann noch Frankreich und mehrere Gegenden Deutschlands besucht, und überall mit den Sitten und Beschäftigungen der Einwohner, sowie mit allem Sehenswerthen und Merkwürdigen sich bekannt gemacht hatte, kehrte er, mit vielerlei Kenntnissen und wichtigen Erfahrungen bereichert, nach der Heimath zu der theuern Mutter zurück.

Voll heißer Liebe und Sehnsucht wollte er in deren Arme sich stürzen. Aber welch ein Schmerz für ihn! Er fand Adelheid mit dem Tode ringend. Kaum der Fassung mächtig, voll schmerzlicher Wehmuth, beugte er sich über die ermattet Daliegende; Thränen kindlicher Liebe flossen von seinen Wangen. Da sah die Leidende empor, ihr Auge traf den guten Sohn. Sein Anblick wirkte auf sie wie himmlische Arznei. Mit sanfter Freundlichkeit sah

sie ihn an; und Karl ergriff mit sanftem Drucke die Hand, welche sie nach ihm ausstreckte, und küßte solche mit Innigkeit.

Die Aerzte hatten bisher an der Wiedergenesung der Fürstin gezweifelt; jetzt aber faßten sie neue Hoffnung. Diese Hoffnung war keine trügliche. Karl's Rückkehr wirkte sehr vortheilhaft auf die Kranke. Sie erholte sich mit jedem Tage mehr, und nach einigen Wochen feierte das Land mit innigem Jubel das Fest ihrer gänzlichen Genesung.

Als sie zum ersten Male wieder im Schloßgarten sich ergehen durfte, begleitete sie der Prinz. Sie umarmte ihn, und sprach voll Rührung: „Sohn meines Herzens, schon zum zweiten Male verdanke ich dir mein Leben!"

„Mutter," erwiederte Karl tief bewegt, „gern würde ich jeden Augenblick mein Leben für das deinige opfern. Möge dich der Himmel mir noch recht, recht lange erhalten!"

Nach einem halben Jahre hatte Prinz Karl jenes Alter erreicht, in welchem er die Regierung selbst übernehmen konnte. Die fürstliche Mutter forderte ihn dazu auf, und er folgte dieser Aufforderung. Adelheid legte in seine Hände die Regierung nieder, und das Land schwur seinem neuen Fürsten Gehorsam und Treue.

Mit den edelsten Vorsätzen bestieg der junge Fürst den Thron seiner Väter. Die Guten erwarteten das Beste von ihm, und betrogen sich nicht in ihren Erwartungen. Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung beschenkte er das Land mit verschiedenen neuen, sehr ersprießlichen Einrichtungen. Jedermann freute sich darüber, und wünschte ihm Heil und Segen. Vieles andere Zweckmäßige sollte baldigst in's Leben treten, manche im Laufe der Zeit eingeschlichenen Mißbräuche beseitiget werden. Alle Behörden wurden von dem jugendlichen Regenten zu erhöhter Thätigkeit angespornt,

Handel und Wandel geschützt und aufgemuntert, jedes aufkeimende Talent liebevoll gefördert und gepflegt.

Leider schienen jedoch dem menschenfreundlichen Wirken des jungen Fürsten in Bälde unerwartete Hindernisse sich entgegenzustellen. Die Hauptbedingung der glücklichen Entwicklung eines Landes — der Friede — schien ernstlich gestört zu werden. Es war noch kein ganzes Jahr, daß Karl die Regierung angetreten, als der uns nur zu wohl bekannte Fürst Ottokar, ohne irgend eine Veranlassung, eine starke Armee an der Grenze zusammenzog, und ihn ernstlich bedrohte. Karl schickte Gesandte an ihn, die den Feindlichgesinnten bewegen sollten, den Frieden, der in so reichem Maße seinen Segen über ihre Völker ausströme, nicht gewaltsam zu brechen. Allein sie richteten nichts aus; Ottokar kündigte förmlich den Krieg an.

Da des Letztern Truppen ungemein zahlreich waren, so besorgte man, Karl möchte von ihm besiegt werden. Dieser dachte aber anders. Er baute auf die Tapferkeit seiner Krieger, auf die Anhänglichkeit derselben an seine Person, und auf die Geschicklichkeit und Treue seiner Offiziere. Den Muth des Heeres anzufeuern, beschloß er, den Oberbefehl über dasselbe in Person zu übernehmen, und reiste daher in's Lager ab. Hier wurde er mit ungeheuerem Jubel empfangen, und Alles rief: „Gut und Blut für unsern Fürsten!" Karl durchritt die kriegerischen Reihen, und ermunterte zur Entschlossenheit und Ausdauer. Und überall ertönte: „Es lebe Fürst Karl! Gut und Blut für ihn!"

Mit Schmerz hatte Prinz Julius den Entschluß seines Vaters vernommen, Karln mit Krieg zu überziehen. Er suchte ihn durch Vorstellungen davon abzubringen. Darüber wurde aber Ottokar so unwillig, daß er seinen Sohn einen Verräther schalt, und ihn auf eine Festung

verwies, wo er beinahe als ein Gefangener behandelt wurde.

Kaum vernahm Fürst Ottokar, daß sein Gegner sich an die Spitze der Armee gestellt habe, als er beschloß, ein Gleiches zu thun, und diesen Entschluß auch alsobald ausführte.

Es war an einem heitern Herbstmorgen, als die Heere unter persönlicher Anführung der beiden Fürsten in Schlachtordnung einander gegenüberstanden. Eben ging die Sonne auf, da gab ein Kanonenschuß in Ottokar's Lager das Zeichen zum Angriff.

Nochmals durchflog Karl, hoch zu Roß, die Reihen seiner Krieger, mit Umsicht und Kaltblütigkeit die letzten Befehle ertheilend. Die Soldaten riefen voll Begeisterung: „Sieg oder Tod!" Keiner fürchtete die Schlacht, Jeder sah ihr freudig entgegen; denn das ganze Heer hing mit der größten Liebe an Fürst und Vaterland.

Schon war Ottokar's Heer auf Schußweite herangerückt. Karl gibt nun gleichfalls das Zeichen zum Vorrücken. Rauschend ertönt die Musik der verschiedenen Regimenter, dazwischen Trompetengeschmetter und Trommelwirbel, und entflammt die Herzen zum Heldenmuthe. Heiß und immer heißer entbrennt die Schlacht. Kanonendonner erfüllt meilenweit die Luft. Jetzt sind die feindlichen Heere handgemein. Beide halten sich gleich tapfer, bis plötzlich Karl's Truppen in Unordnung gerathen. Letzterer will die Ordnung wieder herstellen, kommt dem Feinde zu nahe, und wird von ihm umringt. Einer schießt ihm das Pferd unter dem Leibe nieder. Karl zieht seinen Degen. Alles dringt auf ihn ein. Man erkennt ihn, und will ihn gefangen nehmen. Er wehrt sich tapfer. Doch der Feinde sind zu viele. Einem glückt es, ihn am rechten Arme zu fassen, und ihm den Degen zu entwinden. In diesem

kritischen Augenblick fliegt General Brav an der Spitze seiner Husaren herbei; sie hauen tapfer ein, und Fürst Karl ist gerettet. Er besteigt ein frisches Roß, bringt sein Heer, das sich unterdeß vollkommen wieder geordnet hat, frisch in's Gefecht, und das Kriegsglück wendet sich nun entschieden auf seine Seite. Ottokar's Heer wird geschlagen und zurückgedrängt, er selbst gefangen.

Der blutige Kampf hatte beide Heere gleich hart mitgenommen, so daß ein sofortiger Waffenstillstand in beiderseitigem Interesse lag. Ottokar wurde indeß als Gefangener in eine Festung gebracht, wo ihn die Fürstin Adelheid und Karl öfter besuchten, und mit Liebe und Edelmuth behandelten. Nach kurzen Unterhandlungen kam es zum vollständigen Friedensschluß, durch welchen Ottokar die Freiheit wieder erhielt. Beim Abschied äußerte er sich sehr bewegt, — man hatte ihn noch nie in so weicher Stimmung gesehen. Der Güte und Sanftmuth, womit die fürstliche Wittwe und Karl ihn behandelt, war das Unglaubliche gelungen: sie hatten die Eisrinde des ungerechten Hasses und schnöder Selbstsucht von seinem Herzen geschmolzen, und es wieder menschlichen Regungen und der göttlichen Gnade zugängig gemacht.

Die erste Frucht dieses plötzlichen, so vortheilhaften Gesinnungswechsels war die gänzliche Freilassung seines Sohnes Julius, und die Berufung desselben zunächst dem Throne, welche Stellung ihm bisher ungerechter Weise verweigert war. Daß unter solchen Umständen Karl für sein Land nichts mehr zu fürchten hatte, versteht sich von selbst, — im Gegentheil wurden seine und Ottokar's Beziehungen, zur innigen Freude des Prinzen Julius, mit jedem Tage wärmer und herzlicher. Der Fürst mochte auch fühlen, daß er sich dem Grabe nähere, und daß es

Zeit sei, seinen Blick vom schnöden irdischen Treiben hin auf das ewige Jenseits, auf das Heil der unsterblichen Seele zu lenken. Sein starres, hartes Wesen milderte sich mit jedem Tage. Alle, die um ihn waren, und bisher so viel von seiner stolzen, herzlosen Gemüthsart zu leiden gehabt hatten, freuten sich innig dieser so sehr erwünschten Veränderung.

Nach Verlauf zweier Jahre überfiel den Fürsten eine hartnäckige Krankheit. Er ahnete, daß er sie nicht überstehen werde, und stellte, im Vorgefühl des nahen Todes, sehr ernste Betrachtungen über sein früheres Leben an. „Ach," sprach er zu sich selbst, „was habe ich nun von allen Kriegen, die ich geführt, von allen Bedrückungen, die ich mir erlaubt habe? Bald sind alle Eitelkeiten der Welt dahin, und ich werde, wie der gemeinste Bettler, die Speise der Würmer. Könnte ich in diesen meinen letzten Stunden an gute Thaten mich erinnern, wie ruhig wäre ich dann!"

Tags darauf erschienen Adelheid und Fürst Karl, die Ottokar zu sich hatte einladen lassen. Wenige Stunden vor ihrer Ankunft hatte ein Schlagfluß ihm die Sprache genommen. Er konnte kein Wort mehr hervorbringen, aber als er Adelheid und Karl erblickte, reichte er ihnen seine Hand, und schien sie um Verzeihung bitten zu wollen. Am nämlichen Tage, kurz vor Mitternacht, starb er, nachdem er nochmals aufrichtig alle seine Sünden und Verirrungen bereut und die heilige Wegzehrung empfangen hatte, — vertrauend der Barmherzigkeit seines Gottes und den unendlichen Verdiensten Jesu Christi.

Bei jenem letzten Besuche am Hofe Ottokar's hatte Karl dessen Tochter, die Prinzessin Amalie, kennen gelernt, und sie wegen ihrer edlen Eigenschaften sehr liebgewonnen. Nachdem das Trauerjahr vorüber, hielt er um ihre Hand an. Amalie willigte ein, seine Ge-

mahlin zu werden, und Karl's Glück ward durch diese Verbindung für immer befestigt. Mit Julius, der nach seines Vaters Tode die Regierung übernahm, schloß er einen innigen Freundschaftsbund, den nur der Tod endigen konnte.

Fürst Karl lebte und wirkte ganz im Geiste seines seligen unvergeßlichen Vaters. Nicht in äußerm Prunke, nicht in blutigen Kriegen und Eroberungen suchte er sein Vergnügen und das Ziel seines Daseins — er sah in seinen Unterthanen seine ihm von der Vorsehung anvertrauten geliebten Kinder; sie wollte er nach Kräften glücklich machen, ihrer Wohlfahrt sollte sein ganzes Streben gelten. Einfach, man möchte fast sagen schlicht bürgerlich war seine Lebensweise, jeden unnöthigen, zwecklosen Aufwand vermied er. Dieß gab ihm dann aber auch die Mittel an die Hand, gar Vieles zum Wohle und zum Segen seiner Unterthanen in Ausführung zu bringen, was ihm unter andern Verhältnissen nicht möglich gewesen wäre. Dafür pries ihn sein Volk, und wünschte sich Glück, unter der Regierung eines solchen Fürsten zu stehen.

Alle gemeinnützigen Anstalten des Landes wurden von Karl auf's Reichste und Nachhaltigste unterstützt. Vorzüglich brachte er die Schulen in einen immer blühendern Zustand, und es wurden in denselben sehr viele geschickte Leute gebildet. Ein besonderes Augenmerk widmete er auch den Landstraßen, und verwendete beträchtliche Summen auf Anlegung von neuen und Unterhaltung der alten, wodurch der Handel nicht wenig erleichtert und gehoben wurde. Künste, Wissenschaften und alle Anstalten, die der Menschheit Ehre bringen, wurden von ihm mit Eifer und Liebe befördert, und es verging kein Jahr, in welchem nicht irgend etwas Nützliches von ihm entweder neu eingeführt, oder fester begründet wurde.

So lebte Karl, angebetet von seinem Volke, an der Seite seiner trefflichen Gemahlin, ein schönes, glückliches, zufriedenes Dasein. Sanft, aber für ihn sehr schmerzlich, war der in hohem Greisenalter erfolgte Tod seiner theuern Mutter. Und als auch er nach langer, segensreicher Regierung zur ewigen Ruhe einging, trauerte das ganze Land um den geliebten Vater, und Kinder und Kindeskinder segnen heute noch, voll dankbarer Empfindung, die Asche des edlen Entschlummerten.

5.

Selig sind die Barmherzigen!

Ist denn Gold, und immer nur Gold, dem Armen eine Wohlthat? Auch mit leeren Händen kann Mitleid hülfreich sein. Gehe nicht vorüber und denke: „was kümmert's mich?" wenn ein leidendes Geschöpf an deinem Wege liegt! Es sei noch so gering, es kann dir einst vergelten; und wenn auch nicht, so lohnt ein freudiges Bewußtsein und Der, welcher versichert hat: „Was ihr einem dieser Mindesten gethan, das habt ihr Mir gethan."

In der Residenzstadt eines Fürsten des ehemaligen deutschen Reichs lebte ein wackerer Mann, der ein einträgliches Amt verwaltete. Durch vieljährigen Fleiß und kluge Sparsamkeit hatte er so viel gesammelt, daß er ein artiges Haus in der besten Gegend der Stadt am Paradeplatz kaufen konnte. Hier erzog er seinen einzigen Sohn, Leopold, einen muntern, gutmüthigen Knaben, der ihm Ehre und Freude machte, und dem besonders ein Abscheu vor Unrecht und Härte, wenn sie auch dem Geringsten widerfuhren, angeboren schien. Er konnte sich ärgern, wenn der reiche Müssiggänger in glänzender Equipage vorüberfuhr, und den armen Lastträger mit Koth bespritzte.

Er konnte knirschen, wenn ein Pflastertreter den einfältigen Bauern foppte, der seine Eier zu Markte brachte, oder ein übermüthiger Polizeidiener einen bettelnden Greis mißhandelte. Er mischte sich dann auch wohl darein, wenigstens mit trocknen Worten, und erhielt gewöhnlich Spott, und bisweilen sogar Schläge zur Vergeltung. Dann pflegte seine Tante, welche nach der Mutter früh erfolgtem Tode das väterliche Hauswesen besorgte, wohl zu sagen: „Was deines Amtes nicht ist, laß deinen Fürwitz. Das gemeine Volk ist nun einmal zur Dienstbarkeit auf der Welt. Der liebe Gott hat Alles wohl gemacht.“

Aber je älter Leopold wurde, je weniger konnte er sich überreden, daß der liebe Gott das so gewollt hätte, und so oft er zufällig Zeuge war, daß der Schwächere vom Starken, der Geringere vom Mächtigen ein Unrecht erlitt, empörte sich sein Herz mit jugendlicher Wärme, und wo er nicht helfen konnte, da weinte er aus Mitleid und Verdruß. Vor Allem war ein Schauspiel, welches täglich unter seinem Fenster aufgeführt wurde, ihm eine tägliche Marter. Da exerzirte nämlich ein hochadeliger Fähnrich oder Lieutenant seine Rekruten, und prügelte sie unbarmherzig. Jedes Wort, das er ausstieß, war ein niedriger Fluch oder ein beschimpfender Beiname. In seinem Munde waren die armen Teufel nichts, als Hunde und Bestien, und die Fuchtel, die unaufhörlich von einer Schulter auf die andere tanzte, bewies, daß er sie auch in seinem Herzen für nichts Anderes hielt.

Besonders bemerkte Leopold einen Jüngling von schönem Wuchs und sanften Zügen, der dem Herrn Fähnrich nichts recht machen konnte. Er mochte wohl von Natur weniger Geschmeidigkeit zu der edlen Handhabung einer Muskete besitzen. Man sah es ihm an, daß er sich alle Mühe gab; die hellen Thränen rollten ihm oft dabei

über die Backen; aber es ging eben nicht, und jeder neue Morgen brachte ihm neue Mißhandlungen. Leopold hatte das oft mit verbissenem Grimm und herzlichem Mitleid angesehen. Eines Tages, nach geendigtem Exerziren, lehnte sich der junge Mann, dem abermals unbarmherzig mitgespielt worden, erschöpft an die Mauer des Hauses, und seufzte. Da winkte ihm Leopold herein. Er hatte seiner Tante eine Flasche Wein abgebettelt und seine eigene Semmel nicht verzehrt, um den armen Menschen damit zu erquicken. Mit Rührung und Dankbarkeit empfing dieser die Gabe. Er zog seinen Rock aus, streifte das Hemd vom Rücken, und zeigte die blutrünstigen Schwielen. Fort sprang Leopold, um für sein Taschengeld Branntwein zu holen, mit dem er den Rücken des Rekruten wusch.

„Gott vergelte es, junger Herr!" sagte der Leidende. „Sie retten mich von Verzweiflung. Ich bin, weit von hier, einer armen Mutter entrissen. Niemand erbarmte sich meiner. Ich konnte es länger nicht ertragen, und wollte mich diesen Abend — Gott verzeihe mir mein sündliches Vorhaben! — in's Wasser stürzen."

Leopold schauderte. Er bat den Verlassenen, an jedem Morgen nach dem Exerziren in das Haus zu kommen, wo er jedesmal eine Erquickung finden sollte. Das geschah, so lange die Exerzirzeit währte, und als endlich die wohldressirten Kriegsmänner zu verschiedenen Regimentern abgefertigt wurden, stopfte Leopold seinem Schützling Alles, was er nur entbehren oder der Tante abbetteln konnte, in den Tornister, und mit dankbaren Thränen schied der Soldat von seinem jungen Wohlthäter.

Früh schon wurde Leopold vom Herrn in die Kreuzschule des Unglücks geschickt, auf daß seine Tugend sich bewähre, und im Feuerofen der Trübsal die ächte Läuterung empfange. Der Vater verlor die Hälfte seines Vermögens

durch den Druck der schweren Zeit, die andere Hälfte durch gutmüthige, aber unbesonnene Bürgschaft für einen falschen Freund. Jenes ertrug er standhaft, dieses schlug ihn zu Boden, und die Tücke des Freundes drang tief in das blutende Herz. Er starb, von dem Vorwurfe genagt, daß sein einziger Sohn gegen den Mangel werde kämpfen müssen. Der hinterlassenen Schulden waren so viele, daß gleich nach seinem Tode zum Verkaufe des Hauses geschritten wurde.

Mit heißen Thränen verließ Leopold, der jetzt achtzehn Jahre zählte, das freundliche Haus, in dem er geboren war, in dem er seine frohe Jugend verlebt hatte. Ein Verwandter seiner Mutter blieb ihm noch übrig, (denn die Tante war vor mehreren Jahren schon gestorben,) ein braver Mann, nicht reich, doch angesehen und wohlgelitten in der ganzen Stadt. Der verhieß ihm eine Versorgung, sobald er die nöthigen Kenntnisse zu irgend einem Amte sich werde erworben haben, und empfahl ihn einem alten Freunde, der Professor auf einer berühmten Universität war. „Wenn Leopold ordentlich und fleißig sei," antwortete dieser, „so wolle er sich seiner treulich annehmen, auf daß er mit den Trümmern von seines Vaters Vermögen drei Jahre lang ausreichen, und dann mit gesammelten Geistesschätzen in seine Heimath zurückkehren möge."

Nun bestieg Leopold mit gepreßtem Herzen und einer magern Börse den Postwagen, der, im hergebrachten Schneckengange, ihn nach jener dreißig Meilen entfernten Universität schleppen sollte. Am ersten, regnerischen Tage saß er still in eine Ecke gekauert, und bekämpfte sein Heimweh. Am zweiten, als ein heiterer Morgen ihn anlächelte, stieg er aus, um sich in der Morgenluft zu erfrischen, befand sich wohl dabei, und merkte bald, daß sein munterer Schritt den Postpferden weit voraus eile.

„Was schadet's?“ dachte er bei sich selbst. „Ich werde bis zur nächsten Station zu Fuße gehen, das Frühstück wird mir dann um so besser schmecken.“

Nach einigen Stunden erreichte er das Dorf, wo die Pferde umgespannt werden sollten. Am Eingange dieses Dorfes fand er zwei junge Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren. Die eine, mit brennenden schwarzen Augen und düstern Blicken, war gekleidet wie eine Städterin, obschon Alles nachlässig an ihr hing, und ein halb zerrissenes Halstuch ihr um die Schulter flatterte. Die andere, ein blondhaariges Kind mit sanften Zügen, trug grobes bäurisches Gewand, das überdieß sehr abgetragen, auch hie und da geflickt, aber reinlich und nett war. Die Mädchen waren beschäftigt, eine Menge kalekutischer Hühner aus einem Erbsenfelde zu jagen. Die Blonde bediente sich dabei einer Weidenruthe, die Braune hatte einen derben Knüttel in der Hand. Jene trieb die ungeladenen Gäste langsam vor sich hin, und würde auf diese Weise ihren Zweck vollkommen erreicht haben; dieser hingegen währte das viel zu lange, sie fuhr hastig hin und her, und schüchterte dadurch die Hühner, trieb sie aus einander, wurde ungeduldig, warf den Knüttel mitten unter sie, und als sie keines derselben traf, suchte sie Steine zusammen. Da warnte ihre Gefährtin: „Mamsellchen, thun Sie das nicht, das könnte übel ablaufen. Die Hühner gehören dem Herrn Steuereinnehmer, und Sie wissen, daß Ihr Papa, der Herr Amtmann, nicht zum Besten mit ihm steht. Geschähe nun ein Unglück, so gäbe es einen gewaltigen Lärm, und Sie müßten es ausbaden.“

„Halt' du dein Maul, Bauerndirne,“ fuhr die Braune sie an; „ich werde doch von dir nicht lernen sollen, was ich zu thun habe?“ — Und nun flogen die Steine — Puff! da lag ein Huhn; Paff! — dort wieder ein anderes.

Die übrigen flatterten davon. Eines blieb todt auf dem Platze, das zweite war gelähmt.

„Da haben wir's," sagte die Blonde; „wenn das nun die Frau Steuereinnehmerin sieht!"

„Ei was, ich frage den Henker nach der Frau Steuereinnehmerin!" keifte die Braune. „Die Bestien haben unsere Erbsen gefressen; ihnen ist ganz recht geschehen."

Leopold ging vorüber, und dachte bei sich selber: „Das Mädchen im geflickten Kittel ist mehr werth, als die Mamsell mit dem seidenen Halstuche!" Er suchte und fand das Posthaus, trank ein Glas Milch, und konnte nicht begreifen, wo der Postwagen so lange blieb. Aus Langeweile machte er sich wieder auf, um sich draußen vor dem Dorfe nach der Schneckenpost umzusehen. Da vernahm er ein großes Getümmel im Vorhause der Amtsstube; kreischende Weiberstimmen gellten ihm in die Ohren. Das getödtete Huhn lag vor der Hausthüre, das lahme stand trübselig daneben. Es wurde ein strenges Gericht gehalten, dem Leopold lauschend zuhorchte. Die Frau Steuereinnehmerin, als Klägerin, drang auf Ersatz; die Frau Amtmännin verhörte die Angeklagten.

Mit unwilligem Erstaunen vernahm Leopold, daß die Braune Alles auf die Blonde schob. „Ich hab' es dir hundertmal gesagt," rief sie weinerlich, „laß die Steine liegen, wirf nicht nach dem armen Vieh; es sind ja unvernünftige Bestien. Mache es wie ich. Mit einer kleinen Ruthe und etwas Geduld kannst du sie bald verjagen. Aber du wolltest nicht hören, nun mußt du fühlen."

„Mein Gott, Mamsellchen," wimmerte die Blonde, „es ist ja gerade umgekehrt: ich habe Sie gewarnt."

„Ei, du unverschämtes Lügenmaul! Mama, das leiden Sie nicht, das ist zu arg!"

„Wie," donnerte die Amtmännin dazwischen, „du

unterstehst dich, meine Tochter einer falschen Anklage zu bezichtigen?"

„Weiß Gott, es ist so, wie ich sage."

„Noch immer? Welche Bosheit! Frau Steuereinnehmerin, nehmen Sie es nicht übel. Sie sehen, meine Tochter ist unschuldig, folglich können die Hühner nicht bezahlt werden, denn die Betteldirne hat nichts, und frißt hier das Gnadenbrod. Aber ihr Rücken soll es büßen. He da, wo ist der Knecht? er soll die Peitsche holen."

„Ach," schluchzte die Blonde, „wenn doch nur der Herr da wäre, der eben vorbeiging, der würde mir's bezeugen!"

„Ja, ja," rief die Braune keck, „wenn er nur da wäre, um dich zu Schanden zu machen!"

Jetzt konnte Leopold nicht länger sich halten. Mit abgezogenem Hute trat er in das Vorhaus. „Da ist er!" rief die Blonde freudig. Ihre Gegnerin erbleichte und verstummte.

„Erlauben Sie," redete Leopold die Frau Amtmännin an, „diesem armen Mädchen geschieht Unrecht. Sie hat die Wahrheit ausgesagt, ich selber bin Zeuge gewesen."

Das boshafte Muttertöchterchen erholte sich schnell von ihrem ersten Schrecken. „Es ist nicht wahr, Mama," heulte sie, „ich habe den Herrn nicht mit Augen gesehen!"

„Pfui, schämen Sie sich," sagte Leopold mit einem Blick der tiefsten Verachtung; „noch so jung, und schon so schlecht!"

Das brachte die Mama in Harnisch. „Wer ist der Herr? was hat der Herr sich darein zu mischen?"

„Verzeihen Sie! Ich hörte zufällig, daß Sie eine Unschuldige züchtigen wollten. Mich dünkt, Sie sollten mir Dank wissen, daß ich Ihnen eine Sünde erspare."

„Eine Sünde? Ei, hört doch! Packe sich der Herr Bußprediger zum Henker! Meine Tochter hat mich noch nie belogen, und um eines solchen Gelbschnabels willen werde ich ihr mein Vertrauen nicht entziehen. Diese Dirne hingegen richtet lauter Unheil an, und hätte schon tausendmal verdient, daß ich sie aus dem Hause jagte. He da, die Peitsche her!"

„Madame, ich werde das in meiner Gegenwart nicht dulden!"

Kaum hatte er das gesagt, als die Frau Amtmännin so wüthend zu schreien anfing, daß ihr die Stimme überschnappte. „Was, ich wäre nicht Herr im eigenen Hause? Der erste beste Landstreicher dürfte mir verbieten, was mir zu thun beliebt?"

Außer sich vor Wuth wollte sie das bleiche, zitternde Mädchen bei den Haaren ergreifen. Leopold trat dazwischen, und ohne Zweifel würde er selbst die Ehre gehabt haben, mit der Frau Amtmännin handgemein zu werden, wenn nicht in diesem Augenblicke der Herr Amtmann aus der Gerichtsstube hervorgetreten wäre. Er war ein rechtlicher Mann, behandelte Alles juristisch, und da Leopold sich erbot, sein Zeugniß mit einem körperlichen Eide zu erhärten, so nahm er selber die Verleumdete in Schutz, gab der Tochter einen Rippenstoß, versprach der Frau Steuereinnehmerin die Hühner zu bezahlen, ersuchte seine Frau, mit einem Herrscherblicke, für dießmal abzutreten, und versicherte dem Fremden, er könne ruhig seines Weges ziehen, dem Mädchen solle kein Leid widerfahren.

Leopold ging. An der Thüre erhaschte die Blonde seine Hand, und küßte sie weinend.

Endlich erschien der Postwagen, auf dem sich noch ein blinder Passagier (so nennt man einen Reisenden, der heimlich auf der Post mitfährt, ohne eingeschrieben zu sein)

eingefunden hatte, ein armer Jude, der mit thränenden Augen jetzt ausstieg, und, während umgespannt und gefrühstückt wurde, seinen Weg zu Fuße fortsetzte. Leopold hätte gern gefragt, was ihm fehle? Allein er war hastig fortgeeilt, und der Jüngling zu ermüdet, um ihn einzuholen.

Die Gesellschaft, mit der er nun wieder im Wagen saß, bestand aus einem alten Offizier, einem dicken Pachter, und einem schöngeisterischen Kaufmannsdiener. Die letztere Gattung von Menschen ist bekanntlich eine der unerträglichsten. Der Bursche hatte in seinem Laden Romane gelesen, hielt sich deßhalb für einen schönen Geist, und haschte beständig nach Witz. Auch Leopold war von ihm schon einigemal auf's Korn genommen worden. Weil der Jüngling, in seine Ecke gedrückt, an gar nichts Theil zu nehmen schien, so nannte er ihn den Taubstummen; und als er ausstieg, um zu Fuße auf einer sandigen Straße vorauszuwaten, sagte er, der Taubstumme habe sich in einen Staubdummen verwandelt; über welchen witzigen Einfall er und der dicke Pachter so lange lachten, bis ihre Thränendrüsen helles Wasser absonderten.

Nach Zurücklegung einer starken Meile erblickte man den Juden wieder, der, an einem Meilenzeiger sitzend, die Ankunft des Wagens erwartet hatte, jetzt wieder einstieg, und mit dem schlechtesten Plätzchen an der Thüre vorlieb nahm, obgleich noch bessere leer waren. Kaum hatte sich der Arme gesetzt, so fiel der witzige Handlungsreisende alsogleich über ihn her, wie ein Affe über ein Stück Zucker, das in zwanzig Papiere eingewickelt ist. Bald fragte er ihn: ob er etwa nach Berlin reise, um in Klingemann's neuem Schauspiele den Moses als Gastrolle zu spielen? bald: welchen Schinken er schmackhafter fände, den rohen oder den gekochten? bald: ob die Juden das goldene Kalb in Versen oder in Prosa angebetet hätten? und was dergleichen

Albernheiten mehr waren. Endlich wollte er durchaus wissen: ob das Silbergeschirr, welches die Juden in Egypten gestohlen, dreizehnlöthig oder vierzehnlöthig gewesen sei? Alles hatte der Jude schweigend ertragen, und auch dieser letzte Stich preßte ihm nur einen verstohlenen Seufzer aus; aber Leopold's Blut wallte auf.

„Ei, mein Herr," fuhr er den Witzling unsanft an, „Sie sollten sich schämen, ihre stumpfen Waffen an einem Wehrlosen zu üben. Wer einen Juden wegen seiner Abstammung und Religion hohneckt, der handelt eben so schlecht, als wer einen Gebundenen mit Koth bewirft."

Der Bursche stutzte, nahm die Zurechtweisung übel, warf sich in die Brust, und da er gegen Leopold mit dem Witz nicht auslangte, nahm er den eben nicht kleinen Vorrath seiner Grobheit zu Hülfe. Es entstand ein lebhafter Zank. Leopold erklärte seinem Gegner, daß, wenn er noch mit einem Worte den armen Juden beleidige, er ihn zum Postwagen hinauswerfen würde. Da gerieth der schöne Geist in Wuth, und es würde in dem engen Behältniß ein Faustkampf entstanden sein, wenn nicht der bisher schweigende Offizier sich mit großem Ernst in's Mittel gelegt, und dem Burschen ganz trocken erklärt hätte: „Leopold habe ganz Recht, sein Witzeln sei unerträglich, und wenn er die Gesellschaft noch länger beunruhige, so werde man die von Jenem angedrohte Maßregel mit vereinten Kräften in's Werk setzen." Bei den letzten Worten griff er nach seinem spanischen Rohre, welches er hinter sich auf den Boden gelegt hatte, und diese Bewegung schien dem Witzling so bedenklich, daß er bis zur nächsten Station mäuschenstill schwieg, dann sich brummend auf den Beiwagen setzte, und so für die übrige Reise den erlöseten Juden freien Athem schöpfen ließ. Wie wir wissen, hatte dieser auf der vorletzten Station für eine Zeitlang

den Postwagen weinend verlassen. Leopold erfuhr nun, daß hieran das gröblich verletzende Benehmen ebendesselben saubern Handlungsreisenden Schuld gewesen, und daß, wenn unser Freund ihn nicht so kräftig in Schutz genommen hätte, er wohl am Ende gezwungen gewesen wäre, ganz zurückzubleiben. „Und ich danke Ihnen, lieber junger Herr," setzte der Jude innig bewegt hinzu, „um so herzlicher für Das, was Sie an mir gethan, da es gar großen Nachtheil für mich gehabt hätte, wäre ich zu spät hier eingetroffen."

Das waren die Abenteuer alle, die unserm Jüngling auf der Wanderschaft zur Universität begegneten. Er gelangte glücklich an den Ort seiner Bestimmung, fand in dem Professor, dem er empfohlen war, einen eben so gelehrten, als menschenfreundlichen Mann, gewann dessen Liebe durch Fleiß, Ordnung und Sittlichkeit, und sammelte in drei Jahren einen Schatz von Kenntnissen, den er nun im Vaterlande auf Zinsen legen wollte.

Es war ihm während dieses Zeitraums nichts begegnet, was merkwürdig schien. Die Folgen des blutigen Krieges, der damals Deutschland verheerte, trafen zwar auch einigemal den Ort seines Aufenthalts, den er plündern sehen mußte; da aber ein Musensohn bei solchen Gelegenheiten nichts zu verlieren hat, so störte das die Einförmigkeit seiner Lebensweise nur auf wenige Tage.

Einst durchwanderte er nach einer solchen Katastrophe die Vorstadt, und hörte ein jämmerliches Gewinsel, das aus einem etwas abgelegenen Hause zu kommen schien. Er trat näher. Thüren und Fenster waren offen, die Möbeln zerschlagen, keine menschliche Seele im ganzen Hause; denn die Bewohner, flüchtig vor der Wuth des Feindes, waren noch nicht zurückgekehrt. Nur im Hofe fand er das noch lebende Gerippe eines vergessenen Ketten-

hundes, von dem das Gewinsel ausging. Das arme Thier hatte nun schon in mehreren Tagen nichts zu fressen bekommen, lag ausgestreckt vor seinem Häuschen, und war kaum noch im Stande, die Jammertöne hervorzuwinseln, die Leopold's Ohr erreicht hatten. Von Mitleid ergriffen, sprang der Jüngling zum nächsten Bäcker, kaufte ein Brod, und brachte es dem hungernden Gefangenen, der es gierig verschlang. Dann lösete er ihn von der Kette, in Hoffnung, daß er, befreit, wohl selbst seinen Unterhalt suchen werde. Vergnügt, daß es ihm vergönnt gewesen, einem Geschöpfe Gutes zu thun, setzte er seinen Spaziergang fort, und erst draußen vor dem Thor wurde er gewahr, daß der Hund ihm folgte.

„Geh', geh'," sagte er zu ihm, „ich kann dich nicht brauchen!" Der Hund stand, sah ihn freundlich an, und wedelte. Aber sobald Leopold wieder vorwärts schritt, lief auch der Hund hinter ihm her. Um seiner los zu werden, sah er sich genöthigt, den Stock aufzuheben. Da legte sich der Hund platt auf den Boden, den Kopf zwischen den Vorderfüßen. Leopold ging weiter, und der Hund blieb liegen, so lange bis sein Wohlthäter ihm aus den Augen zu verschwinden drohte, dann aber folgte er ihm, wiewohl schüchtern, in einiger Entfernung nach. Als Leopold aber gegen Abend in die Stadt zurückkehrte, verlor er ihn aus den Augen, und dachte nicht weiter an ihn.

Am andern Morgen, da er ausgehen wollte, um ein Kollegium zu besuchen, siehe, da lag der Hund auf der Schwelle seiner Thüre, und winselte, als er sie öffnete. Nun widerstand er dem Bittenden nicht länger. „Komm' herein," sagte er, „du bist ein armer Teufel, und willst durchaus bei einem armen Teufel in Dienste treten. Wohlan, wie nenn' ich dich? — du sollst Hunger heißen!" Mit

diesen Worten reichte er ihm die kargen Ueberreste seines Frühstücks, und verschloß ihn in sein Zimmer. Als er wieder heim kam, fand er den Hund auf seinem Koffer gelagert, den er gleichsam bewachte, und er verließ das Plätzchen nur, um seinem neuen Herrn zu liebkosen.

In der Folge konnte Leopold's Zimmer ohne Bedenken unverschlossen bleiben, denn Hunger ließ während seiner Abwesenheit durchaus Niemanden herein. Des Hundes Dankbarkeit und Treue gefiel dem Jünglinge wohl; nur machte ihn dessen Unterhalt verlegen. Denn obgleich der ehrliche Hunger mit Brodrinden gern vorlieb nahm, so bedurfte er doch, da er zum Geschlechte der Doggen gehörte, der Brodrinden sehr viele, und Leopold konnte deren nur sehr wenige entbehren. Indessen, so lange er noch auf der Universität war, aß er sich bisweilen nur halb satt, ehe er den armen Hunger hätte hungern lassen.

Nun hatte er aber seine Studien vollendet, und dachte mit Ernst an die Heimreise, zumal da sein gütiger Verwandter ihm geschrieben hatte, daß er kränklich sei, und des Vetters baldige Zurückkunft wünsche, um, wo möglich, ihn vor seinem Tode noch versorgt zu sehen. Leopold ging mit seiner Kasse zu Rathe. Er hatte so sparsam als möglich gelebt, und nebenbei, um einen Sparpfennig zu gewinnen, in einigen Bürgershäusern den Kindern Unterricht ertheilt; dennoch belief sich sein ganzes Vermögen nur so hoch, daß er allenfalls einen Platz auf dem Postwagen bezahlen, und sich unterwegs beköstigen konnte. Aber was blieb ihm denn übrig, wenn er in seiner Vaterstadt ankam? Sollte er seinen Verwandten sogleich um Geld ansprechen? Der Gedanke war ihm unerträglich. Darum beschloß er, lieber zu Fuße, mit einem kleinen Felleisen auf dem Rücken, heim zu wandern, und berechnete, daß er dann wohl sechs

bis acht Louisd'or mit nach Hause bringen würde. Nur mußte er auf diesen Fall seinen großen Hund abschaffen, der leicht mehr, als er selber, verzehren konnte. Er entschloß sich dazu mit einem Seufzer. Schon längst hatte ein reicher Student ihm den Hund abschwatzen wollen, und ihm einigemal zwei Louisd'or für ihn geboten. Diesem schenkte er ihn jetzt am Abend vor seiner Abreise; denn Geld für seinen ehrlichen Hunger zu nehmen, konnte er nicht über sich gewinnen. Es war ihm fast weinerlich zu Muthe, als er von dem Hunde sich trennte, und kaum konnte die Ueberzeugung ihn trösten, daß er bei seinem neuen Herrn es besser haben würde.

Am andern Morgen in aller Frühe ergriff er den Wanderstab, hing sein Felleisen auf die Schulter, und zog zum Thore hinaus. Man hatte ihn gewarnt, nicht so allein zu gehen; denn die gewöhnlichen Folgen des Kriegs waren nicht ausgeblieben, das Land wimmelte von Räubern und Spitzbuben. Aber Leopold dachte: „einen einzelnen Wanderer, dessen ganze Equipage Armuth verräth, werden sie wohl ungehindert ziehen lassen;" und so schritt er munter auf die waldigen Gebirge zu, die er zu übersteigen hatte.

Nachdem er einige Stunden gegangen, und einen Hügel erklimmt hatte, um die Thürme der Stadt noch einmal zu sehen, wo im edlen Streben nach nützlicher Wissenschaft und Kenntniß ihm so glückliche Tage hingeschwunden waren, da erblickte er in der Ferne etwas auf der Landstraße, was sich sehr schnell fortbewegte, und in wenigen Minuten so nahe kam, daß er mit freudigem Herzklopfen seinen treuen — Hunger erkannte. Noch sah der ehrliche Hund ihn nicht, denn er verließ sich nicht auf seine Augen, sondern einzig und allein auf seine Nase, die beständig dicht an der Erde schnupperte. Nun aber, da er auf der frischen

Spur die Nähe seines geliebten Herrn merkte, hob er den Kopf in die Höhe, erblickte ihn, sprang hoch an ihm hinan, und brach in ein Freudengeheul aus. Auch Leopold konnte sich nicht enthalten, ihn mit nassen Augen zu umarmen, und sich das ganze Gesicht von ihm belecken zu lassen, so sehr ihm das auch sonst zuwider war.

„Hunger!" sagte er, „ehrlicher Hunger, du dankbares Geschöpf! Ja, du sollst bei mir bleiben, und wenn ich auch als ein Bettler in meiner Vaterstadt einziehen sollte." — Hunger hielt ihn beim Wort, machte allerlei possierliche Sprünge, und lief nun wedelnd vor ihm her, sah sich aber oft nach ihm um, damit er ihm nicht noch einmal entwischen möchte.

Die treuen Gefährten wanderten fröhlich Berg auf Berg ab, bis der Abend hereinbrach, und Leopold ermüdet in einer Schenke einkehrte, die am Rande eines großen Waldes lag. Das Haus hatte nichts Einladendes weder von Außen noch von Innen. Der Wirth schielte auf dem einen Auge, seine Frau auf dem andern; der Knecht hatte eine große, erst kürzlich zugeheilte Schmarre im Gesicht; die Magd war eine Zigeunerin; die Kinder starrten von Schmutz. Gern wäre Leopold, trotz seiner Müdigkeit, noch einige Stunden weiter gezogen, aber theils mochte er gegen die Nacht sich in den Wald nicht wagen, theils fand er dieß schlechte Nachtlager seinem Beutel angemessen; ließ sich also Brod und einige Eier geben, theilte das Brod mit seinem Reisegefährten, und bat dann um eine Streu in irgend einem ruhigen Winkel. Man führte ihn in ein Kämmerlein hinten im Hause, gab ihm ein Stümpfchen Licht, und wünschte ihm eine gute Nacht. Er riegelte die Thüre zu, und schickte sich an, zu Bette zu gehen, das heißt, sich auf ein Bund Stroh zu legen, welches freilich schon manchem Reisenden gedient zu haben schien.

Das Erste, was ihm auffiel, waren einige Blutflecken auf diesem Stroh. Er betrachtete sie lange mit geheimem Schauder; indessen meinte er, es könnte ja wohl irgend ein Wanderer sich in den Finger geschnitten, oder aus der Nase geblutet haben; suchte sich zu beruhigen, legte sich nieder, und wollte eben sein Stümpfchen Licht auslöschen, als er gewahr wurde, daß sein Hund schnuppernd herumschlich, und leise brummte. Jetzt wurde Leopold aufmerksam. „Such', Hunger, such'!" flüsterte er dem Hunde zu, der, durch diese Aufmunterung ermuthigt, schon etwas lauter knurrte, endlich an einer kleinen Fallthüre stehen blieb, welche Leopold nicht bemerkt hatte, und zu bellen anhub.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu," dachte der Wanderer, und sprang hastig von seinem Strohlager auf. Er hatte keine andere Waffe, als seinen Knotenstock, den ergriff er mit der rechten, das Licht mit der linken Hand, stellte sich neben seinen Hund, und richtete die Augen starr auf die Fallthüre, wobei das Haar auf seinem Haupte sich ein wenig lüpfte. Als Hunger mit Knurren und Bellen nicht nachlassen wollte, überlegte Leopold, daß, um ruhig zu schlafen, er nothwendig wissen müsse, was unter der Fallthüre verborgen sei. Er faßte sich ein Herz, und hob sie auf. Da blitzten ihm ein Paar schwarze Augen entgegen; es war der Knecht mit der Schmarre auf der Backe. Hunger wollte sogleich hinabspringen, und seine Zähne in ihn schlagen. Leopold hielt den Hund fest, und rief dem Kerl mit rauher Stimme zu: „Was machst du da?"

„Was werde ich machen?" antwortete er. „Ich habe da ein Fäßchen Bier im Keller, das habe ich abgezapft, und mich ein wenig zu lange dabei verhalten."

„So komm' heraus, und geh' deiner Wege!"

„Nun freilich, aber halte der Herr nur den Hund fest.“

„Er soll dir nichts zu Leide thun; aber mach', daß du fortkommst!“

Brummend stieg der Knecht heraus. Leopold hatte sein Licht auf den Tisch gesetzt, sich selber ein wenig zurückgezogen, schwang in der rechten Faust seinen Knüttel, und umfaßte mit dem linken Arme den Hund, so daß er, wenn irgend eine Gefahr sich zeigte, den Arm nur öffnen und das wüthende Thier anhetzen durfte. Doch als der Knecht in dieser Verfassung ihn sah, eilte er nach der Stubenthüre, die er aufriegelte, und entsprang. Im Vorübergehen hatte Leopold wohl bemerkt, daß ein langes Messer ihm aus dem Busen hervorragte.

Sobald der Knecht hinaus war, verschloß und verriegelte er die Thüre auf's Neue, wendete sich dann zu seinem ehrlichen Hunger, und drückte ihn als einen Freund an die Brust.

„Wer mir das gesagt hätte, als ich von deinen Ketten dich losmachte, als ich zehnmal dich fortjagte, und endlich gar verschenkte! — O, wie reich hast du mir die harten Brodrinden vergolten, die ich dir zugeworfen!“

Hunger verstand nichts von seiner empfindsamen Anrede. Er machte noch einmal die Runde im Zimmer, und legte sich dann neben seines Herrn Felleisen. Allein Leopold war nicht so ruhig, als sein Hund. Daß der Kerl Böses im Schilde führte, schien ihm unzweifelhaft. Das lange Messer, die Blutflecken auf dem Stroh, die schielenden Gesichter der Wirthsleute — alle diese Gegenstände schwebten wie Gespenster vor seinen Augen. „Wer steht mir dafür,“ dachte er, „daß sie nicht um Mitternacht die Thüre erbrechen, und mich schlafend ermorden?“

Hier war nicht lange Zeit zu überlegen. Das Stümpfchen

Licht drohte zu erlöschen. Ihn schauderte, wenn er dachte, daß er hier im Dunkeln bleiben sollte. Er schaute zum Fenster hinaus, es war nicht hoch. Draußen lag der Wald schwarz vor ihm. Ein matter Strahl des letzten Mondenviertels erleuchtete die Gegend, wie ein Lämpchen eine Gruft. Doch „besser da draußen," meinte Leopold, kleidete sich rasch wieder an, legte so viel Geld auf den Tisch, als er etwa verzehrt zu haben glaubte, und stieg leise zum Fenster hinaus. Hunger sprang hinter ihm her.

Als er draußen war, bemerkte er, daß in einer niedrigen Eckstube noch Licht sei; er schlich unter das Fenster, und hörte, wie der Knecht sein Abenteuer erzählte, den großen Hund verfluchte, und schwur, er wolle noch diese Nacht die Bestie sammt ihrem Herrn in die andere Welt schicken.

Mit Füßen, von Furcht und Schrecken beflügelt, suchte Leopold die Landstraße. Seine Müdigkeit war ganz verschwunden, und er schritt so hastig vorwärts, als habe er sich durch den erquickendsten Schlaf gestärkt. Der düster schweigende Wald schien ihm weit minder furchtbar, als das helle Licht, welches aus dem Wirthshause ihm noch lange nachschimmerte. Erst als er nichts mehr davon gewahr wurde, und dicke Finsterniß ihn umgab, wurde er etwas ruhiger. Der Weg war so breit, daß er ihn auch im Dunkeln nicht verfehlen konnte. Bisweilen stand er und horchte. Alles war still. Nur seinen eigenen Fußtritt vernahm er, und den seines Hundes, der ihm jetzt auf der Ferse nachschlich, statt daß er sonst immer vor ihm her hüpfte.

Gern hätte Leopold auch das Geräusch vermieden, welches seine Füße im Grase oder in den dürren Blättern machten; er berührte den Boden kaum mit den Fußspitzen, und seufzte nach dem Tage, der noch fern war. Nach

einigen Stunden schien der ehrliche Hunger sich doch auch schon an die Finsterniß gewöhnt zu haben; er trabte jetzt wieder vor seinem Herrn her, und Leopold war bereits so gefaßt, daß er leise das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!“ anstimmte. Plötzlich stand Hunger, und wollte nicht vorwärts. Vergebens redete sein Herr ihm zu, und als er ihn endlich mit dem Fuße stieß, kroch der Hund winselnd hinter ihn. Ein Schauder überlief den Wanderer — allein was war zu thun? Stehen bleiben auf dieser Stelle bis es Tag würde? das schien ihm unerträglich. „Hunde,“ dachte er, „pflegen sich auch vor jedem unbekannten Gegenstande zu fürchten. Wer weiß, was meinen Hunger so plötzlich anwandelt? Ein paar hundert Schritte weiter wird er sich wohl eines Bessern besinnen.“

Durch solche Gedanken suchte er sich Muth einzusprechen, und ging darauf los, hatte aber kaum zehn Schritte vorwärts gethan, als er über etwas stolperte, das ihm im Wege lag. Er fiel, raffte sich wieder auf, faßte nach dem, was seinen Fall verursacht, und erwischte mit Entsetzen einen Büschel Haare, der einem Leichnam angehörte. Starr vor Schrecken war er eine Zeitlang gleichsam fest an den Boden gezaubert. Sobald er seiner Glieder sich wieder mächtig fühlte, eilte er bebend von diesem Schreckensorte, und sogleich gesellte auch sein Hund sich fröhlich wieder zu ihm, nachdem er einen Umweg durch den Wald gemacht.

„Hier ist ein Mord geschehen,“ sagte Leopold schaudernd zu sich selber, „Gott helfe mir durch den Wald!“ Kaum hatte er das gesprochen, als er links und rechts in geringer Entfernung pfeifen hörte, und eine Menge beweglicher Lichter im Walde sah, die sich plötzlich zu entzünden und zu vervielfachen schienen. Noch waren sie zerstreut,

vereinigten sich aber bald in einen Haufen, und näherten sich dem bebenden Wanderer, der hinter den nächsten dicken Baum sprang, da ihm kein Zweifel übrig blieb, daß hier eine Räuberbande hause. Er hatte nicht geirrt. Wohl zwanzig wilde, mit Pistolen und Säbeln bewaffnete Kerls zogen die Straße herauf. Sie hatten den Fußtritt des Pilgers und den Laut des Entsetzens vernommen, den er unwillkürlich ausstieß, als er den Kopf des Leichnams ergriff. Vielleicht wäre Leopold dennoch hinter seinem dicken Baume verborgen geblieben, hätte er nur dem Hunde das Knurren verwehren können. Aber Hunger fürchtete sich nur vor Leichen, nie vor lebendigen Menschen, und so sehr auch sein Herr sich bemühte, ihm die Kehle zusammenzudrücken, so gab er doch immer noch manchen murrenden Ton von sich, der die Räuber aufmerksam machte. Der Baum wurde umringt, Leopold gefunden.

Die Geistesgegenwart verläßt uns dann am wenigsten, wenn wir ein Unglück nicht mehr blos fürchten, sondern es unvermeidlich vor Augen sehen. Sobald Leopold sah, daß hier unmöglich zu entrinnen sei, gedachte er der Gefahr, in der sein treuer Hund schwebte, der, wenn er ihn losließ, zwar sicher einen der Räuber beim Halse packen, aber auch im nächsten Augenblicke todt zu seinen Füßen liegen würde. Deßhalb umfaßte er jetzt den knurrenden Hunger mit beiden Armen, und sagte: „Meine Herren, ich bin ein armer Student, ich habe nichts, als meinen kargen Zehrpfennig; lassen Sie mich im Frieden ziehen."

„Du bist ein Student?" antwortete Einer aus dem Haufen. „Ich bin auch Student gewesen. Da hast meine Hand, und sei ein fideler Knochen."

„Der Kerl kann uns verrathen," rief ein Anderer; „schießt ihn nieder!"

Diesem Urtheil stimmten sogleich die Meisten bei, und Leopold sah bereits ein halbes Dutzend Pistolen auf sich gerichtet. Da hub der Erste wieder an: „Laßt dem armen Teufel das Leben. Wer weiß, wozu wir ihn brauchen können. Er ist ein rüstiger Bursche, und ein Student ist zu allen Dingen nütze.“

„Auf deine Gefahr,“ brüllte eine grobe Stimme, die dem Anführer der Bande zu gehören schien. Indessen hatten Einige bereits Leopold's Felleisen geplündert, und seine Taschen beraubt. Verschwunden war die wenige Baarschaft, nebst seiner silbernen Uhr. „Fort, ihr Bursche,“ rief jetzt der Anführer, „ich wittre Morgenluft; für heute ist hier nichts mehr zu thun.“

Die Räuber trieben ihren Gefangenen vor sich her, der seinen getreuen Hunger, an sein Schnupftuch gebunden, halb mit Gewalt nach sich schleppte. Auf ungebahnten Pfaden drangen sie tief in den Wald. Die Morgenröthe schimmerte schon in den Wipfeln der Bäume, als sie ein kleines Thal erreichten, wo die Bande, in Erdhütten mit Zweigen bedeckt, wohnte. Hier sahen sich die Rückkehrenden mit ihrem Gefangenen von dem weiblichen Theil der saubern Bande bewillkommt; und jetzt ging das Erzählen, Jubeln, Schmausen und Zechen an, und dauerte bis gegen Mittag.

Leopold war stumm. Eine neue, furchtbare Welt that sich vor ihm auf, in die er mit Schaudern blickte. Alles, was er hörte und sah, empörte gleich heftig sein religiöses und sein moralisches Gefühl; mit Entsetzen sah er auf die fürchterliche Entartung der edlen weiblichen Natur, und als er vollends diesen sittenlosen Dirnen zur Obhut übergeben wurde, war sein Schmerz unbeschreiblich. Er achtete weder der köstlichen Speisen und Getränke, die ihm vorgesetzt wurden, noch der Neckereien und Spottreden

dieser wilden Bachantinnen, sondern betete mit Inbrunst zu Gott um Erlösung aus diesem Orte der Ruchlosigkeit und des Verderbens. Besser als seinem Herrn gefiel es dem ehrlichen Hunger hier, der vollauf hatte, und sich nun schadlos hielt für die vielen Fasttage, die er durchgemacht.

Als die Sonne hoch stand, legten sich die Räuber schlafen; rings herum hörte man ihr Schnarchen. Nur zwei derselben standen Schildwache mit gezücktem Säbel und geladenen Pistolen. Leopold legte sich gleichfalls schlafen, mehr um sich den Neckereien der Dirnen zu entziehen, als um den Forderungen der Natur zu gehorchen. Doch seine gänzliche Erschöpfung wiegte ihn bald in einen tiefen Schlummer, und er würde auch nicht einmal erwacht sein, als es schon ganz finster war, hätte nicht ein leises Rütteln ihn geweckt. Er schlug die Augen auf, da stand eines der Mädchen mit einer Lampe vor ihm, und winkte freundlich. Schon wollte er unwillig einige harte Worte ausstoßen, als sie, zu seinem höchsten Erstaunen, ihm durch die Anrede den Mund verschloß:

„Sie kennen mich nicht mehr, aber Ihr Bild hat sich tief in meine Seele eingeprägt. Ich bin das arme Bauernmädchen, das Sie vor drei Jahren durch Ihr Zeugniß von einer unverdienten Züchtigung befreiten. Leider konnten Sie nur das eine Mal mir helfen. Die Mißhandlungen meiner bösen Herrschaft wurden täglich ärger. Ich konnte es nicht länger aushalten, und lief davon. Was aus mir geworden, sehen Sie. Ich war ein ehrliches, frommes Mädchen. Die Amtmännin und ihre Tochter mögen es vor Gott verantworten, wenn ich verloren bin. Und verloren bin ich, aber so schlecht bin ich darum doch nicht, daß ich Ihre Großmuth gegen eine Fremde vergessen sollte. Die Räuber sind auf einen wichtigen Fang

ausgezogen, und werden erst in zwei Tagen zurückkehren. Die beiden alten Wächter habe ich trunken gemacht. Hier ist das Geld, welches man Ihnen genommen, hier ist auch Ihre Uhr. Stehen Sie auf, ich will Ihnen einen Fußpfad zeigen, der Sie in wenigen Stunden aus dem Walde führt. Halten Sie sich nur immer links, so kommen Sie in eine Gegend, die unsere Leute selten durchstreifen, weil dort nichts zu holen ist. — Warum starren Sie mich so an? — Geschwind stehen Sie auf!"

Leopold glaubte zu träumen. Kaum erkannte er die Arme mehr, die seitdem sehr herangewachsen war, und leider auf ihrem sanften, damals unschuldigen Gesichte die Spuren des Lasters trug. Die Thränen schossen ihm in die Augen. Dankbarkeit für seine Rettung mischte sich mit dem Kummer, ein weibliches Geschöpf so verworfen zu sehen, das unter günstigern Umständen gewiß sich und Andere hätte glücklich machen können. Er folgte ihr zur Höhle hinaus. Sie zeigte ihm den Fußpfad. Wie gerne hätte er sie dem Verderben entrissen! Was Religion und Menschenliebe ihm eingaben, das stellte er ihr mit begeisterten Worten vor, um die Unglückliche zur Flucht zu bewegen. „Es ist zu spät," sagte sie schluchzend; „die menschliche Gesellschaft hat mich bereits ausgestoßen!" Bei diesen Worten entwich sie schnell, und eilte in die schreckliche Höhle zurück.

Wie ein Träumender eilte Leopold auf dem bezeichneten Wege durch das Dunkel des Waldes, und nach wenigen Stunden befand er sich, wie das Mädchen ihm zuvor gesagt, auf einer Ebene, sah in der Entfernung eine Stadt liegen, und schöpfte leichter Athem.

„Großer Gott," sprach er zu sich selber, „wem verdanke ich mein Leben? Dir, ehrlicher Hunger, für einen Bissen Brod. Wem verdanke ich meine Freiheit? Einem

armen Kinde, das ich vor einer Mißhandlung schützte. Großer Gott, wie belohnst Du oft so herrlich das wenige Gute, was wir thun! Und doch lassen wir die Gelegenheit so oft entschlüpfen, gehen auch wohl kalt an leidenden Wesen vorüber, und denken: was kümmert's mich?" — Jetzt hub er mit starker Stimme sein Lied wieder an: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" und Hunger hüpfte munter vor ihm her.

Die Begebenheiten der letzten Nacht hatten ihn aber doch so heftig angegriffen, daß ihn ein Fieber befiel, und er in der nächsten Stadt zwei Wochen ruhen, auch einen Arzt bezahlen mußte, wodurch seine Baarschaft so sehr zusammenschmolz, daß er nur noch einen Louisd'or übrig hatte.

Endlich lag die heiß ersehnte Vaterstadt vor ihm, er konnte schon die Thurmuhr schlagen hören. Da hielt noch ein kleines Abenteuer ihn auf. An einer Stelle, wo mehrere große Straßen zusammenliefen, hatte eine arme alte Wittwe sich ein Plätzchen ersehen, wo sie, unter dem Schirmdach einer Ziegenhaut, den ganzen Tag mit ihrem Spinnrade saß, und von den Vorübergehenden Almosen bettelte. Schon seit vielen Jahren war sie im Besitze dieses Plätzchens, wo Leopold als Knabe sie oft gesehen, und ihr manchen Pfennig gegeben hatte. Darum freute er sich herzlich, als er sie schon von Ferne noch auf der alten Stelle erblickte. Sie war die erste Bekannte, die er wieder sah; er hätte ihr laut zujauchzen mögen. Um so schneller war seine Theilnahme rege, da er gewahr wurde, daß ein vierschrötiger Bauer vor ihr stand, heftig mit ihr zankte, und sogar mit dem Stocke drohte; die Alte hingegen ihre dürren Hände faltete, und Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anzurufen schien.

Leopold eilte herbei, und kam gerade in dem Augen-

blicke nahe genug, als der Bauer die Bettlerin bei den Haaren ergriff, und seinen Stock wirklich aufhob, um sie zu schlagen. Sogleich packte er ihn bei der Schulter, riß den Erstaunten zurück, und fragte: „Wie mögt Ihr an einer wehrlosen alten Frau Euch vergreifen?"

„Herr, was geht das Ihn an?" sagte der Bauer. „Das Weib ist eine Hexe, sie hat mein armes Kind behext, das seit vier Monaten weder leben, noch sterben kann; gestern hat es mir eine Zigeunerin gesagt." Und mit diesen Worten wollte er abermals über die Alte herfallen.

Leopold begriff wohl, daß bei einem Menschen, der von so rohem Aberglauben sich beherrschen läßt, mit Vernunftgründen nichts auszurichten sei. Er wußte kein anderes Mittel, dem Wüthenden sein Schlachtopfer zu entreißen, als indem er seinen Knotenstock einigemal sehr unsanft auf dessen Schultern fallen ließ. Rasch wandte sich der rüstige Kerl, um den ungebetenen Mittelsmann tüchtig abzuwalken. Aber Hunger wies ihm die Zähne so ernsthaft, daß er einige Schritte zurückprallte, und nach einer Fluth von Scheltworten rief: „Wer ist der Herr? Wie untersteht Er sich, einen ehrlichen Mann zu schlagen, der seine Abgaben quartaliter richtig bezahlt? Das soll Er mir entgelten! Ich werde Ihn verklagen! Wie heißt der Herr? Wo find' ich Ihn?"

Leopold sagte unbedenklich seinen Namen, und daß er im goldenen Hirsch einkehren werde; wenn der Bauer ihn verklagen wolle, so möge er nur gleich mit ihm kommen. Das fand Jener doch nicht gerathen, schwur aber, er wolle ihm einen Advokaten über den Hals schicken, und ging fluchend seiner Wege. Leopold blieb noch eine Weile stehen, der Alten zum Schutz, bis er den rohen Gesellen aus dem Gesichte verlor. Dann ging auch er, von den Segenswünschen der zitternden Wittwe begleitet.

Im goldenen Hirsch, wo er sich blos umkleiden und dann zu seinem Verwandten eilen wollte, erfuhr er leider schon, daß dieser vor wenigen Tagen gestorben sei, und des Jünglings Hoffnungen mit in's Grab genommen habe. Das war ein harter Schlag, der ihn lange betäubte. Was sollte er nun anfangen? Wie ohne alle Protektion einen Weg sich bahnen? — Zwar hatte er immer gehört, der Minister sei ein rechtschaffener Mann, der aufkeimende Talente gern hervorziehe; aber wie sollte er ihm bekannt werden?

Im Vertrauen auf seine erworbenen Kenntnisse, wagte er es doch, im Palaste des Ministers sich zu melden, und um eine Audienz zu bitten. Da mußte er denn zu seinem tiefsten Leidwesen vernehmen, der edle Mann sei so eben in ein Mineralbad verreist, um hier nach einer glücklich überstandenen schweren Krankheit sich vollends zu erholen, und er werde erst nach vier Wochen wiederkehren.

Damit war die letzte Hoffnung des armen Jünglings geschwunden. Er versuchte zwar noch Manches, um Broderwerb zu finden; an gar viele Thüren klopfte er, doch immer vergebens. Die alten Freunde seines Vaters waren alle gestorben, er kannte Niemand, und Niemand wollte ihn kennen. Fast verzweifelnd trieb er in der großen Stadt sich herum. Sein letzter Louisd'or war längst aufgezehrt, und der Mangel stieg mit jedem Tage höher. Schon wollte man ihn an der Wirthstafel zum goldenen Hirsch nicht mehr speisen lassen, und eines Abends, als er auf seine Dachkammer kletterte, rief der Wirth ihm nach, er solle sich nur fertig machen, am andern Morgen auszuziehen. Da durchwachte er eine trübe Nacht sammt seinem Hunger, der jetzt den Namen mit der That führte.

Als der Morgen anbrach, schnürte er sein Bündel, unwissend, wo er am nächsten Mittag ein Stück Brod,

am nächsten Abend ein Obdach finden würde. Horch', da klopfte es leise an seiner Thüre! Ein Jude trat schüchtern herein.

„Nehmen Sie's nicht vor übel."

„Was will Er, mein Freund? Ich kann weder kaufen, noch verkaufen."

„Lieber Herr, Sie kennen mich wohl nicht mehr, aber ich kenne Sie noch recht gut. Sie haben sich meiner vor drei Jahren auf dem Postwagen so großmüthig angenommen, das werde ich Ihnen nie vergessen. Jetzt sind Sie in Noth — Du lieber Gott! jeder Mensch kann ohne sein Verschulden in Noth gerathen. Ich habe es gestern mit angehört, als der Wirth Ihnen die Thüre wies. Das soll Ihnen nicht widerfahren, so lange Nathan noch einen Groschen hat. Da bringe ich ein Beutelchen — viel ist nicht darin — ich schenke es Ihnen auch nicht, denn ich habe nichts zu verschenken; aber ich leihe es Ihnen ohne Zinsen. Einem so wackern jungen Herrn kann es nicht immer fehlen, und Sie werden mich schon bezahlen."

Leopold's Erstaunen ging bald in eine süße Rührung über. Er umarmte den ehrlichen Juden, wollte aber sein Geld nicht nehmen, weil er nicht die mindeste Aussicht habe, es ihm je wieder erstatten zu können. Doch mit den Worten: „Der liebe Gott wird schon helfen!" warf Nathan seinen Beutel auf den Tisch, und eilte davon. „Wohlan," dachte Leopold, „auf diesem Gelde ruht Segen. Gott wird schon helfen, sagte der Jude; soll der Christ von ihm sich beschämen lassen?" —

So erwartete er denn vertrauensvoll die Zurückkunft des Ministers, und um die Zwischenzeit so nützlich als möglich hinzubringen, besuchte er fleißig die mit vielen trefflichen Schriften versehene öffentliche Bibliothek, wo die reichste Gelegenheit ihm geboten war, die auf der Univer-

sität erworbenen Kenntnisse zu erweitern, und über manches ihm noch Dunkle sich Aufklärung zu verschaffen. Endlich erfuhr er die Ankunft des Mannes, in dessen Hand sein Schicksal ruhte, und nach zwei Tagen war der Jüngling im Begriff, ihm seine Aufwartung zu machen, als Jemand langsam zu ihm in's Dachstübchen heraufkeuchte. Es war die alte Bettlerin.

„Was wollt Ihr, gute Mutter?" fragte Leopold ein wenig ungeduldig, nachdem er sie hereingeführt und niedersitzen lassen. „Macht es kurz, ich habe jetzt keine Zeit."

„Ach, junger Herr! Gott sei Dank, daß ich Ihn gefunden! Ich habe wohl schon seit vielen Jahren mein Gedächtniß verloren, aber das war mir doch nicht entfallen, daß ich im goldenen Hirsch Ihn suchen müßte."

„Nun, was wollt Ihr denn?"

„Höre Er mich nur an, ich meine es gut. Täglich habe ich für Ihn gebetet, weil Er mir armen alten Frau so christlich beigestanden. Bisweilen habe ich auch wohl gedacht: wenn mir doch der Himmel vor meinem Ende noch die Freude bescheerte, den braven jungen Herrn noch einmal zu sehen, und ihm zu danken. Denn sieht Er, wenn man zwanzig Jahr' und d'rüber so an der Landstraße unter vielen tausend Menschen, und doch ganz allein sitzt, ach! da thut es einem wohl, wenn endlich Jemand Theil an der Verlassenen nimmt."

„Weiter! Weiter!"

„Nun, da saß ich gestern, es war schon gegen Abend, da kam ein Kurier aus der Stadt gefahren, und als die Pferde an mir vorbeisauseten, da fiel eine lederne Tasche von seinem Wagen. Ich rief ihm nach, aber Du lieber Gott! der war schon weit, und meine Stimme ist schwach. Ich hob die Tasche auf, und fand sie verschlossen, und sah, daß das fürstliche Wappen darauf angebracht war.

Hm, dachte ich, es mag wohl allerlei Wichtiges darin enthalten sein, und es wäre wohl ein Trinkgeld damit zu verdienen. Wie soll ich sie aber an den rechten Mann bringen? Unsereins kennt Niemanden, und wird auch nirgends vorgelassen. Da gab mir Gott plötzlich in den Sinn: Geh' in den goldenen Hirsch, suche deinen Wohlthäter, gib ihm die Tasche, er wird schon wissen, was damit zu thun ist. Freilich," fuhr sie fort, indem sie die Tasche unter ihrer Schürze hervorzog, „freilich ist der Weg mir sauer geworden, aber nun bin ich da, und nicht wahr, Er nimmt vorlieb mit meinem guten Willen?"

Wie ein Blitz fuhr der Gedanke dem Jüngling durch den Kopf: „Ein Zufall, der mir günstig werden kann! Wer hätte es gedacht! Vielleicht ist diese arme Bettlerin bestimmt, mich bei dem Minister einzuführen." Er dankte der Alten, versprach, sie nächstens zu besuchen, und ihr zu berichten, was mit der Tasche vorgefallen. Fröhlich trippelte sie fort. Er knöpfte den Fund unter seinen Rock, steckte seine Bittschrift zu sich, und begab sich auf den Schloßplatz, wo das Hotel des Ministers stand.

Ehe er noch dasselbe erreichte, sah er viele Menschen zusammenlaufen, und einen Polizeibeamten umringen, trat mit hinzu, und hörte mit Herzklopfen laut vorlesen: „Einem gestern Abend mit wichtigen Depeschen abgefertigten Kuriere sei die Tasche verloren gegangen; wer sie finden, und in den Palast des Herrn Ministers abliefern werde, habe sich einer ansehnlichen Belohnung zu erfreuen."

Sogleich drängte sich Leopold zum Polizeibeamten, und bat, ihn zum Minister zu führen, weil die Tasche in seiner Verwahrung sei. Auf der Stelle führte ihn der Beamte in die Wohnung desselben, und ließ dem Minister den Vorfall melden. Hastig kam dieser heraus in den Saal. Auf seinem Gesichte war deutlich zu lesen, wie

viel ihm daran gelegen, die Depeschen unversehrt wieder zu erhalten. Leopold überreichte die Tasche. Mit sichtbarem Vergnügen bemerkte der Minister, daß sie noch verschlossen sei, und erklärte dem Ueberbringer, daß Seine Durchlaucht befohlen habe, ihm zwanzig Louisd'or auszuzahlen."

„Ach, Ew. Excellenz!" sagte Leopold, „diese zwanzig Louisd'or gehören nicht mir, sondern einer armen alten Wittwe, welche die Tasche gefunden. Doch erlauben Sie einem verwaiseten Jüngling, der sich Kenntnisse erworben, um seinem Vaterlande zu dienen, daß er den Zufall benutze, um in dieser Bittschrift Ihnen seine Noth und seine Wünsche vorzutragen."

Der Minister las, unterhielt sich mit ihm, fand Gefallen an seiner edlen Freimüthigkeit, erinnerte sich seines Vaters als eines wackern Mannes, und bestellte ihn auf den Nachmittag, wo er ihm die Ernennung zum Sekretär eines Departements, in welchem gerade eine Stelle erledigt war, übergab.

Leopold schwebte zum Thore hinaus, denn seine Füße berührten kaum den Boden. Der Minister hatte ihm das Geld für die Finderin der Tasche eingehändigt, und der Alten zugleich die Anwartschaft auf einen Freiplatz im fürstlichen Armenversorgungshause gegeben; das wollte er ihr bringen und mittheilen, und mehr als das, die Botschaft von seinem Glücke. „Wie wirst du dich wundern, du ehrliches Gemüth," sagte er zu sich selber, als er von Ferne die Alte hinter ihrem Spinnrade erblickte, „wenn du plötzlich deiner Dürftigkeit und jeglicher Sorge dich entrissen siehst, und ein fürstlicher Sekretär vor dir steht, der nach Gott wohl einzig nur dir sein Glück verdankt!"

Allerdings konnte die gute Alte sich lange nicht überzeugen, daß man ihrer nicht spotte. Die Goldstücke lagen

schon in ihrer Schürze, aber sie glaubte es nur so lange, als sie die Augen darauf heftete. So oft sie den Ueberbringer wieder ansah, schüttelte sie lächelnd den Kopf, und sagte: „Es ist doch nicht wahr!“ Leopold mußte ihr Alles lang und breit erzählen; sie nickte bei jedem neuen Satze freundlicher, und, an der völligen Richtigkeit des Mitgetheilten nicht länger zweifelnd, rief sie endlich mit einer Thräne im Auge: „Ja, nun erfahre ich's recht augenscheinlich, was ich in so mancher trüben Stunde kaum recht glauben mochte — ja, Gott ist ein Vater der Wittwen und Waisen, und Sein Name sei gelobet in Ewigkeit!“

Mehrere Jahre waren seit dieser Begebenheit verflossen. Die alte Bettlerin hatte unterdeß Aufnahme im fürstlichen Versorgungshause gefunden, Leopold aber, in Anerkennung seiner gediegenen Kenntnisse, seines rastlosen Fleißes und seiner vorzüglichen Geschäftsgewandtheit, war zum Ministerialrath aufgerückt. Er dachte nun daran, sich eine brave, tugendhafte Gattin zu suchen, und der Himmel schenkte ihm auch eine solche in Johanna, der Tochter eines alten, treuen Freundes seines seligen Vaters.

Der Hochzeitstag erschien. Der Bräutigam bat um Erlaubniß, auch einen Gast mitbringen zu dürfen; das wurde ihm natürlich freundlich zugestanden. Zwar als der Schwiegervater dann vernahm, der Gast sei ein Jude, da wollte ihn dieß etwas sonderbar bedünken; aber schnell verschwanden die Falten von der Stirne des trefflichen Mannes, als Leopold ihm erzählte, wie edel dieser Jude ihn zu seinem Schuldner gemacht, und er empfing den ehrlichen Israeliten mit herzlichem Gruß und Handschlag. Die gute Alte, welche unser Freund gar oft in ihrer Versorgung besucht hatte, war kurz vor diesem Tage in hohem Alter gestorben, sonst wäre ihr jedenfalls auch ein Ehren-

plätzchen beschieden gewesen. Leopold gedachte ihrer beim Hochzeitmahle mit um so lebhafterer Rührung, und weihte ihrem Andenken eine dankbare Thräne; denn edle Seelen vergessen im Glücke Jene nicht, welche in trüben Tagen sich liebend ihrer angenommen, und eine süße, heilige Pflicht ist ihnen Dankbarkeit.

Am andern Morgen überreichte der Schwiegervater seinem glücklichen Eidam ein Papier. „Es ist mein Hochzeitgeschenk,“ sagte er mit geheimnißvollem, fröhlichen Lächeln. Leopold entfaltete es, und siehe, es war eine gerichtlich ausgefertigte Urkunde, die ihn wieder in den Besitz seines väterlichen Hauses setzte, und so einem innigen Seelenwunsche von ihm Rechnung trug, dessen Erfüllung er kaum je für möglich gehalten hätte.

Hier wohnte nun das junge Paar im Genuß stiller häuslicher Freuden, von Jedermann geliebt und geachtet. Ein holdes Söhnlein, womit Gott ihre Ehe segnete, erhob Beide zum Gipfelpunkte des Glückes.

Doch mit einem Male schien der heitere Himmel über ihnen sich trüben zu wollen. Johanna verfiel in eine schwere Krankheit, und schwebte lange zwischen Tod und Leben. Endlich, wenn auch langsam, neigte ihr Zustand sich zum Bessern. Die völlige Wiedergenesung machte jedoch der Arzt davon abhängig, daß alles Unangenehme und jegliche Unruhe von der Kranken sorgsam entfernt gehalten würde. Da trat ein Ereigniß ein, welches alle Hoffnungen und das ganze Glück Leopold's mit einem Schlage zu vernichten drohte.

Es hatte nämlich die Flamme des verheerenden Krieges, welcher seit lange schon das deutsche Vaterland zerfleischte, auch über diese Gegenden sich verbreitet. So wurde denn eines Tages in der Nähe der Residenz eine blutige Schlacht geschlagen, deren Folge war, daß der siegende

Feind plötzlich die Stadt überschwemmte und zügellos hausete. Umsonst verschlossen die erschrockenen Einwohner ihre Thüren; überall wurde eingebrochen und geplündert — aus allen Häusern schallten Töne des Jammers und der Verzweiflung!

Man denke sich die Angst des um seine Gattin so zärtlich bekümmerten Leopold! Gern hätte er alle seine Habe den Beutegierigen entgegengetragen, wenn er dadurch nur Schonung für das Krankenzimmer seiner Frau hätte erkaufen können. Wirklich raffte er in der Eile alles Geld, alles Silberzeug zusammen, und stürzte so beladen die Treppe hinab, um es den Einbrechenden bittend zu überliefern. Da fand er, zu seinem größten Erstaunen, vor seiner offenen Hausthüre eine feindliche Schildwache, die so eben einen heranströmenden Haufen trotzig abwies, mit der Erklärung, sie stehe hier als Schutzwache.

Freudig erstaunt schlich Leopold zu seiner bebenden Gattin, theilte ihr die frohe Entdeckung mit, beruhigte sie, trat an's Fenster, und war mehrere Stunden lang Zeuge, wie die Paläste rings umher geplündert wurden, und sein kleines Haus doch stets verschont blieb; wie der Soldat, gegen manchen Versuch, hineinzudringen, muthig kämpfte, ja sogar einmal erklärte: „dem Ersten, der dieses Haus nicht respektire, werde er sein Bajonett durch den Leib rennen.“

Mit Thränen dankte Leopold dem Himmel; aber unbegreiflich war es ihm, warum gerade nur er, ein unbedeutender Privatmann, das schreckliche Loos seiner Mitbürger nicht theilte? Er mußte einen Irrthum vermuthen. Sobald es etwas ruhiger wurde, holte er einige Flaschen von seinem besten Weine, ging hinunter zu dem Soldaten, schenkte ihm ein, und bat ihn, in französischer Sprache, ihm das Wunder zu erklären.

„So trinke ich denn wieder ein Glas Wein auf dieser Stelle!“ antwortete der Soldat auf deutsch, und eine Thräne fiel ihm in den Becher. „Wundern Sie sich nicht, mein Herr! Das Haus, in dem Sie mehr als einmal meinen blutigen Rücken gewaschen, würde ich mit meinem Leben vertheidigt haben.“

Jetzt erkannte Leopold den Rekruten, und fiel ihm gerührt um den Hals. Er hatte die unmenschliche Behandlung, die vormals unter den deutschen Truppen so gewöhnlich war, nicht länger erdulden können, war desertirt, hatte fremde Dienste genommen, und, was seine Narben bewiesen, sich brav gehalten. Jetzt, als er nach der Schlacht zum ersten Male wieder die Residenz jenes Fürsten betrat, dem er von einem gewissenlosen Werbeoffizier, gleich einer Waare, einst war verhandelt worden, widerstand er jeder lockenden Beute, eilte hastig vor das Haus seines Wohlthäters, schützte dessen Vermögen, und erhielt ihm vielleicht das Kostbarste, was er auf der Welt hatte — das Leben seiner Gattin.

„O,“ sagte Leopold noch oft in späten Jahren zu seinen Kindern, wenn sie mit dem alten, steifgewordenen Hunger spielten, „geht an keinem leidenden Geschöpfe kalt vorüber, und wo ihr nicht helfen könnt, da tröstet wenigstens! Denn wahrlich, es ist keines so gering, daß es nicht unverhofft euch überreich vergelten könnte!“

6.

Vater Martin.

1. Der fromme Vater Martin.

Vor beinahe fünfhundert Jahren lebte in einer anmuthigen Gegend von Tirol, zwischen hohen Felsen in

einer Höhle, ein frommer alter Einsiedler, in der ganzen Gegend verehrt und geliebt als Vater und als Helfer in der Noth. Sein kahles Haupt, um das sich nur mehr wenige graue Härchen lockten, seine freundliche Miene, die Friede und Liebe allen Menschen verkündete, seine ganze ehrwürdige Gestalt öffnete mit wunderbarer Macht die Herzen Aller, die ihn sahen. Er half Allen, die Hülfe bedurften, durch Rath und That, ermahnte freundlich Die, welche fehlten, wies sanft zurecht, die irrten, und versöhnte durch das hohe Wort von der göttlichen Liebe, die am Kreuze starb, Jene, die in Feindschaft sich getrennt hatten. Uebrigens war er Keinem lästig. Er pflanzte die wenige Nahrung, die er nöthig hatte, in einem Gärtchen froh und heiter, und war so das schöne Bild eines frommen Christen, der auf Erden schon einen Himmel in seinem Herzen trug, weil der Friede Gottes, der allen Begriff übersteigt, darin wohnte.

Einem solchen Manne konnte es nicht fehlen, sich das ungetheilte Zutrauen und die Liebe und Verehrung des kleinen Kreises zu erwerben, in dem er lebte, und in der That, die Bewohner der ganzen Gegend verehrten ihn gleich einem Heiligen, am meisten aber liebten ihn die Kinder.

Wie freuten sich die Kleinen, wenn der Alte kam! Das war ein Treiben und ein Leben unter der Jugendwelt! Wie bemühte sich Jedes, das Erste zu sein, das dem guten Vater von den Bergen (wie sie ihn nannten), die Hände küssen konnte; und wie jubelnd begleitete ihn die Schaar der Kleinen, denen er dann immer etwas mitbrachte, zu der Wohnung ihrer Eltern, die nun ihrer Plagen und Sorgen vergaßen, um sich an den schönen Lehren ihres lieben Alten zu erbauen!

An schönen Feierabenden stieg dann die sämmtliche

Jugend des Dorfes, das zerstreut im Thale lag, zu seiner Wohnung hinauf, und der freundliche Greis erzählte ihnen hier gar viel Schönes von der Macht, von der Weisheit, von der Liebe des guten Vaters im Himmel. Er zeigte ihnen, wie väterlich Er für alle Seine Geschöpfe sorge, wie Er im Sonnenschein, im Thau und Regen die Erde segne, daß sie immer Nahrung hätten, den Vogel in der Luft ernähre und bekleide, die Blumen des Feldes herrlich schmücke, und ihnen heilende Kraft und neues Leben für die kranken Geschöpfe gebe. Er erzählte ihnen aus der heiligen Geschichte, wie Gott von jeher die Menschen wie Seinen Augapfel geliebt und behütet; wie Er sich ihrer erbarmet habe, da sie in Sünde, Elend und Verderben gerathen; wie Er Seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern Ihn für eine Welt voll Sünder in den Tod dahingegeben habe, damit Keiner, der an Ihn glaubt, verloren gehe, sondern ewig lebe. Dann machte er sie auf die Lehre, auf das Leben und auf den Tod Jesu, und auf Seine Verdienste aufmerksam, und ermahnte sie zum Glauben, zur Liebe und zur treuen Nachfolge, als Seine wahren Jünger. „Haltet nur fest an Ihm, meine Kindlein, so innig, so lebendig, wie die Rebe am Weinstock, dann werdet ihr Früchte bringen für's ewige Leben!" so rief er gar oft in frommer, die Herzen bewältigender Begeisterung. Und jeden christlichen Unterricht schloß er mit den Worten: „Lasset uns Ihn, unsern göttlichen Herrn und Meister, entgegen lieben, denn Er hat uns zuerst geliebet!"

So wurden diese Kinder ganz neue Menschen, und ihr Herz schlug wärmer bei dem Gedanken an den guten himmlischen Vater, den sie herzlich liebten, und nie zu betrüben wünschten. Eine jugendliche Gluth überflog die Wangen des Greises in der Mitte dieser entzückten Kleinen, die auf ihren Knien lagen, und den Schöpfer priesen,

der Alles so gut gemacht hat, und Seinen göttlichen Sohn, der die Kinder auf Seine Arme genommen, sie gesegnet, und ihnen das Reich Seines Vaters, der im Himmel ist, versprochen hat. Nicht selten nahmen auch die Eltern an diesen feierlichen Unterhaltungen Theil, und in allen Augen glänzten Thränen der Rührung und der Freude.

Man nannte diesen seltenen Mann nur schlechthin Vater Martin, doch Niemand wußte, wer er eigentlich wäre, und woher er gekommen sei. Daß er hoher Abkunft und weit gereist sein müsse, das schlossen sie aus seinen beträchtlichen Geschenken und seiner großen Erfahrung wohl nicht mit Unrecht. Was ihn aber aus dem Gewühle der großen Welt in diese stille Einöde geführt habe, das war noch immer ein Räthsel. Er selbst hatte bis jetzt über diesen Punkt das strengste Stillschweigen beobachtet, und ihn darüber weiter auszufragen, dazu hatten sie das Herz nicht. Als vor vielen Jahren eine pestartige Viehseuche den armen Bergbewohnern alle ihre Habe zu rauben drohte, fand ihn der Hirt zwischen diesen Felsen, klagte ihm seine Noth, und der Alte hatte bald das Uebel durch seine großen arzneilichen Kenntnisse ohne beträchtlichen Nachtheil abgewandt. Denen, die ihr Vieh verloren hatten, gab er Geld, um sich neues kaufen zu können, und so hatte er diesem Völklein mehrere ansehnliche Dienste geleistet, und sich ein ewiges Denkmal in dem Herzen desselben gestiftet.

2. Verlaßt euch nie auf zeitliche Güter. Ein Hauch — und sie sind nicht mehr.

Es war ein heiterer Winterabend, als der Greis eben die Bewohner des kleinen Dörfchens verließ, und nach seiner Heimath auf die Berge wanderte. Mit Thränen sah ihm die ganze Versammlung nach, bis er sich verklärt im Schimmer der beeisten Berge aus ihren Augen

verlor. Heute hatte er besonders rührend zu ihnen gesprochen, am herzlichsten aber war sein Abschied von den Kindern.

„Ihr habt nun, meine Lieben," so sprach er, „so viel Gutes und Schönes von eurem göttlichen Erlöser gehört; habt gehört, wie Er, dem Alles unterthan, was im Himmel und auf Erden ist, aus Liebe für die Menschen, die gegen Ihn so undankbar waren, ein armes Kindlein ward, das Kälte, Hunger und Durst so schmerzlich empfand, als ihr sie nur immer fühlen könnt, das in größter Armuth aufwuchs, doch, immer gehorsam Seinen Eltern, täglich frömmer und weiser wurde. Ihr habt gehört, daß Der, welcher Himmel und Erde Sein nennen konnte, nicht so viel besaß, um Sein Haupt darauf zu legen; daß Er sich bemühte, die verirrten Menschen wieder auf den rechten Weg zu führen, um sie im Himmel einst ewig belohnen zu können; daß Er für Sein gnadenvolles Wirken gerade von Seinem auserwählten Volke unsägliche Qualen dulden mußte, und zuletzt am Kreuze unter Leiden starb, für die wir keine Worte haben; daß Er am dritten Tage nach Seinem Tode siegreich aus dem Grabe stieg, und nach vierzig Tagen in den Himmel fuhr, um Denen einen Wohnsitz zu bereiten, die Ihn lieben. Seht, liebe Kinder! unser göttlicher Erlöser ist noch immer unter uns. Er sieht und hört und weiß Alles, was ihr immer thun, reden und denken möget; Er lächelt wohlgefällig und segnet euch, wenn ihr Gutes thut, aber Er betrübt sich und straft euch, wenn ihr böse handelt. Betet also, meine Lieben! zum Vater im Himmel, daß Er euch Kraft verleihe, fromm und heilig zu leben, und bestrebt euch, den guten Vater nie zu betrüben, der aus Liebe zu euch Seinen Sohn am Kreuze bluten ließ; dann werden wir uns einst im Himmel wiederfinden, und uns ewig des unaussprechlichen Lohnes für unsere guten Handlungen freuen."

So sprach der Greis, drückte wehmüthig Allen noch einmal die Hände, und schied.

Nachdenkend über diese schönen Lehren gingen die Dorfbewohner zu Bette, und freuten sich schon im Voraus einer neuen Versammlung. Ach, die guten Leute ahneten nicht, was ihnen bevorstand!

Es war eben Mitternacht, als ein schreckliches Getöse sie aus dem Schlafe weckte. Ein furchtbarer Sturmwind tobte heulend durch die schwarze Nacht, und ein Getöse, gleich dem lautesten Donner, begleitete ihn. „O Gott, was ist das!" schrien die erschrockenen Einwohner, fuhren vom Lager auf, und starrten in die finstere Nacht hinaus, bis der Wind und das Schneegestöber sie wieder in ihre Hütten zurücktrieb. Unter schrecklicher Angst sahen sie dem anbrechenden Morgen entgegen, und erst dann fingen sie etwas freier zu athmen an, als nach einiger Zeit Alles ruhig zu werden schien.

Aber man denke sich den Jammer der armen Leute, als sie beim ersten Morgenschimmer ihr Thal durch einen großen Schneeberg verstopft, den Bach, der sonst so friedlich und ruhig zwischen seinen Ufern dahinfloß, angeschwollen und das Thal überschwemmen sahen! Schon drang das Wasser bis zu ihren Hütten. Laut jammerten die Weiber, und liefen nach dem Liebsten, was sie hatten, nach ihren Kindern, und flohen mit ihnen auf die Berge; dort arbeitete sich ein braver Sohn, mit seinem alten Vater auf dem Rücken, durch die Fluthen, hier jammerte ein Mädchen im Wasser um Hülfe, und die Verwirrung war allgemein. Jetzt erinnerte man sich des guten Alten. Ach, der Ort seines Aufenthalts lag unter Schnee begraben! Man suchte sich demselben zu nahen, allein vergebens; man rief, und der Wiederhall brachte spottend den eigenen Laut zurück. Trauernd kamen die Abgesandten wieder, muthlos sanken

alle Hände, die sich schon zur Arbeit erhoben hatten. Mit ihm war alle ihre Hoffnung dahin, und ihr Unglück schien ohne Grenzen.

Ihr habt gewiß schon gehört, liebe Kinder! daß ganz Tirol beinahe aus lauter Bergen besteht, die so hoch sind, daß sie mit ihren Gipfeln in die Wolken ragen, und daselbst Sommer und Winter mit ewigem Eise bedeckt bleiben. Es gewährt einen herrlichen Anblick, wenn sich die Sonne in den beeisten kahlen Gipfeln spiegelt, die dann, mit unzähligen glühenden Sternchen besät, gleich den herrlichsten Edelsteinen funkeln. Der größte Theil dieser Berge ist ersteigbar, doch sind die Wege schmal und steil, und führen an Abgründen vorbei, in die der Unachtsame sehr leicht stürzen kann. Auf diesen Bergen, die man Alpen nennt, wachsen jedoch die heilsamsten und nahrhaftesten Arznei- und Futterkräuter. Das Vieh klimmt zwischen den Felsen umher, rauft das spärliche Futter davon ab, gibt dann aber eine Milch, die noch viel köstlicher schmeckt, als unser Rahm. Abends versammelt sich das Vieh auf die Stimme seiner Hirten in einer Hütte auf diesen Alpen; sobald es aber kalt zu werden anfängt, wird selbes in die Dörfer hinabgetrieben, denn dann sind alle diese Alpen mit ungeheuren Schneemassen überdeckt. Der viele Schnee aber veranlaßt in jenen Gegenden oft schreckliche Unglücksfälle. Eine Schneeflocke, ein unbedeutendes Steinchen, auf der Spitze eines Berges durch einen Vogel, einen Windstoß losgerissen, fängt zu rollen an, und wird zu einem Schneeball, der bisweilen zu solch' ungeheurer Größe wächst, daß er auf seinem Wege ganze Wälder entwurzelt, Menschen und Thiere und Häuser begräbt, fruchtbare Thäler verschüttet, und Eisberge da aufthürmt, wo ehevor liebliche Auen lagen. Einen solchen Schneeball nennt man eine Lawine, und eine solche stürzte auch in unser Thal herab.

Seht, meine Lieben! ein kleiner, schwacher Vogel war es vielleicht, der jahrelangen Fleiß vieler Menschen in einem Augenblicke vernichtete, und diese guten Leute in das größte Unglück stürzte. So ist es mit allen Gütern dieser Erde; sie gehören nicht uns, sie sind uns nur geliehen, und müssen dahin wieder zurück, wo sie hergekommen sind — zur Erde. Suchet euch daher Güter zu erwerben, die ewig dauern, die euch kein Dieb rauben, und keine Wasserfluth zerstören kann, Güter der Seele, Weisheit und Tugend; dann seid ihr nie unglücklich, wenn ihr auch Alles verliert.

3. Wo die Noth am größten ist, da ist Hülfe am nächsten.

Die Verwüstung, welche die Lawine in diesem Thale anrichtete, war groß. Die ganze Ebene schien in einen See verwandelt zu sein, aus dem nur noch die Dächer des Dörfleins hervorragten. Entwurzelte Bäume, Geräthe, Thiere, und mitten darunter Menschen in Kähnen, die die Reste ihres zertrümmerten Glückes zu retten suchten, bedeckten die Wasserfläche. Auf den Anhöhen irrten Mütter mit ihren Kindern auf den Armen umher, welche vergebens die kleinen Händchen ausstreckten und weinend lallten: „Mich hungert; gib mir Brod!" Mit thränenschweren Augen blickten die Mütter zum Himmel, denn sie hatten ja keines.

Als es Abend wurde, kamen die Einwohner mit ihrem wenigen Geretteten zusammen, schürten auf einer Anhöhe ein Feuer auf, und erwarteten hier den kommenden Tag, um dann den Wanderstab zu ergreifen, und in die weite Welt zu ziehen. Schwer war ihnen allerdings der durch die Nothwendigkeit gebotene Entschluß geworden, die liebe Heimath zu verlassen; aber sie hofften auf den Herrn. Fest und unerschütterlich war ihr Vertrauen: Gott werde ihnen Hülfe angedeihen lassen zu seiner Zeit, und als ein liebender Vater auch ihre Leiden ihnen zum Besten lenken. Voll

Ergebung in Seinen heiligen Willen, schauten sie am andern Morgen noch einmal nach ihrer Habe zurück, die in den Fluthen begraben lag, dachten sehnsuchtsvoll an den guten Vater Martin, der unter dem Eisberge sein Grab gefunden hatte, und beschlossen dann, ehe sie auseinandergingen, kommenden Frühling hier zusammenzutreffen, um ihre Wohnungen wieder aufzubauen. Sie zogen nun in den bewohnten Gegenden Tirols und des angrenzenden Bayerlandes umher, flehten um Unterstützung, und suchten Dienste bei Rittern und Bürgern und in Klöstern.

In diesen frühern Zeiten, meine lieben Kinder! da sah es noch entsetzlich rauh und wild in unserm deutschen Vaterlande aus, sowohl was die Gegenden, als auch was die Einwohner betraf. Damals galt noch das Recht des Stärkern, und der nahm dem Schwächern unbedingt Alles, was er nur nehmen wollte. Man mußte sich daher zu schützen suchen, so gut es ging. Die Adeligen oder Ritter, wie sie gewöhnlich heißen, bauten sich auf hohe Berge feste, unzugängliche Schlösser, deren großartige, dem Zahne der Zeit trotzende Ueberreste wir jetzt noch bewundern; die Bewohner der Städte dagegen, Bürger genannt, versahen sich durch starke, hohe Mauern und breite, wasserreiche Gräben gegen mögliche Ueberfälle. Dabei hatten sowohl Ritter als Bürger immer eine Anzahl Reisiger und Kriegsknechte in Sold, um in den nicht selten stattfindenden Fehden gleich bei der Hand zu sein. Unter diesen Haufen, wo es fort und fort Lücken auszufüllen gab, hätte der männliche Theil der armen Ausgewanderten nun allerdings leicht ein Unterkommen finden können; allein sie, die so lange Jahre friedlich in ihrem stillen Thale gelebt hatten, waren theils zu weichlich und ungeschickt zum Kriegshandwerk, theils wollten sie sich nicht von Frau und Kindern, von ihren betagten Eltern trennen. Und so zogen sie denn, Freud'

und Leid miteinander theilend, von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt, von Kloster zu Kloster. Da und dort konnte man auch ihre Dienstleistungen eine Zeitlang brauchen, und belohnte sie in der Regel dann hiefür reichlich. Wo man aber keine Arbeit für sie hatte, wurden sie doch vielfach auf's Menschenfreundlichste unterstützt. Denn wenn in jener rauhen Zeit auch nicht solch' großartige Anstalten zum Besten der leidenden Menschheit bestanden, wie heutzutage, so wurden die Werke der Barmherzigkeit darum nicht minder umfassend und liebevoll geübt, namentlich in den vielen Klöstern.

Schon war die Eisdecke von den Flüssen geschwunden; Gänseblümchen prangten weiß wie Schnee auf den grünenden Fluren; Lerchen jubelten durch die Lüfte und priesen ihren Schöpfer; die ganze Natur freute sich ihres Erwachens — nur unsere Verunglückten waren in trüber Stimmung auf dem Wege nach ihrem Thale. Sie hatten auf ihren Wanderungen ein zahlloses Heer von Plagen und Ungemach aller Art standhaft erduldet, doch bei allem Verdienste und den mancherlei Almosen nichts erübrigt, das ihnen Hoffnung gegeben hätte, zu ihrem früheren blühenden Wohlstande zu gelangen. Voll von traurigen Gedanken über die düstere Zukunft kamen sie auf dem bestimmten Platze wieder zusammen. Der Anblick der heimathlichen Gegend rief alle ihre Leiden mit erneuerter Stärke zurück. Nur die Kinder, frei von allen Sorgen, die auf den Herzen ihrer Eltern lasteten, grüßten freudig einander, und hüpften froh vor ihren trauernden Vätern voraus. Da kam plötzlich der treue Moro daher gesprungen, heulte vor Freuden, und schmeichelte seinen alten Freunden so traulich, daß sie, gerührt von der Treue dieses Hundes, auf Augenblicke einen Theil ihrer Sorgen vergaßen, und erleichtert ihm in ihr Thal folgten. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie

an der Stelle der vermeinten Ruinen ein nettes Dörflein stehen sahen, aus dessen Mitte ein kleiner Kirchthurm hervorragte! Ob eine habgierige Hand ihnen auch noch ihr letztes Eigenthum entrissen, das überlegten sie, vor Schrecken zitternd, als ihnen vom Dorfe aus ein alter Mann entgegenkam, dessen Miene wieder neue Hoffnung in ihre bangen Herzen goß. Er kam näher, grüßte Alle freundlich, und redete sie auf folgende Weise an:

„Warum säumt ihr herabzukommen und von eurem Eigenthume Besitz zu nehmen, das euch euer guter Vater von den Bergen hier bereitet hat? Das Staunen, das aus euren Mienen spricht, zeigt mir euern Zweifel, den ihr in meine Rede setzt; allein kommt, und überzeugt euch selbst von der Wahrheit derselben. Ein Jeder wird das Seine doppelt wiederfinden, und in einem Kirchlein, das in eurer Mitte steht, könnt ihr täglich euern Schöpfer preisen, und vereint Ihn bitten, daß Er eure Herzen rein und fromm erhalte, und euch vor größerm Unglück bewahren wolle. Der Vater Martin läßt euch Alle herzlich grüßen, zu euerm künftigen Wohlstande Glück wünschen, und euch sagen: daß, da die wunderbare Fügung des Ewigen ihn aus eurer Mitte rief, er im Geiste immer euch umschweben, sich eures stillen Glückes freuen, und euch mit Hülfe unterstützen werde, wo ihr es immer nöthig habt.“

Liebe Kinder! eine hundertfältige Erfahrung hat es bewiesen, daß auf den Menschen nichts so heftig wirke, als Schrecken und unverhoffte Freude, und man hat Beispiele, daß Menschen nicht blos vom unvermutheten Schrecken, sondern selbst von unverhoffter Freude plötzlich gestorben sind. Denkt euch nun einmal recht lebhaft den Zustand jener armen Leute, die so lange ihrem Gefühle nach vollkommen glücklich lebten; die in einer Nacht all' ihre Habe verloren, eine lange Zeit im Elend schmachteten, am

Ende noch ihre letzte Hoffnung zertrümmert sahen; die am Rande des größten Elendes standen, und die sich nun auf den Gipfel des höchsten Glückes versetzt sahen — und ihr könnt euch dann einen schwachen Begriff von dem machen, was diese Menschen bei Vernehmung jener Worte empfanden. Einige starrten gedankenlos nach irgend einem Gegenstande, Andere hüpften und lachten wie unsinnig, wieder Andere warfen sich zur Erde und weinten; kurz, die ganze Gesellschaft schien geisteskrank geworden zu sein. Als sie sich aber von ihrer ersten Ueberraschung erholt hatten, umringten sie fröhlich den Boten, und begleiteten ihn jubelnd in das Dorf hinab, wo Jedem seine Wohnung angewiesen wurde. Lange konnten sie sich nicht überzeugen, daß Alles mehr als Täuschung sei; endlich durchrannten sie in eilender Geschäftigkeit ihr ganzes Gebiet, und o, welche Freude: sie fanden ihr Vieh, ihr Geräthe, überhaupt Alles in einem Zustande, wie sie es nur immer wünschen konnten! Jetzt erst erinnerten sie sich des guten Vaters Martin; aber leider, der Bote, auf den sie in ihrem Freudentaumel nicht mehr geachtet hatten, war verschwunden.

Sie versammelten sich nun in ihrem Kirchlein, und dankten Gott innigst für Seine Vatergüte, die sich neuerdings so herrlich an ihnen bewiesen hatte. Nur über das Schicksal des lieben Vaters von den Bergen waren sie in Ungewißheit. Sie hatten bis jetzt geglaubt, der gute Alte wäre unter dem Schnee begraben; und doch schien er noch unter ihnen zu leben und zu walten, für ihr Wohl so väterlich besorgt zu sein, das bewies ihr gegenwärtiges Glück!

4. Wer war der Alte?

Friede, Glück und Ruhe kam nun wieder über dieses frohe Völklein. Sie arbeiteten munter und lustig fort, nur der gute Alte mangelte ihnen, und wenn sie sich recht heiter ihres Glückes freuten, wurde diese Heiterkeit durch

den Gedanken getrübt: „O Gott, wo mag wohl unser guter Vater sein!“ Am meisten tröstete sie noch ihr Kirchlein; denn vorher hatten sie keines gehabt, und mußten weit gehen, bevor sie nur zum nächsten kamen. Und jetzt konnten sie diese himmlische Wohlthat in ihrem Dorfe selbst genießen, und ein Pater aus einem nahgelegenen Kloster verrichtete alle acht Tage den Gottesdienst bei ihnen. Daß das Alles ein Werk des guten Vaters Martin sei, wußten sie freilich; wo er aber lebe, warum er nicht mehr in ihrer Mitte wohne, das war ihnen ein unauflösbares Räthsel.

Am Vorabende des heiligen Christtages bemerkten Einige ein ungewöhnlich helles Licht im Kirchlein. Man entschloß sich endlich, nachzusehen, was wohl die Ursache davon sein möchte. Leise wurde die Thüre geöffnet. — Todtenstille herrschte ringsum. Aber Furcht und Freude ergriff Alle, als sie am Altare ihren Alten auf den Knien liegen und beten sahen. Er war von einem hellen Schimmer umflossen, der jedoch mehr und mehr erblich, und am Ende ganz erlosch. In ängstlicher Beklemmung verließen sie das Kirchlein, und verehrten von nun an den Alten als ein geistiges Wesen aus einer andern Welt, alle Hoffnung aufgebend, ihn je auf dieser Erde wiederzufinden.

Unter dauerndem Glücke dieser Leute fing das Laub schon wieder zu fallen an, da kam eines Tages ein Bauer eiligst vom Felde hereingelaufen und erzählte, ein Trupp geharnischter Ritter komme so eben um die Ecke des Mariensteins herum, gerade auf ihr Dorf zu. Erwartungsvoll und nicht ohne bange Ahnung sahen Alle dem Ausgange dieser sonderbaren Erscheinung entgegen. Schon sprengte ein prächtig geschmückter Trompeter in das Dorf, und nachdem er nach allen Seiten schmetternde Töne hatte erschallen lassen, that er kund: sein Herr hätte mit sämmtlichen Einwohnern ein freundliches Wörtchen zu sprechen; er

ersuche sie daher, sich sofort auf dem bekannten Martinsplatze zu versammeln. Noch ehe man ihm antworten konnte, war er wieder zum Dorfe hinaus. Die Leute, mißtrauisch gemacht durch die jüngst empfundenen harten Schläge des Schicksals, versahen sich von diesem Besuche nicht viel Gutes. Sie gingen nicht ohne Herzklopfen zu dem bestimmten Platze, wo ihrer schon die Ritter harrten, die in ihren spiegelblanken, mit Gold und Silber geschmückten Harnischen majestätisch unter den ärmlichen Dorfbewohnern leuchteten. Schüchtern standen letztere da, in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten; da stieg der mittlere dieser prächtigen Ritter vom schnaubenden Rappen, nahm den mit einem hohen Federbusche gezierten Helm vom Haupte, der sein Gesicht bisher verborgen hatte, und man denke sich das Staunen dieser guten Leute, als sie in den Zügen des Ritters die ihres geliebten Vaters Martin erkannten! Verblüfft, als trauten sie ihren Augen nicht, standen sie und starrten lange den Greis an; denn sie hielten das Alles für eine geistige Erscheinung. Ehrfurchtsvoll fielen sie auf ihre Knie nieder; aber der liebe Alte riß sie bald aus ihrem Irrthume.

„Fürchtet euch nicht, meine Lieben!“ sprach er mit jener hohen Milde, die ihm immer eigen war, „ich bin Mensch, wie damals, als wir noch beisammen waren, nur in einem andern Kleide. Ich bin nur gekommen, um euch noch einmal zu sehen, ehe ich sterbe, und mich zu freuen, wenn ihr glücklich seid. Die Hand des Höchsten, die über meinem Schicksale waltete, führte mich so wunderbar in eure Mitte, und nahm mich auf so sonderbaren Wegen wieder von euch, daß euch manche meiner Handlungen noch als Räthsel erscheinen werden. Und diese euch lösen, und euch, ihr Guten! für die Zukunft beruhigen, will ich jetzt. Aber wo sind denn eure Kleinen?“

Man lief sogleich nach den Kindern, die alle neugierig hinter den Häusern und Gartenzäunen lauschten. O was war das für eine Freude, als sie hörten, der liebe Vater von den Bergen sei wieder da! Alles rannte nun nach dem Martinsplatze. Aber der laute Jubel der Kinder verstummte plötzlich, als sie anstatt ihres lieben Alten einen stattlich gerüsteten, glänzenden Mann erblickten, an welchem dem ehemaligen Vater nichts glich, als das Haupt. Scheu wollten sie fliehen, aber der Alte rief sie freundlich wieder zurück, redete liebevoll zu ihnen, und sprach: „Kennet ihr mich denn nicht mehr, liebe Kinder; habt ihr mich denn nicht mehr lieb?" Endlich fingen die Kleinen an, wieder etwas zutraulicher zu werden, und schlossen einen engern Kreis um den Alten, der trotz seines eisernen Kleides derselbe Freundliche geblieben war. Auch bei den Erwachsenen kehrte bald die alte Herzlichkeit zurück, und dem Alten wurde so wohl in diesem kleinen Kreise, daß er sich wehmüthig der vergangenen Tage erinnerte, und beklommen ausrief: „O, als ich noch unter euch war, da war ich doch viel glücklicher, als jetzt!"

„Ihr könnt euch davon nicht überzeugen," fuhr er fort, „aber es ist dem doch so. Wie oft habt ihr schon manchen großen, mächtigen und reichen Mann beneidet, und euch an seine Stelle gewünscht! Aber glaubet es mir, Geld und Gut machen den Menschen nicht glücklich, und in manchem Palaste wohnen Zwietracht, Unzufriedenheit, Neid, Haß und Leiden, die der in niederer Hütte gar nicht einmal ahnet. Täuschet euch nicht damit, wenn ihr sprecht: „O wenn ich Geld hätte, wie wollte ich Arme unterstützen, und von meinen Reichthümern den edelsten Gebrauch machen!" Denn das ist oft nur die Sprache eurer Selbstliebe, und würdet ihr reich, ihr würdet dennoch nicht zufrieden sein und eure Wohlthätigkeit beschränken, immer mehr

begehren, oder im entgegengesetzten Falle durch unkluge Verschwendung euch und Andere unglücklich machen. O nichts ist schwächer und unbeständiger, als der Mensch in seinen Vorsätzen; davon gab uns Jesus die eindringlichste Lehre. „Petrus," sprach Er zu Seinem Freunde, der kurz zuvor geschworen hatte, Ihm bis in den Tod zu folgen, „Petrus, ehe der Hahn zweimal krähet, wirst du mich dreimal verläugnen!" Petrus glaubte das nicht, bis der sanfte, wehmüthige Blick des Heilandes seine Seele wie ein Dolch durchdrang. — Glanz und Reichthum wünschen sich die Meisten nur, um frei von allen Plagen gemächlicher leben zu können. Allein dazu ist der Mensch ja nicht auf der Welt, dazu braucht er keinen unsterblichen Geist; denn essen, trinken, schlafen kann ja auch das Thier. Der Zweck des Menschen ist höherer Art: er soll alle Kräfte aufbieten, auf seiner kurzen Reise den Schöpfer und Seine Werke immer mehr zu erkennen, Ihn immer mehr zu lieben, und so stets frömmer und weiser zu werden; er soll alle Kräfte aufbieten, sein Herz zu bessern, und gemeinschaftlich zu diesem Zwecke mit allen Menschen arbeiten. Nur ein reines, tugendhaftes Herz kann euch wahrhaft glücklich machen, ein frohes, trauliches Leben im Kreise guter Menschen eure Ruhe und euer Wohl wahrhaft begründen."

„Aber wie habt ihr denn in dieser langen Zeit gelebt? Seid ihr frömmer und besser und bräver geworden, habt ihr auch meiner gedacht?" setzte der Greis nach einer Pause hinzu, indem er sich zu den Kindern wandte.

Enger drängten sich alle um den guten Alten, und riefen einmüthig: „O Vater, wir haben alle Tage den lieben Gott in deinem Kirchlein gebeten, daß Er dir es recht wohl gehen lassen, und dich uns doch recht bald wieder schenken wolle! Wir freuen uns recht sehr, daß

du wieder bei uns bist! Nicht wahr, du gehst jetzt nicht mehr von uns?" Auch die Eltern kamen nun, und suchten ihrem Wohlthäter ihre Dankbarkeit auf alle mögliche Art auszudrücken, und ihn zu bewegen, daß er wieder in ihrer Mitte bliebe.

„Beruhigt euch, meine Lieben," entgegnete der Alte. „Höret zuerst die merkwürdigeren Umstände meines Lebens, und dann werdet ihr sehen, was mir zu thun obliegt. Und auch euch, meine theuern Gefährten," fuhr er fort, zu den Rittern sich wendend, „wird so Manches deutlicher werden, worüber bis jetzt noch immer tiefes Dunkel schwebte. Die Zeit ist gekommen, in der jeder Nebel schwindet, und die Wahrheit wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit an's Licht treten darf. Wunderbar und rauh sind die Wege, auf denen mich der Ewige durch dieß Leben führte; aber meine Hoffnung auf Seine Liebe war felsenfest, und mein Vertrauen unerschütterlich, und die Folge hat es mir unzähligemal bewiesen, daß Seine Vaterliebe mich schützend begleitete, und mich nie untergehen ließ in Noth und Gefahren. Laßt mich also noch einmal in mein vergangenes Leben zurückgehen, und uns da Belehrung und Trost für die kommenden Tage sammeln."

5. Eine gute Erziehung ist das beste Geschenk des Himmels.

Freudig schloß des Abends die ganze Versammlung einen Kreis um den Alten; lautlose Stille herrschte ringsum, und Aller Augen waren auf den geliebten Freund geheftet, der nach einer Pause also anfing:

„Graf Hugo von Ilmenthal war der reichste und tapferste Ritter weit und breit, aber rauh, wild und unempfindlich gegen alle sanftern Gefühle der Menschenfreuden. In Gesellschaft seiner eben so rauhen Kampf-

genossen hatte er unter Krieg, Jagd und Zechgelagen schon seinen vierzigsten Geburtstag gefeiert, ohne sich in dieser langen Zeit um eine ehrsame Hausfrau zu bewerben. Deß freuten sich seine habgierigen Verwandten im Herzen, und bestärkten ihn wo möglich noch mehr in dem Vorsatze, unverheirathet zu bleiben, da sie, im Falle er ohne Kinder stürbe, die einzigen Erben seines ungeheuren Vermögens waren.

Der Graf gab dem Rathe dieser Falschen geneigtes Gehör, bis endlich ein Vorfall ihn gänzlich andern Sinnes machte. Sein Verwalter war ihm nämlich mit einer sehr ansehnlichen Summe Geldes davongegangen, und hatte das Hauswesen in der größten Unordnung zurückgelassen. Das wurmte ihn gewaltig, und als ihm vollends noch der Burgkaplan, ein edler, liebenswürdiger Mann, der mit blutendem Herzen die Verwirrungen sah, die Nothwendigkeit vorstellte, seinem Hause eine treue, sorgende Mutter, und so demselben durch sie Friede und Glück wieder zu geben — da stand sein Entschluß fest, sich um eine Hausfrau umzusehen. Er fand unter den vielen edlen Töchtern des Landes bald ein Fräulein, das nach seinem Sinne war, und brachte sofort seine Bewerbung bei dessen Eltern an. Der mächtige Graf von Ilmenthal war natürlich ein sehr willkommener Schwiegersohn, und so wurde denn die Vermählung kurz darauf mit fürstlicher Pracht vollzogen.

Bertha von Waldenfels, so hieß die Gräfin, war das frömmste und blühendste weibliche Wesen des ganzen Gaues. Sie war, als sie sich vermählte, erst neunzehn Jahre alt, und rein und unschuldsvoll, wie ein Engel. Mit Geduld ertrug sie die Launen ihres mürrischen Eheherrn, der auch wirklich einen großen Theil seiner Wildheit ablegte, und sie bald herzlich zu lieben anfing. Nach Verlauf eines Jahres wurde ihm ein Söhnlein ge-

boren, und nun war die Freude in Ilmenthal ohne Grenzen. Der Graf bat alle Ritter des ganzen Gaues zur Tauffeierlichkeit, und nannte sein Söhnlein Adalbert. Das ist die Geschichte meiner Geburt, denn dieses Söhnchen war niemand Anderer, als ich selbst. Die einzige Freude meines Vaters war nun ich und meine Mutter. Er sprang abwechselnd bald von seiner Gattin zu seinem Kinde, bald von diesem zu jener. In ungetrübter Ruhe verflossen meinen Eltern die Jahre wie Minuten, und ihr ganzes Wünschen und Hoffen war allein auf mich gerichtet.

Aber die Verwandten meines Vaters sahen jetzt mit einem Male alle ihre mühsam errichteten Plane zertrümmert, und ihr ganzer Haß traf daher mich und unsern alten Burgkaplan. Sie hatten uns Beiden unversöhnliche Rache geschworen, und sannen nur auf Mittel und Gelegenheit, sie ungehindert an uns üben zu können. Allein der kluge Burgkaplan durchschaute ihre tückischen Herzen, und wachte von da an mit verdoppelter Aufmerksamkeit über mein Wohl, lehrte mich den lieben Gott kennen, und gab mir Unterricht im Lesen und Schreiben. Mein Vater theilte seine Stunden in die Jagd und den Unterricht, den er mir in allen ritterlichen Uebungen gab, und war seelenvergnügt, wenn ich mich, das kleine hölzerne Schwert in der Hand, wacker mit meinen Kameraden herumbalgte, und dann meistentheils den Sieg errang.

So hatte ich den sechzehnten Sommer erlebt, und entsprach den Erwartungen meiner Eltern über die Maßen, denn ich war feurig und kühn, und gut und fromm trotz allen Bemühungen meiner Todfeinde, die ihr Wesen im Verborgenen trieben, und jeden Keim des Guten in meinem Innern zu ersticken suchten. Nur der Stolz, der alle Niedern verachtet, und der mir von meinem Vater eingepflanzt wurde, war ein Flecken meines Herzens, den mein

alter Lehrer vergebens zu tilgen strebte, und den Bösewichter unter der Larve der Freundschaft benützen wollten, um mich zu verderben. Aber der Allmächtige bewahrte mich väterlich mitten unter dem Laster, und machte alle Anschläge der Bosheit zu Schanden."

6. Habsucht und Neid zerstören jahrelanges Glück dreier Menschen.

„In heiterster Stimmung saß eines Tages mein Vater im Lehnstuhle, und entwarf mit seiner lieben Hausfrau, die emsig an der Kunkel spann, die rosigsten Pläne hinsichtlich meiner, der ich eben glühend die Thaten meines Großvaters angehört hatte, und mit einem: „O lieber Vater, du wirst sehen, ich werde auch so brav!" von seinem Schooße sprang. Da trat plötzlich der Burgvogt in die Stube, und sprach zu meinem Vater: „Edler Herr! der Pater Anselm" (so hieß der Burgkaplan) „läßt Euch seinen Gruß vermelden. Er ist plötzlich unpäßlich geworden, und bittet Euch, ein wenig zu ihm hinaufzukommen; er habe wichtige Dinge mit Euch zu sprechen."

Mein Vater begab sich sogleich in die Zelle des Paters. Dieser lag äußerst entkräftet auf seinem Lager, und begann, sobald er meines Vaters ansichtig wurde, also zu sprechen: „Gott grüß' Euch, edler Herr! Ihr seht, ich bin sehr matt, und dürfte vielleicht nicht mehr lange zu leben haben. Ich habe Euch Dinge von Wichtigkeit zu entdecken, die Eure und Eures ganzen Hauses Ruhe betreffen. Eine lange und vielfache Beobachtung hat mich überzeugend belehrt, daß es Eure Freunde mit Euch und Eurem Kinde nicht so redlich meinen, als Ihr vielleicht glauben möget. Sie warten auf Euren Tod, um als einzige Erben Euer Vermögen theilen zu können, nach welchem ihnen schon lange lüstete. Noch hätte ich Euch von meinem

Verdachte keine Sylbe erzählt; allein die Furcht, meine jetzige, so bedenkliche Krankheit möchte mir später nicht mehr Zeit und Gelegenheit lassen, Euch von diesem Ungewitter einen gutgemeinten Wink geben zu können, löste mir die Zunge. Das heimliche Beieinandersein dieser Menschen, das scheue Auffahren, sobald Ihr hinzutretet, ihr unstätes Auge, das den offenen Blick des redlichen Prüfers nicht ertragen kann, macht ihre Handlungen verdächtig; heimlich ab- und zugehende Boten, und die Schamlosigkeit, mit der sie Euern jungen Knaben, sobald seine Arglosigkeit ihn zu einem Eurer Verwandten führt, zum Hochmuthe, zum Ungehorsame und zur Lüge zu verleiten suchen, wie ich oft voll tiefer Entrüstung beobachtet habe, geben meinen Muthmaßungen Gewißheit. Handelt also klug und vorsichtig, und nehmt Eure Maßregeln dagegen, damit die Reue nicht zu spät komme."

Mein Vater stand wie aus den Wolken gefallen. Er, der bisher auf die Treue seiner Verwandten wie auf einen Felsen gebaut hatte, sollte so lange unter Verräthern gewandelt haben? Davon konnte sich sein argloses, von aller Bosheit weit entferntes Herz nicht überzeugen. Er sah also den ehrlichen Greis nur als einen allzusorglichen, wunderlichen Alten an, und verließ ihn mit den ziemlich kalten Worten: „Ich will die Sache näher untersuchen, und Ihr werdet sehen, daß Ihr zu furchtsam gewesen seid, und Euch gewiß getäuscht habt!"

Allein er fing nun doch dem Thun seiner vermeinten Freunde immer ernstlicher nachzuspüren an, und plötzlich ergriff ihn die Sorge um seinen ihm über Alles theuern Sohn so mächtig, daß er wild und mürrisch tagelang im dunkeln Forste umherzog, und selbst seinem guten Weibe zum Räthsel wurde. Denn er hatte leider die Ueberzeugung gewonnen, daß die Aeußerungen des Alten doch nicht so gerade aus der

Luft gegriffen seien; sein Mißtrauen war daher gegen Jedermann ohne Grenzen.

Eben feierte die jüngere Schwester seiner Hausfrau ihr Vermählungsfest mit einem angesehenen Ritter, und auch meine Eltern wurden dringend dazu geladen. Mein Vater ging sehr ungern, ihm ahnete nichts Gutes, und als er endlich doch nachgeben mußte, nahm er mich zu sich auf's Pferd, um so mich gegen jeden Unfall zu bewahren, und mir schützend immer zur Seite zu sein. Sechs Knappen begleiteten uns. Ach, das war der Unglückstag, den die Bosheit zur Ausführung eines Bubenstückes erwählte, das selbst der Satan nicht höllischer hätte erfinden können! Wir waren schon eine ziemliche Strecke von unserer Burg entfernt, und hatten eben eine einsame Herberge hinter uns gelassen, als das Pferd meines Vaters mit einem Male alle Zügel zerriß, sich wüthend bäumte, und gleich dem Blitze mit uns Beiden durch Dickicht und Gebüsche schoß, so daß mein Vater Löwenkraft brauchen mußte, um sich im Sattel zu erhalten. Vom Pferde zu kommen war nicht möglich, denn es wurde immer wüthender, und suchte sich seiner sonst so sehr gewohnten Bürde aller Orten zu entledigen. Ich klammerte mich fest an meinen Vater, der sich dem Schutze des Himmels empfahl. Plötzlich stieß er mit dem Kopfe so heftig an einen Baumast, daß Besinnung und Athem von ihm wichen. Die Knappen hatten uns unterdeß zwar zu ereilen gesucht, allein durch das Dickicht dem scheu gewordenen Rosse nachzukommen, war ganz unmöglich, und in einem Nu waren wir aus ihren Augen verschwunden.

Betäubt von dem heftigen Stoße verlor mein Vater das Gleichgewicht, blieb im Bügel hangen, und wurde von dem Rosse über Stock und Stein geschleift, bis dieses todt niederstürzte. In solchem Zustande fanden ihn des andern Tages einige Köhler. Anfangs hielten sie ihn für

todt; als sie aber doch noch Leben in ihm zu spüren glaubten, nahmen sie ihn nach ihren Hütten, und pflegten seiner dort so gut sie es vermochten. Er fing zwar wieder zu athmen an, allein ein heftiges Wundfieber raubte ihm die Besinnung. Sobald er nur einigermaßen wieder seiner sich bewußt war, war die erste Frage nach seinem Kinde. Natürlich wußten ihm die Köhler nichts darauf zu antworten; da liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen, er faltete die Hände, und jammerte: „O mein Kind, mein armes Kind!" Von namenlosem Leibes- und Seelenschmerz überwältigt, sank er auf sein Lager zurück. Endlich war es doch den Leuten, die ihn pflegten, gelungen, seinen Namen auszuforschen, und es machte sich einer von ihnen sofort auf den Weg nach Ilmenthal, um den Burgbewohnern das Schicksal ihres Herrn zu verkünden.

Dort befand sich Alles in der größten Unordnung. Meine Mutter war bei der Schreckensnachricht von dem Unglücke ihres Gemahls ohnmächtig geworden. Und ach, als die ausgesendeten Boten mit der Nachricht zurückkehrten, es sei von ihm und dem geliebten Kinde in der ganzen Gegend nicht die geringste Spur vorhanden, da sank die Aermste abermals sinnlos zu Boden. Sie erholte sich zwar wieder, aber ihr Verstand war zerrüttet. In gänzlicher Geistesverwirrung durchweinte sie einige Tage, und verschwand dann plötzlich aus der Burg, ohne daß man erfuhr, wohin sie gekommen. Die Getreuen meines Vaters trauerten, und wahrlich, sie hatten Grund genug dazu! Meines Vaters Schwestersohn, Ritter Ulrich von Bendleben, hatte die Herrschaft einstweilen übernommen, drückte Alle mächtig, am meisten aber den alten Burgkaplan, den er als seinen Todfeind haßte, und mit Seufzen beugte man sich unter das bisher Allen ganz fremde Joch der Ungerechtigkeit und Tyrannei.

So standen die Dinge auf Ilmenthal, als der Bote die Nachricht von dem Leben meines Vaters dorthin brachte. Denkt euch daher die Freude der ganzen Burg bei dieser Kunde! Man bot Allem auf, den Grafen so sanft als möglich nach seiner Burg zu bringen, die eine ganze Tagreise von seinem jetzigen Aufenthalte entfernt lag. Hier, wo ihn Alles wie einen Vater liebte, wurde nun, die üblen Folgen des Sturzes zu beseitigen, mit zärtlicher Sorgfalt jegliches Mittel in Anwendung gebracht, welches die damalige, freilich noch in sehr engem Kreise sich bewegende Heilkunde an die Hand gab; aber die erlittenen Verletzungen waren zu bedeutend, so daß es sich nur langsam zum Besseren wandte. Und als mein Vater, kaum in etwas genesen, das schreckliche Schicksal von Frau und Kind erfuhr, brachte diese Trauerkunde ihn auf's Neue dem Tode nah'. Sein starker Körper siegte aber zuletzt doch, und er konnte das Krankenzimmer endlich, dem Scheine nach vollkommen hergestellt, wieder verlassen. Nur eine düstere Schwermuth wich nicht mehr von ihm, und machte ihn mürrisch und menschenscheu.

Es war eine stürmische, finstere Wetternacht; ein rauher Nord pfiff schneidend durch die einsamen Hallen, und die verrosteten Wetterfahnen auf den Thürmen knarrten so schaurig darein, als zankten sie mit dem Sturme. Da trieb es meinen Vater hinaus in den freien Burgraum. Denn solch eine schauerliche Nacht harmonirte so ganz mit seinem gebrochenen Herzen, dem kein Strahl der Freude mehr leuchtete. Versunken in trübes Hinbrüten, hatte er sich unvermerkt in einen der entferntesten Winkel des Burghofes verloren, als er an einem Seitenpförtchen ein leises Klopfen hörte. Er glaubte Anfangs, sich getäuscht zu haben, und schlich näher hinzu; da klopfte es abermals ganz vernehmlich, und eine leise Stimme von außen rief: „Ritter Ulrich, seid Ihr's?"

Und es wurde dem Burgherrn ganz wunderlich zu Muthe. Unwillkürlich schob er den verrosteten Riegel, vom Pförtchen, und fragte: „Was willst du?“ Die Stimme von außen antwortete: „Einen Gruß von Eurem Vetter, dem Ritter Ludlof. Er schickt Euch hier den versprochenen Brief; habt Ihr ihm etwas darauf zu antworten, so trefft Ihr mich morgen zu dieser Stunde wieder hier.“ „Gut,“ murmelte mein Vater zwischen den Zähnen, nahm den Brief, der ihm durch das Pförtchen gereicht wurde, und schob den Riegel wieder vor.

Mit einem seltsamen Bangen hielt er das Schreiben in der Hand; ihm graute vor dessen Eröffnung. Er beschloß auch damit bis zum Morgen zu warten; aber es war ihm dann wieder, als ob eine innere Stimme ihn unablässig dazu aufforderе, so daß er endlich zum Kämmerlein des Burgkaplans hinaufstieg, ihn aus dem Schlafe pochte, und sich den Inhalt des Schreibens von ihm entziffern ließ.

Ach, dieser war so schrecklich, daß dem ehrwürdigen Priester die Thränen in die Augen traten, und der Burgherr vor Wuth krampfhaft zuckend auf einen Stuhl zurücksank! Der Brief lautete:

„Freuet euch, Vetter! Alles geht gut von Statten, „und am Ende sind wir doch noch Sieger auf dem Platze. „Unserm Uebereinkommen gemäß empfanget Ihr heute, wo „ich meine neuerdings angestellten sorgfältigen Erkundi„gungen beendet habe, genaue Nachrichten über den Ver„lauf der ganzen Sache. Ihr werdet wohl vor Allem „wissen wollen, wie mir jenes Meisterstückchen gelang? O „hört nur; auf die leichteste Art von der Welt! Der „wackerste meiner Buben, Eppo, praktizirte dem Rosse „des alten Ilmenthal, der immer seinen Buben vor „sich sitzen hatte, ein Stücklein glimmenden Zunders, in

„ein Baumblatt gewickelt, in die Ohren, und machte die „Zügel etwas schadhaft. Kaum empfand der Koller die „höllische Gluth, als er wüthend die Zügel zerriß, und mit „Windesschnelle waldeinwärts durch Gebüsch und Dornen „rannte, wo er, wie ich wohl berechnet hatte, seine Reiter „abstreifte. Vom jungen Grafen ist seit jener Zeit, sechs „Meilen in der Runde, nicht die geringste Spur mehr zu „finden; sicher ist er eine Beute der wilden Thiere geworden. Den Alten dagegen, dessen Namen und Burg die „Köhler sehr zur Unzeit erfuhren, hat jener Spazierritt jedenfalls dermassen zusammengearbeitet, daß er den nächsten „Sommer kaum erleben dürfte, wenn er auch für den Augenblick wieder etwas zusammengeflickt ist. Sein Weib, sollte „es ja noch irgendwo zum Vorschein kommen, muß dann in's „Kloster, und wir sind die unumschränkten Herren des lang „ersehnten Mammons. Hütet Euch aber ja vor dem alten „Burgkaplan, der, wie Ihr mir schreibt, schon lange etwas „gemerkt, und Euern Alten so mißtrauisch gemacht hat „gegen Alles, was ihn umgibt. Schreibt mir doch bald, „wie ich mich ferner zu verhalten habe, und beschließt das „Ende gut!"

Das war zu viel für meinen Vater! Wüthend sprang er vom Stuhle auf, riß den Brief aus den Händen des Paters, rannte mit dem Ausrufe: „O ihr menschlichen Teufel, wartet, ich will euch die Sache enden, daß ihr rasend werden möchtet; will euch zeigen, daß noch Kraft und Muth genug in den Adern des alten Hugo rinnt, um ein Dutzend solcher Buben zu erwürgen!" die Treppe hinab, und stürzte mit blankem Schwerte nach dem Gemache Ulrich's, das aber fest verschlossen war. Mit der Kraft eines Jünglings sprengte mein Vater die Thüre, und fand — das Nest bereits leer.

Der treulose Bösewicht war eben auf dem Wege nach

dem Pförtchen, als er den Riegel knarren hörte, und einen Mann mit einem Papier in der Hand auf sich zukommen sah. Erschrocken trat er in eine Halle zurück, und bemerkte mit Entsetzen, daß das Schreiben, von dem nur er allein wissen sollte und durfte, in die Hände des Burgherrn gerathen sei. Den Inhalt des Briefes und die Folgen desselben ahnend, fand Ulrich es am gerathensten, sich im nämlichen Augenblicke noch aus dem Staube zu machen. Er raffte das, was in der Eile sich mitnehmen ließ, zusammen, und wollte eben zu jenem geheimen Pförtchen, da begegnete ihm der Burgvogt mit einem Windlichte.

„Aber um des Himmels willen, wo wollt Ihr so spät noch hin, edler Ritter?“ rief dieser ihm zu.

„Zum Klausner dort unten im Walde,“ erwiederte der Schnellgefaßte, „er versteht die Heilkunst trefflich. Der Graf hat Anfälle von Tobsucht. Haltet mich nicht länger auf!“

„Gott sei dem guten Herrn gnädig! Und davon sagt Ihr uns keine Sylbe? — Steht es gefährlich mit ihm?“

„'S kann sein!“ Mit diesen trockenen Worten war Ulrich schnellfüßig zum Pförtchen hinaus.

„Hm,“ brummte der Burgvogt, „und das sagt er so gleichgültig? Der lacht und schmaust, wenn der Burgherr krank ist, und wir Alle trauern; und hängt den Kopf, und sieht keinem ehrlichen Manne gerade in's Gesicht, wenn dem Burgherrn wohl ist, und wir uns Alle freuen.“ Solchen Betrachtungen sich hingebend kam er zu seinem Herrn, den er noch in dem geöffneten Gemache Ulrich's fand, wie er in alle Winkel mit dem scharfen Schwerte stieß, so daß er ihn in der That für wahnsinnig hielt. Tröstend sprach er zu ihm: „Beruhigt Euch doch, edler Herr! Der Ritter ist so eben fort, und holt einen Arzt, der Euch wieder gesund machen wird.“

„Also ist der Schurke doch entkommen! Auf! auf!

Gesattelt! Ihm nach, und sei es bis an's Ende der Welt!" schrie mein Vater, daß die ganze Burg wiederhallte. Alles fuhr erschrocken aus dem Schlafe, und griff zu den Schwertern; aber Niemand wußte, wo es eigentlich damit hinaus wolle, bis ihnen der alte Priester, der sorgenvoll seinem Herrn nachgeeilt war, den Zusammenhang der Dinge erklärte.

In ein paar Minuten waren sämmtliche Mannen schlagfertig, und nun ging es rasch in's Freie. Die ganze Gegend wurde umzingelt, jedes Gebüsch durchsucht; aber Alles schien vergebens. Schon röthete die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Wipfel der Bäume, der Bösewicht war und blieb verschwunden.

Doch das Maß seiner Schandthaten war voll, und die Rache ereilte ihn da, wo er es am wenigsten vermuthete. Eben ritt mein Vater mit seinen Begleitern um die Ecke einer Felsenwand, als ein aus der Tiefe ertönendes klägliches Wimmern sie seitab lockte. Sie gingen dem Schalle nach, und fanden — man denke sich ihr Staunen! — den Ritter, welchen sie die ganze Nacht gesucht hatten, schwer verwundet am Fuße des Felsens liegen, von dem er ohne Zweifel herabgestürzt war.

Wüthend setzte ihm mein Vater das Schwert auf die Brust, und schrie: „Ha, Satan, nun bist du in meiner Gewalt! Sag' an, wo ist mein Weib, wo mein Kind, oder ich schicke dich in diesem Augenblicke zur Hölle!"

„Ach, erbarmt Euch meiner!" winselte der Schändliche. „Das weiß ich eben so wenig, als Ihr. Aber habt Mitleid mit mir! helft mir, ich büße schrecklich!"

„Hast du Erbarmen gefühlt, als du den teuflischen Entschluß faßtest, mich, mein gutes Weib, mein armes Kind zu morden des elenden Goldes willen?" entgegnete mein Vater mit von Zorn und Wehmuth halb erstickter Stimme. „Was hatte ich dir gethan, daß du die Ruhe

und das Glück meines Lebens zernichtetest? Aber ich will dich nicht richten nach Recht und Verdienst, sondern überlasse dich deinem Schicksale!" Und damit schwang er sich auf's Pferd, und sprengte mit seinen Gefährten auf Ilmenthal zu. Nach und nach legte sich jedoch das Toben und Stürmen in seiner Brust, sein Biedersinn gewann wieder in vollem Maße die Oberhand. Und eingedenk der Worte seines göttlichen Heilandes: „Liebet eure Feinde, thut Gutes Denen, die euch hassen!" gebot er dreien Knechten: „Reitet zurück, und bringt den kranken Ritter auf meine Burg! Er ist jetzt ein Unglücklicher, also mein Feind nicht mehr. Möge man seiner mit aller Liebe pflegen, und ihr haftet mit eurem Kopfe dafür, daß ihm indeß kein Leid geschieht!"

Und wirklich fing Ritter Ulrich durch die sorgsame Pflege, welche sein Wohlthäter, den er mehr als dreimal gemordet hatte, ihm angedeihen ließ, nach und nach sich wieder zu erholen an. Die Wangen des Burgherrn dagegen bleichten von Tag zu Tag mehr, und das Feuer seiner Augen war erloschen. Die Wunden, die er einst empfangen hatte, als er vom Rosse geschleift worden war, bluteten neuerdings, und blaß und abgemagert wankte er dem Grabe entgegen.

Es war Mitternacht, und der jetzt wieder völlig genesene Ritter wälzte sich, sein bisheriges Leben überdenkend, schlaflos auf seinem Lager. Da knarrten die Angeln der Thüre, und eine lange, hagere Gestalt, die unter dem Arme mühsam einen Sack zu tragen schien, trat herein. Langsam schritt sie auf ihn zu, und die tiefliegenden Augen funkelten wie glühende Kohlen. Schauder ergriff Ulrich bei diesem Anblick; aber man denke sich sein Entsetzen, als er in dieser abgezehrten Gestalt seinen Wohlthäter erkannte! Zitternd stammelte er: „Was willst du?" Denn sein böses Gewissen, das in ihm wie eine Hölle tobte, ließ in dieser

Schreckensgestalt ihn den Rächer seiner Schandthaten, den Geist des edlen Grafen sehen.

Doch die Gestalt antwortete mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme: „Fürchte nichts, ich bin kein Geist! Aber nur ein schwacher Faden ist's, der mich noch an dieser Erde hält; bald wird der Ruf erschallen, der mich vor den ewigen Richter fordert. Und er ist mir willkommen, dieser Ruf; denn jegliche Lebensfreude hast du mir zerstört, und den tödtenden Dolch mir neunfach in's Herz gedrückt. Ich will jedoch den Groll nicht mit in jene friedlichen Regionen hinübertragen, will dich zu retten suchen aus dem Verderben, in das du dich gestürzt hast, will dir Mittel an die Hand geben, die dich vor künftigen Lasterthaten bewahren sollen. Nimm hier, was ich an Baarem liegen habe, die Ursache, um derentwillen du so grausam des Jammers gehäuftes Maß über mich brachtest; es wird hinreichen, dich anständig zu ernähren. Aber flieh' aus diesen Gegenden in ferne Länder, und werde ein wahrhaft besserer Mensch; sonst folgt dir die Strafe auf dem Fuße nach, und sie ereilt dich, wo du es nicht vermuthest!" Bei diesen Worten warf mein Vater den Sack auf die Erde hin, daß das ganze Gemach erzitterte, und wankte dann aus der Thüre.

Ulrich, gerührt von der Hochherzigkeit des Edlen, wollte danken; aber jedes Glied versagte ihm den Dienst. Mit Mühe sammelte er sich, nahm hernach den vollgefüllten Geldsack auf, und schlich sich scheu in den Burghof. Stumm überreichte ihm hier ein Knecht sein Roß und sein Schwert, und floh alsdann eilig, wie vor einem Pestkranken, in die Burg zurück. Selbst die Hunde, die so lange ängstlich winselten, bis Ulrich die Burg hinter sich hatte, schienen den Schurken zu verabscheuen, der bisher mit ihnen unter einem Dache gelebt hatte.

Lange trabte der Ritter, mit sich selbst beschäftigt, achtlos in die weite Welt hinein, und träumte, im Geiste seinen Schatz überrechnend, gar süße Dinge von einer frohen, wonniglichen Zukunft. Die Großmuth meines Vaters war übrigens nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben; seine nichtswürdigen Vergehungen reuten ihn aufrichtig, und er wollte, fest hatte er sich's vorgenommen, auf die Bahn der Tugend zurückkehren. Aber was helfen alle guten Vorsätze, wenn man nicht in der richtigen Weise sie zur Ausführung bringt, wenn man namentlich nicht mit aller Strenge die Gelegenheit meidet, welche uns bisher so oft zum schauerlichen Fall gebracht hat! Noch einmal, ehe er die Gegend gänzlich verließ, wollte Urich seinen Spießgesellen Ludlof sehen, von ihm, mit dem er durch die Tage der Kindheit und Jugend gegangen war, einen Abschied für immer nehmen — und dieß war der Fallstrick, welchen der Satan seiner noch gar schwachen Tugend stellte. Als er auf Ludlof's Burg anlangte, hörte er, daß dieser gleich bei der ersten Nachricht vom Mißlingen ihrer Anschläge entflohen, und bis jetzt keine Spur mehr von ihm zu finden gewesen. Da war es plötzlich mit den guten Vorsätzen Ulrich's vorbei. Das Laster, welches so lange seine ganze Seele beherrscht hatte, die Habsucht, erwachte mit verdoppelter Stärke, und unterdrückte schnell jede bessere Regung. Unter dem Vorwande, das Gut des entflohenen Freundes zu schützen, riß er sofort Ludlof's Besitzungen an sich, und beschloß hier den Tod meines Vaters zu erwarten, um dann seine Ansprüche auf die Erbschaft mit dem Schwerte geltend zu machen.

Einst war er eben, als Pilger verkleidet, auf dem Wege nach Ilmenthal, in dortiger Gegend sichere Auskunft über die Lage der Dinge zu holen; da gesellte sich ein Bettler zu ihm, der ihn auf folgende Weise anredete: „Gott grüß' Euch, lieber Bruder! Ihr geht gewiß nach Ilmenthal, um da zu

erfahren, was der alte Herr macht? — O, da kann ich Euch erfreuliche Dinge melden! Er naht mit Riesenschritten seinem Ende, und dürfte den kommenden Morgen schwerlich mehr erleben. — Ihr staunt? Aber freuet Euch doch, Ihr seid ja dann alleiniger Besitzer des ungeheuern Vermögens!" Da stürzte Ulrich auf den Bettler los, dieser aber wich durch einen geschickten Seitensprung aus, warf das falsche Haar von sich, wischte die braune Farbe aus dem Gesichte, und siehe da, der bereits todt geglaubte Ludlof stand vor ihm!

Mächtig erschrak darüber Ulrich. Er, der Geldgierige, welcher sich im Geiste schon als alleinigen Besitzer der Güter seines Vetters gesehen hatte, er sollte nun alle diese Herrlichkeiten mit einem Zweiten theilen? Das waren die Gedanken, welche sich in seiner Seele durchkreuzten. Doch faßte er sich schnell, heuchelte Freude, und ging mit seinem Helfershelfer wieder zurück, um ihm sein Gut zu überantworten, das er, wie er sagte, einstweilen nur verwaltet hatte. Aber in seinem rettungslos dem Bösen verfallenen Herzen brütete Haß, und ein neuer Mordplan gedieh zur Reife.

Ihr Weg führte sie durch einen finstern, schauerlichen Wald, dessen riesige Bäume wohl seit Jahrhunderten keine Axt berührt hatte. Brüderlich in einander verschlungen wölbten ihre Zweige ein schützendes Dach über dem müden Wanderer, durch das nur selten ein Strahl des Tages drang. An einer Stelle, wo der Weg sich mehr und mehr verengte, blieb der verruchte Ulrich ein wenig zurück, riß dann plötzlich den arglosen Ludlof zu Boden, und stieß den Dolch gegen seine Brust. Aber weit prallte letzterer zurück, denn Jener trug unter seinem Wammse ein Panzerhemd. Wüthend sprang Ludlof empor, warf mit Blitzesschnelle den von seiner Krankheit noch ziemlich entkräfteten Ulrich darnieder, rang ihm den Dolch aus den Händen,

bohrte ihm denselben bis an's Heft in die Brust, und entfloh. Schäumend quoll das Blut aus der Wunde — der Stich hatte das Herz getroffen, und war tödtlich.

Von allen Menschen verlassen, sah sich Ulrich dem Tode nah', und nun rissen die Bande, die ihn bisher am Irdischen festgehalten, mit einem Male. Am Rande des Grabes, wo alle Leidenschaften schweigen, sah er seine Verbrechen in ihrer ganzen schaudervollen Größe, eine schreckliche Ewigkeit that sich auf, in die er im nächsten Augenblicke, mit dem Fluche der Menschheit beladen, treten mußte, und Verzweiflung wüthete in seinem Herzen. Zuckend wälzte er sich in seinem Blute und starb.

Schrecklich oft, aber immer gerecht, sind die Gerichte des Herrn. Laßt uns, liebe Kinder! mit heiligem Beben die Fügungen des himmlischen Vaters anbeten, der den Bösewicht so sicher erreichte, ihn da den Tod finden ließ, wo er solchen einem Andern bereiten wollte. Aber laßt uns zugleich den Vater bitten, daß Er uns Kraft verleihe, die guten und heiligen Vorsätze und Entschlüsse, welche wir bei so manchen vom Allbarmherzigen gebotenen Gelegenheiten fassen, auch im Leben auszuführen und zu bethätigen, damit wir, vom Segen der Menschheit begleitet, heitern Angesichtes und unerschrocken dem Gerichte einer andern Welt entgegensehen können, und unser Ende nicht so schrecklich sein möge, wie das des lasterhaften Ulrich.

Aber wahr gesprochen hatte Ludlof; mit meinem Vater ging es täglich schlechter, so, daß er endlich das Lager nicht mehr verlassen konnte.

An einem herrlichen Sommerabende ließ er sich an's offene Fenster tragen, und die laue, sanfte Abendluft erquickte ihn sichtbarlich. „O wie danke ich dem guten, guten Vater da oben für die Wohlthaten, die Er mir auch in meiner Todesstunde noch gewährt! Mir ist so wohl, —

o rufet doch noch alle die Guten herauf, die mir im Leben treu geblieben, auf daß ich ihnen noch ein Lebewohl sage!" So sprach mein Vater, sanft vom Arme des ehrwürdigen Burgkaplans unterstützt, dem heiße Thränen über die Wangen rollten, und sein Befehl wurde vollzogen. Leise, auf den Zehen, traten die Burgleute in den Saal; aber tiefe, schmerzliche Rührung hemmte ihre Sprache, als sie ihren lieben Herrn dem Tode so nah' erblickten, während sein bleiches, abgezehrtes Gesicht ihnen freundlich wie sonst entgegenlächelte.

„So lebt denn wohl, Geliebte," sprach er, als Alles um ihn versammelt war, mit schon halb gebrochener Stimme; „erinnert euch meiner, und betet für mich. Wenn ich euch in frühern Jahren durch meinen rauhen Sinn so manches böse Beispiel gab, euch manche trübe Stunde schuf; o so vergebt einem Sterbenden Fehler, die er so sehr bereut, so gerne wieder gut machen möchte, wenn es möglich wäre! Herzlich danke ich euch für die Liebe und Treue, mit der ihr mich durch dieß Leben geleitet habt. Es ist für Jedes von euch gesorgt, daß Keines je Noth und Mangel leide. Und so wäre denn mein Haus hienieden bestellt, und ich bin nun bereit und gerüstet, freudig dem Rufe zu folgen, der mich vor den ewigen Richter fordert. Aber weinet nicht, ihr Guten! Dort werden wir uns Alle, ich hoffe es, wiederfinden, dort in jenen seligen Gefilden, wo keine Thräne mehr fließt, wo Glück und Friede unvergänglich wohnen!" So sprach mein Vater, und reichte Jedem noch die Hand.

Schluchzend nahmen Alle Abschied von ihrem heißgeliebten Herrn, welchen das viele Sprechen sehr erschöpft hatte. Er wünschte auf sein Lager gebracht zu werden, wo ihn auch sogleich ein sanfter Schlummer überfiel. So war es endlich Mitternacht geworden. Da schien dem sorglichen Priester der Schlaf zu lange zu währen; er ergriff sanft die

Hand meines Vaters, — ach, der Edle war nicht mehr! Wehklagen erscholl durch die ganze Burg, unter allen Unterthanen, und Thränen aufrichtigen Schmerzes flossen auf seine Leiche. O wie schön ist es doch, so zu sterben! wie sanft muß sich's ruhen im kühlen Schooß der Erde, wenn gute Menschen uns beweinen und unsere Asche segnen!

Arm und hülflos erblickt ihr das Licht der lieben Sonne, wißt noch nicht, daß ihr lebt; seid zu schwach, auch nur zu fliehen vor Gefahren, die euch drohen, zu ohnmächtig, eure Nahrung zu finden. Wenn nun die gute Mutter nach zahllos durchwachten Nächten, nach tausendfachem Kummer euch zu einem menschlichen Wesen herangebildet hat, dann stürmen verführerische Lockungen von allen Seiten auf euch ein, und winken, ihr sollet ihnen folgen, und Vergnügen und Freude ernten. Aber sie führen euch trüglich zur Erde zurück, woher ihr eben gekommen seid — in's Verderben. Und so wäret ihr verloren, schrecklich euer Ende, wenn ihr folgen würdet. — Doch ein freundlicher Engel ist euch beigegeben, der eure Blicke hinauf zum Himmel lenkt, euch liebend lehrt: ihr seid zu etwas Höherem bestimmt, als das Thier, welches, zur Erde niedergebückt, da allein seine Nahrung und seine Freude sucht. Freilich müßt ihr euch dann auch losreißen von den Trieben nach dem Sinnlichen, nach dem Bösen, nach der Erde, — ihm, dem Engel, willig folgen, der euch den steilen Weg zur Vollkommenheit zeigt. Er lobt euch, wenn ihr muthig seiner Leitung folgt, gut und heilig lebet; er warnt und tadelt euch, wenn ihr abwärts steiget und Böses thut. Hörbar ist euch Allen seine Stimme; ach, daß ihr stets auf sie achten, und niemals blindlings nur euren Begierden folgen möchtet! Am Grabe, wo wir die Erde mit allen ihren Freuden verlassen und von Allem scheiden müssen, was uns hienieden lieb und theuer, da werden wir die Stimme dieses Engels

wieder hören. Aber wehe dem, der sie da erst hört; sie wird ihm schrecklich sein! Er ist zum hohen Ziele, das ihm gesteckt war, zur Tugend und Vollkommenheit, nicht emporgestiegen, er ist herabgesunken tief unter das Thier — in's Laster, in's Verderben. Vernichtung wäre Wohlthat für ihn; doch sein Geist wird ewig leben, und ewig auch grenzenlos unglücklich sein. Denn dort, im Reiche der Wahrheit und des Lichtes, kann er sich dem ewig Reinen nicht nahen, Gott hat ihn für immer von Seinem Angesichte verworfen. Wie hier das Leben, so einst dort der Lohn. — Der Engel, meine Lieben! den ich meine, ist das Gewissen. Dieser innere Richter zeigt euch deutlich, was gut oder böse ist. Trauet seiner Leitung, und fliehet das Böse, vor dem er euch jederzeit so eindringlich warnet. Wachet über euer Herz! Ach, wie Mancher glaubte so fest zu stehen; da kam ein unbewachter Augenblick, der Sirenengesang der Sünde übertäubte die Stimme des Gewissens — und der Mensch fiel, fiel so tief, daß keine Rettung mehr aus dem Abgrunde für ihn war!"

7. Nach Regen folgt Sonnenschein, nach Stürmen heitere Ruhe.

„Ihr werdet euch noch zu erinnern wissen," fuhr der Alte in seiner Erzählung fort, „daß mich mein Vater an jenem unglückseligen Tage, der endlosen Jammer über meine Familie brachte, im Gehölze verlor. Als damals der Stoß eines Baumastes ihm die Besinnung raubte, und er vom Pferde fiel, wurde ich lange mit fortgeschleppt, da mein Vater, obwohl betäubt, seinen Arm so fest um mich geschlungen hatte, daß es unmöglich war, sogleich zu entkommen. Endlich aber ließen seine Kräfte nach, und ich blieb, aus mehreren Wunden stark blutend, bewußtlos liegen.

Als ich meiner Sinne wieder mächtig war und mich

so elend und verlassen in dem weiten Walde sah, da ging es mir gewaltig zu Herzen, und ich fing bitterlich zu weinen an. Es war auch mein Zustand in der That ein schrecklicher! Weit von jeder menschlichen Hülfe entfernt, mußte ich fürchten, eine Beute der Wölfe und Bären zu werden, die es in diesen Wäldern so häufig gibt, oder dem qualvollen Tode des Hungers zu erliegen. Denn der starke Blutverlust hatte mich so sehr entkräftet, daß es mir unmöglich war, mich von der Stelle zu bewegen. O wie sehnte ich mich wieder heim in's Vaterhaus! Wie viele Wohlthaten genoß ich da, die ich bisher gar nie für solche erkannte! Wie hülflos war ich jetzt, wo kein liebender Vater, keine gute Mutter um mich waren, die für mich sorgten, meiner warteten!

O Kinder! Ehret eure Eltern von ganzem Herzen und aus allen Kräften, und folgt ihnen gern und freudig; suchet ihnen dadurch einen Theil jener überschwänglichen Liebe zu vergelten, mit der sie alle Plagen, alle Sorgen, alles Ungemach dieser Erde willig erdulden, um euch gut und glücklich zu wissen. Euer eignes Beste verlangt, daß ihr so handelt. Denn langes Leben und Wohlergehen verheißt Gott den Kindern, die Vater und Mutter ehren im Werke und in Worten und in aller Geduld; diejenigen aber, die ihren Eltern ungehorsam sind und sie verspotten und verachten, sie wird Sein Fluch treffen, und ihre Augen sollen die Bachraben aushacken und die jungen Adler fressen.

In der schrecklichen Noth, die rings mich umgab, betete ich heiß und innig zum Vater im Himmel, und bat um Erbarmung und Hülfe. Ich fühlte mich nach diesem brünstigen Gebete wunderbar erleichtert, und verfiel bald darauf in einen tiefen Schlaf. Ohne daß mir ein Unfall begegnet wäre, schlummerte ich bis weit in den andern Tag hinein, und erwachte erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Ach, der neue Tag schien mir nur neue Leiden zu bringen; denn Hülfe sah ich nirgends! Schmerzlich brannten meine Wunden, meine Sinne waren wie verwirrt, qualvoller Hunger und Durst drückte meine Lebenskraft mehr und mehr darnieder, so daß es mir nahezu unmöglich war, mich nur zu bewegen. Ich blieb daher in dumpfer Betäubung auf dem Platze liegen, wo ich geschlafen hatte.

Eine halbe Stunde mochte ich so gelegen sein, als ich plötzlich Hunde bellen hörte. O wie lebte ich da freudig wieder auf! Ich sah mich schon gerettet, schon zu Hause bei den lieben Eltern, und schrie daher mit Aufbietung meiner letzten Kräfte, um Menschen, die etwa in der Gegend sein möchten, auf mich aufmerksam zu machen. Bald sah ich mich auch von Männern umgeben, die ein sehr wildes Aussehen hatten, und mich in rauhem Tone fragten, wer ich sei, und woher ich komme. Nachdem ich ihnen erzählt hatte was ich wußte, bat ich sie flehentlich, mich doch nach Hause zu führen, zuvor aber mir etwas Speise zu geben, weil ich schon beinahe zwei Tage nichts genossen hätte, und meine Wunden zu verbinden. Die Männer gaben mir etwas Brod und Wasser, legten mir auch einen nothdürftigen Verband an, und lagerten sich dann seitwärts, sehr lebhaft miteinander sprechend. Wie froh war ich um dieses Stücklein Brod und dieses wenige Wasser, das mir nun viel besser schmeckte, als sonst die köstlichste Speise und der herrlichste Wein! Herzlich dankte ich dem guten Gott für diese Labung, und bat Ihn nur, die Herzen dieser Männer zu rühren, damit sie mich bald heim zu meinen Eltern brächten. Ich war im Geiste schon bei meinen Lieben, erzählte ihnen schon, was ich Alles in dieser Zeit gelitten! — Aber der gute Gott hatte es anders beschlossen.

Diese Menschen gehörten zu jener Klasse von Nichtswürdigen, die, zu träge um selbst zu arbeiten, auf Kosten

anderer Menschen leben, und durch Betrügen und Stehlen sich ihren Unterhalt erwerben. Sie freuten sich sehr, mich gefunden zu haben, denn meine Auslieferung mußte ihnen ansehnliche Vortheile bringen. Zu dem Behufe sandten sie auch sogleich einen verkappten Boten nach Burg Ilmenthal, um sich heimlich nach der Lage der Dinge zu erkundigen. Als dieser nun mit der Nachricht zurückkam, daß von dem alten Grafen keine Spur vorhanden, die Hausfrau aber als eine Wahnsinnige entflohen sei; da beschlossen sie, mich mitzunehmen, um in günstigern Zeiten von mir Gebrauch zu machen. Ich harrte täglich auf Befreiung, aber die so sehnlich erwünschte Stunde wollte niemals erscheinen. Lange schleppten sie mich herum, und auf meine unzähligen Fragen erhielt ich nie eine Antwort.

Doch die Räubereien, welche diese Leute mit unerhörter Frechheit fort und fort verübten, hatten die ganze Gegend in Aufruhr gebracht. Georg von Hohenstetten, der Gaugraf, ein vertrauter Freund meines Vaters, schwor ihnen blutigen Untergang, und verfolgte sie Tag und Nacht mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Das Diebsgesindel, worunter ich mich befand, durfte sich nirgends mehr im Freien blicken lassen, und so schleppte es mich denn ein volles Jahr durch alle Schlupfwinkel, und ließ mich endlich zurück, als ihm die Feinde so nahe auf der Ferse waren, daß ich es ihm Fliehen hinderte. So fand mich Ritter Hohenstetten, und von inniger Freude erglänzte sein Angesicht, als er erfuhr, wer ich sei. Er versprach, bis meine Verhältnisse sich geordnet hätten, väterlich für mich zu sorgen, nahm mich dann mit auf seine Burg, und von nun an machte er zwischen mir und seinem einzigen Sohne Konrad keinen Unterschied mehr.

Mein Vater hatte den Bruder meiner Mutter zum alleinigen Erben seines Vermögens eingesetzt, im Falle von

dem Leben seiner Frau und seines Kindes nichts Weiteres in Erfahrung gebracht würde, und mein Oheim hatte die Erbschaft auch schon angetreten. Aber Ludlof, durch die ihm zugefallenen Güter des ermordeten Ulrich übermächtig geworden, vertrieb ihn mit bewaffneter Hand, und setzte sich, kraft des Faustrechtes, in den Besitz der ganzen Herrschaft. So erzählte der auf Burg Hohenstetten sich aufhaltende Geistliche, ein Freund unsers lieben Burgkaplans, der mich auch gleich erkannte, und mir alles Liebe und Gute erwies. Da der Gaugraf, mein Beschützer, zu wenig Macht hatte, um gegen den Bösewicht Ludlof auftreten zu können, das Recht des Stärkern aber damals das allein herrschende war; so wollte er mich zum Rächer meiner Eltern erziehen, und er ließ mich in Allem unterrichten, worin ein mannhafter Kämpe jener Zeit geübt sein mußte. Ich entsprach seinen gehegten Erwartungen auch vollkommen, und schon glaubte er sich mit mir dem Ziele nah'. Nur sollte ich vorerst mit Konrad, dem Sohne meines Wohlthäters, noch eine größere Reise machen, um Geist und Körper vollends auszubilden und abzuhärten.

Wir durchzogen einen großen Theil Europa's, gingen dann nach Asien, in's heilige Land, und kämpften, im Verein mit andern Schaaren gottgeweihter Streiter, da, wo unser Erlöser dreiunddreißig Jahre wandelte, Liebe lehrte, und zuletzt Sein Blut für uns am Kreuze vergoß. Während eines unglücklich ausgefallenen Gefechtes wurden wir von den Sarazenen gefangen, und mußten drei lange Jahre die mühseligsten Arbeiten verrichten, die bei uns nur von Hausthieren geschehen. Endlich schlug die Stunde der Befreiung, und nach unzähligen Mühseligkeiten kamen wir wieder in das geliebte Vaterland. Wir nahmen unsern Weg über Regensburg, wohin wir Aufträge von Leidensgefährten, die noch in harter Gefangenschaft schmachteten, bringen sollten. Längere

Zeit hatten wir hier, wo wir mit größter Gastfreundlichkeit aufgenommen waren, verweilt, und eben schickten wir uns zur Abreise nach der nur zwei kleine Tagreisen noch entlegenen Heimath an. Dort sollte dann das Werk der Rache, nach dem so lange schon meine Seele dürstete, gegen den Räuber meiner angestammten Güter, gegen den Mitschuldigen am Tode meiner theuren Eltern beginnen. Aber ein sonderbarer Zufall, oder vielmehr die Fügung Gottes, der nicht will, daß wir selbst uns rächen, gab meinem Leben plötzlich eine andere Richtung.

Von einem Schmause zurückkehrend, gerieth ich mit Konrad einer unbedeutenden Kleinigkeit wegen in Streit. Wir Beide, leider nicht mehr nüchtern, — ach, wie viel hat das Laster der Trunkenheit doch schon Böses gestiftet! — wurden immer hitziger, bis ich endlich, vom Zorn übermannt, aufsprang, nach meinem Schwerte griff, und wüthend schrie: „Feiger Bube, ich bin der Graf von Ilmenthal!" Konrad ergriff die Flucht, aber Rache glühte in seinem Herzen. Ich suchte am andern Morgen das Unrecht wieder gut zu machen, und er schien mir willig zu verzeihen. Aber der Tückische lieferte mich noch am nämlichen Tage verrätherisch in des mächtigen Ludlof's Hände, und rief mir hohnlachend nach: „Glück auf die Reise, Herr Graf von Ilmenthal!" Er hat dieses sein Verbrechen an der Freundschaft später bitter bereut und gebüßt; Gott wird ihm daher gnädig sein und ihm verzeihen, wie ich es längst gethan habe.

Verrathen von meinem Freunde, verlassen von allen Menschen, schmachtete ich ein ganzes Jahr im tiefsten Kerker auf Ilmenthal. Faules Stroh war mein Lager, hartes Brod und stinkendes Wasser meine Nahrung. Der abscheuliche Ludlof glaubte nun nichts weiter zu fürchten zu haben, und überließ sich ungescheut allen Lastern. Niemals

mehr glaubte ich das Licht der freundlichen Sonne zu erblicken, und hoffte nur auf einen baldigen Tod. Doch die ewige Güte wachte auch im Kerker über mich, und sandte mir Rettung, da ich sie nimmer hoffte.

Eines Tages wurde ich durch ein Geräusch neben mir aus meinem träumerischen Hinbrüten geweckt, und bemerkte, daß sich eine Fallthüre im Boden meines Kerkers öffnete, und eine vermummte Gestalt mit einer Leuchte in der Hand hervorstieg. Sie warf die Hülle von sich, und unser neunzigjähriger Burgkaplan stand vor mir. Das ungewohnte Licht, das seit einem Jahre zum ersten Male wieder in mein Auge drang, blendete mich, und ehe ich noch Alles deutlich zu unterscheiden vermochte, lag der Greis schon an meinem Herzen. „Armer, armer Adalbert," stammelte er, „also muß ich dich wiederfinden! Aber komm', folge mir aus dieser Mördergrube. Hier hauset nur der Auswurf der Menschheit." Ich war zu sehr erschüttert, um nur ein Wort hervorbringen zu können. Willenlos ließ ich mich von ihm leiten, und er brachte mich durch einen geheimen Ausgang in's Freie. Hier überreichte er mir eine große Summe Goldes, die ihm mein Vater auf seinem Sterbebette zur Bewahrung übergeben hatte, und schied mit schmerzlicher Wehmuth. Ach, ich sah den Redlichen nimmer!

Was ich empfand, als ich mich nach so langer Haft das erste Mal wieder unter Gottes freiem Himmel fühlte, das kann nur der begreifen, der sich selbst schon in einer ähnlichen Lage befand. Ich fiel auf meine Knie nieder, und dankte Gott mit heißer Inbrunst für diese große Gnade; aber jeder Durst nach Rache war in meiner Brust erloschen, nur Gott, dem Alliebenden, wollte ich künftig dienen. So zog ich in euer stilles Thal, und fand durch eine lange Reihe von Jahren in eurer Mitte Ruhe und Frieden, die mir sonst nirgends wurden.

In einer heitern Winternacht wurde ich in eine Hütte gerufen, die ein paar Stunden von hier entfernt lag, um einer Sterbenden den Trost der heiligen Religion zu bringen. Ich war so eben am Marienstein vorbei, da schlug die Lawine in euer Thal, und hätte mich bei weniger Eile lebendig begraben. Noch von Sorge und Angst um euch erfüllt, kam ich zur Hütte der Kranken, und fand — meine Mutter. Der gute Vater im Himmel hatte mir den letzten Wunsch gewährt; nun konnte ich ruhig sterben! Zwar lag die Nacht des Wahnsinns noch immer auf ihrem Geiste, aber sie ging mit dem Hauche: „Adalbert!" aus meinen Armen in die lichten Regionen des Friedens, wo jede Nacht, die uns hier umdüstert, weicht, und wo wir uns Alle, nach wohlvollbrachtem Pilgerlauf, einst wiederfinden werden. Das, was ich in der Wohnung meiner Mutter erfahren hatte, legte mir übrigens die heilige Verpflichtung auf: dem Sohne des rechtmäßigen Erben meiner Güter, denn mein Oheim hatte unterdeß das Zeitliche gesegnet, zu seinem Rechte zu verhelfen. Ich ergriff also noch einmal, wiewohl nur sehr ungern, das Schwert.

Mit Hülfe des Schatzes, den der Burgkaplan mir eingehändigt hatte, ward es mir sehr leicht, inzwischen eine Menge Arbeiter zu gewinnen, die in euerm trauten, mir so lieb gewordenen Thale Alles wieder in guten und wohnlichen Stand setzten. Ich muß nun noch einmal fort, um das begonnene Werk zu vollenden, und dann kehre ich zurück, um in eurer Mitte zu sterben."

Hier schloß der Alte von den Bergen seine Erzählung, und was er am Ende derselben versprochen, hielt er treulich. Er kehrte in das Thal zurück, nachdem er mit dem Beistande seiner ritterlichen Gefährten Ilmenthal dem rechtmäßigen Herrn zurückerkämpft hatte, und freute sich noch lange seines stillen Glückes und der Liebe seiner Freunde,

die wonniglich seine alten Tage verklärte. Sanft entschlief er endlich. Heiße Thränen guter Menschen, gewiß das schönste Denkmal, flossen auf sein Grab, und das Andenken des Gerechten blieb für immer im Segen.

7.

Was geht es mich an?

Der kleine Theodor war ein guter Knabe, nur etwas träge, und was ihn nicht nahe anging, damit gab er sich ungern ab. „Was geht es mich an?" pflegte er immer zu sagen, besonders wenn es darauf ankam, irgend einem Fremden einen kleinen Dienst zu erweisen: „ich werde doch den Mann in meinem Leben nicht wieder sehen, oder etwas mit ihm zu schaffen haben."

Sein Vater, ein gottesfürchtiger, rechtschaffener Mann, ein Fabrikant in Breslau, verwies ihm öfter diese Trägheit, diesen Mangel an Theilnahme für alles Fremde. „Wir haben ja alle einen Vater, und unsere Welt ist so klein, daß wir eigentlich Alle Nachbarskinder sind, und gar nicht wissen können, wo wir noch einmal mit einander in Berührung kommen werden."

Der Knabe schüttelte ungläubig den Kopf.

„Du glaubst mir nicht? — Komm' her, ich will dir ein paar Geschichtchen erzählen, die zwar nicht mir selber, doch hiesigen, dir wohlbekannten Einwohnern widerfahren sind."

Flugs holte sich Theodor einen Schemel, setzte sich zu des Vaters Füßen, und schaute ihm erwartend in's Gesicht, denn er war ein großer Liebhaber von Geschichtchen.

„Du kennst den Kriegsrath West?" hub der Alte an.

„Der immer so traurig herumschleicht?"

„Derselbe. Und weißt du auch, warum er so melancholisch ist?"

„O ja, er hatte eine liebe Gemahlin, die vergiftet wurde.“

„Ganz recht, aber wie ging das zu? — Der Kriegsrath kam an einem rauhen Wintertage von einer Geschäftsreise zurück. Einige Meilen von hier findet er auf der Landstraße einen zerbrochenen Wagen, drei Herren und eine Dame waren ausgestiegen und froren gewaltig. Der Kutscher und ein Bedienter flickten an dem Wagen, um wenigstens Breslau damit zu erreichen. Es wurde schon dunkel. Der Kriegsrath hätte wohl die Dame und einen der Herren mit in seine Kalesche nehmen können, es flog ihm auch der Gedanke durch den Kopf; allein er war eilig, er hatte seine Frau unpäßlich hinterlassen; die Wege waren schlecht; wenn er noch zwei Personen auflud, so kam er vielleicht eine halbe Stunde später nach Hause. Er fuhr also still vorbei und dachte: „Was geht es mich an?“ Die Reisenden waren auch zu bescheiden, ihn darum anzusprechen, doch baten sie ihn, da er einige Stunden früher als sie nach Breslau kommen werde, in ein Wirthshaus zu schicken, welches sie ihm benannten, und warme Zimmer zu bestellen, damit sie sich trocknen und auswärmen könnten. Das versprach er, und fuhr weiter.

Als er nach Hause kam, fand er seine Frau noch immer krank, obschon nicht gefährlich. Er setzte sich, in einen warmen Schlafrock gehüllt, mit Wohlbehagen zum Essen, erinnerte sich einen Augenblick der armen Reisenden auf der Landstraße, die vermuthlich gegen Mitternacht erst ankommen würden; da er aber seinen Bedienten, der ihm beim Essen aufwartete, nicht gern entbehren mochte, so dachte er: „Was geht es mich an?“ und schickte nicht in's Wirthshaus.

Seine gute Frau, vielleicht durch die Freude über seine Wiederkunft angegriffen, spürte in der Nacht so heftige Wallungen, daß sie gegen Morgen mit der Bitte ihn

weckte, ein niederschlagendes Pulver aus der nahen Apotheke holen zu lassen. Es geschah. Sie mischte die Hälfte davon in's Wasser, trank es aus, bekam plötzlich die heftigsten, schmerzhaftesten Zufälle, und starb wenige Stunden nachher.

Sie hatte Gift genommen. Der schlaftrunkene Apotheckerbursche hatte sich vergriffen. Seine Entschuldigung war: Er sei gegen Morgen hastig geweckt worden; ein Kellner aus dem Wirthshause, und ein fremder Bedienter seien hereingestürzt, um Hülfe für eine Gesellschaft von Reisenden zu holen, die in den letzten Zügen gelegen. In dieser Verwirrung — da der Kellner immerfort ihm zugeschrien, der Bediente laut geheult habe — sei die Magd des Kriegsraths hereingetreten, und habe eben so hastig ein niederschlagendes Pulver verlangt. Da habe er die Büchse mit Arsenik ergriffen, die er sonst recht wohl kenne; aber Gott möge ihm gnädig sein, er habe nicht gewußt, was er gethan."

„Und die Reisenden?"

„Die waren gegen Mitternacht angelangt, hatten kalte Zimmer gefunden; die schnell geheizten Oefen wollten nicht Wärme genug geben; darum ließen sie, ehe sie sich schlafen legten, noch ein großes Becken mit glühenden Kohlen hereinbringen, schliefen ein, und wären sämmtlich im Kohlendunste erstickt, hätte nicht der Bediente früh um drei Uhr sie wecken wollen. Er fand sie schon ihrer Sinne beraubt. Ihnen wurde noch zu rechter Zeit geholfen, aber die arme vergiftete Frau war und blieb todt. — Siehst du nun, mein Sohn, hätte der Kriegsrath anstatt lieblos zu denken: „W a s g e h t e s m i c h a n?" in's Wirthshaus geschickt, so wären die Zimmer geheizt, die Reisenden nicht krank, der Apothekerbursche nicht verwirrt geworden, und die Kriegsräthin lebte noch. —

Du kennst den alten H a b e r k a m p f? Er war ein wohlhabender Mann, jetzt ist er blutarm. Vor mehreren

Jahren stand ein Artikel in der Zeitung: ein gewisser Herrmann Lißberg sei vor geraumer Zeit in die Fremde gegangen, und habe nichts wieder von sich hören lassen. Da nun seiner Schwester in Holland außerordentlich viel daran gelegen sei, zu erfahren, ob der Bruder todt oder lebendig, so bitte sie jeden Menschenfreund, der etwa von dessen Aufenthalt, Leben oder Tod unterrichtet sein möchte, ihr solches zu melden; alle Kosten werde man gerne erstatten.

Nun hat der alte Haberkampf einen Vetter, der auf der Küste von Coromandel ansässig ist, der hatte kürzlich unter Anderm geschrieben: er habe einen Deutschen, Namens Lißberg, kennen gelernt, der sich viele Mühe gebe, etwas vor sich zu bringen, dem aber nichts gelingen wolle. Unser Haberkampf war also im Stande, die verlangte Nachricht zu ertheilen; er wollte es auch thun, verschob es aber von einem Posttag zum andern, dachte endlich: „Was geht es mich an?" und vergaß die ganze Sache.

Indessen kam Lißberg nach vielen Jahren zurück, und fand seine Schwester im Besitz seines Erbes; denn sie hatte ihn für todt gehalten, einen wackern Kaufmann geheirathet, der mit eben diesem Gelde sich schon ziemlich emporgeschwungen, und weil er fleißig und ordentlich war, einen zehnfachen Kredit dadurch erworben hatte. Jetzt, da er plötzlich die baaren Summen wieder herausgeben mußte, weil der harte Bruder ihm keine Frist verstattete, sah er sich genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Dadurch fallirte ein Haus in Hamburg, mit dem er großen Verkehr getrieben. Durch das Haus in Hamburg aber fallirte eines hier in Breslau, dem Haberkampf sein ganzes Vermögen anvertraut hatte. — Siehst du nun, mein Sohn? Hätte er zu rechter Zeit den Brief nach Holland geschrieben, so wäre Lißberg's Schwager nicht getäuscht worden, hätte

mit dem Gelde seiner Frau nicht spekulirt, das Hamburger Haus mußte nicht falliren, das hiesige auch nicht, und Haberkampf hätte sein Geld noch, da er nun im Gegentheil, nebst verdienter Armuth, auch noch von dem Bewußtsein gequält wird, an dem Unglücke zweier rechtschaffenen Familien Schuld zu sein."

Diese zwei Geschichtchen machten tiefen Eindruck auf Theodor, der sich ihrer oft erinnerte, und von Stund' an gerne half, wenn es ihn auch nichts anging.

Eines Tages wurde er von einem seiner Schulkameraden, dessen Vater einen schönen Garten draußen vor dem Thore hatte, eingeladen, um, mit Erlaubniß der Eltern, Kirschen in diesem Garten zu essen. Er hatte sich schon den ganzen Morgen darauf gefreut, und konnte kaum die Stunde erwarten. Sie schlug endlich, und er trollte fröhlich zum Thore hinaus.

Der Weg führte ihn durch einen öffentlichen Spaziergang, wo viele Alleen sich durchkreuzten, und mit dichtem Gebüsch wechselten. Hier gewahrte er einen jungen Mann mit blassem Antlitz, der sehr ängstlich etwas suchte. Neugierig blieb Theodor stehen, und sah ihm eine Weile zu. Der Fremde seufzte tief, und rang die Hände. Da redete der gefühlvolle Knabe ihn an: „Hat der Herr etwas verloren?"

„Mein Taschenbuch," erwiederte Jener. „Es kann Niemanden nützen, allein für mich ist der Verlust unersetzlich."

Theodor fragte, wo er es verloren? Das konnte der Fremde nicht bestimmt angeben, da er hier unbekannt war, und schon mehrere Stunden in den Alleen und Gebüschen sich ergangen hatte. Theodor guckte rechts und links hinter einige Bäume und Sträucher; als er aber nicht gleich das Gesuchte fand, hingegen die Kirschen, die seiner warteten, ihm lebhaft vor Augen schwebten, so ging

er seiner Wege, und dachte: „Was geht es mich an?“ — Doch kaum hatte dieser Gedanke sich auf die Lippen geschlichen, als seines Vaters Geschichtchen ihm einfielen. Wie am Draht gezogen stand er plötzlich still. „Ich thue doch wohl besser,“ sagte er zu sich selbst, „daß ich dem Fremden suchen helfe; die Kirschen werden mir nicht davonlaufen — und wenn auch — ich thue doch wohl besser!“

Flugs machte er die Runde durch sämmtliche ihm wohlbekannte Gänge, und spähte mit Falkenblicken in jeden Winkel. Siehe, da lag das Taschenbuch hinter einer Rasenbank, auf der vermuthlich der Fremde gesessen hatte. Mit Freudengeschrei fiel er darüber her, hielt es hoch empor, rannte durch alle Alleen, und rief überlaut: „Fremder Herr, wo sind Sie geblieben?“

Der junge Mann saß unter einem Baum und weinte; als er aber von Ferne den Knaben auf sich zurennen sah, und den verlornen Schatz in dessen Hand erblickte, da stürzte er ihm entgegen, drückte ihn an sein Herz, und rief: „Ach, warum bin ich nicht reich, daß ich dir vergelten könnte!“

„Das thut nicht noth,“ sagte Theodor, „es ist gern geschehen.“ Und mit diesen Worten wollte er sich entfernen. Allein der Fremde rief ihn noch einmal zurück, zog eine kleine goldene Brustnadel, die ein paar verschlungene Buchstaben bildete, aus seinem Vorhemde, gab sie dem Knaben, und sagte: „Nimm das, lieber Sohn, zum Andenken; es ist wenig werth, aber trage es zur Erinnerung an einen Fremden, dem du den wichtigsten Dienst geleistet. Im Uebrigen möge Gott dir's vergelten, da ich es nicht besser kann!“

Theodor nahm die Nadel, dankte, und lief mit beflügelter Eile nach dem Garten, wo ihm nun die Kirschen noch einmal so süß schmeckten. Von dem Fremden vernahm er nichts weiter; allein die Nadel hielt er in Ehren,

und er trug sie fast immer, bei feierlichen Gelegenheiten aber gewiß.

Zwanzig Jahre verstrichen. Theodor war ein wackerer junger Mann geworden, Jedermann liebte ihn. Er verwaltete nun seines alten Vaters Geschäfte. Der Greis genoß der Ruhe. Sparsamkeit und Fleiß hatten ihm ein artiges Vermögen erworben; jetzt wollte er sein Gewerbe dem Sohne ganz überlassen, darum seine Bücher abschließen und die Summen einziehen, die man in einigen großen Handelsstädten ihm noch schuldig war. In dieser Absicht mußte Theodor eine Reise unternehmen. Er verweilte lange in Hamburg und Berlin, am längsten in Frankfurt, wo er die Geschäfte etwas verwickelt fand.

Hier lernte er in Julie Ellring, der Tochter eines reichen Banquiers, ein in jeder Hinsicht vortreffliches Frauenzimmer kennen, das eben so verständig als gottesfürchtig und sittsam war, und ganz geeignet schien, sein häusliches Glück zu gründen und die letzten Lebenstage seines guten Vaters zu erfreuen. Nach dem Rathe dieses frommen Greises, dem er als guter Sohn zuerst seine Gefühle in einem langen Briefe mitgetheilte hatte, trug er die ganze Angelegenheit im kindlichen Gebete dem lieben Gott vor, und bat Ihn um Erleuchtung und Führung bei einem so wichtigen Entschluß; denn sein Vater hatte ihm gesagt: „Die Lebensgefährtin, welche Gott dir zuführt, ist auch meine Wahl, und ich segne sie schon im Voraus als Tochter."

Der fromme Jüngling fühlte nach diesem Gebete tiefen Frieden in seiner Seele und eine sanfte Ruhe des Gewissens, und er schloß daraus, daß Gott seine Wahl billige. Daher fragte er nun auch mit biederer Offenheit die sittsam erröthende Jungfrau: „ob sie mit ihm den Weg durch des Lebens Freuden und Leiden wohl wagen wolle?" Sie warf einen fragenden Blick nach Oben, und sprach

dann mit fester Stimme: „Wenn es Gottes Wille und der Wille meines Vaters ist, so werde ich Ihnen mit Freuden als Ihre Gattin folgen!“

Theodor bat einige Freunde, den alten Ellring auf seinen Besuch vorzubereiten, und ein gutes Zeugniß für ihn abzulegen. Das geschah. Dennoch empfing der Alte ihn grämlich, und als er seine Worte schüchtern anbrachte, antwortete Ellring: „Ich habe zwar viel Gutes von Ihnen gehört, auch von Ihrem Vater, und hätte folglich gegen Ihre Person nichts einzuwenden; doch, wenn Sie billig denken, so werden Sie mir nicht zumuthen, daß ich meine einzige Tochter, den Trost meines Alters, so weit von hier vermählen soll. Ich kann mich nicht von ihr trennen.“

Vergebens wollte Theodor versprechen, ihn jährlich zu besuchen, oder auch wohl nach seines Vaters Tode ganz nach Frankfurt zu ziehen; der Alte blieb dabei: „Es geht nicht an; es thut mir leid, aber ich kann mich nicht dazu entschließen.“

Da verstummte Theodor. Mit einer Thräne im Auge sah er zum Himmel. „Dein Wille geschehe!“ betete sein Herz, und gelassen wollte er sich entfernen. Auf einmal fragte Ellring ihn hastig: „Wo haben Sie die Brustnadel her?“

Theodor erzählte die Begebenheit. Da schloß zu seinem Erstaunen Ellring ihn in seine Arme, und sagte: „Sie sollen meine Tochter haben! Ihnen muß ich sie geben, es ist heilige Pflicht der Dankbarkeit; denn Sie sind nach Gott der Gründer meines Glückes.“ Und nun erzählte er dem fröhlich Bestürzten, wie er, als ein armer Handlungsdiener, nichts besessen, als einige vortheilhafte Zeugnisse und Empfehlungsschreiben, die ihm der sterbende Bruder eines Frankfurter Kaufmanns mitgegeben, und die

sich folglich nicht ersetzen ließen; wie er einzig diesen Zeugnissen die Aufnahme in ein solides Haus verdankte; wie er nach und nach die Liebe seines Prinzipals gewonnen, endlich dessen Schwiegersohn und Erbe geworden.

„Es ist Gottes Finger," so schloß er gerührt, „Sie sollen meine Tochter haben. Als Sie vor den Thoren von Breslau mir das Taschenbuch brachten — hätte man mich damals gefragt: „willst du diesem Knaben, wenn er ein wackerer Mann geworden — und das sind Sie, Gottlob, das sind Sie geworden! — die Hand deiner Tochter geben?" mit Freuden würde ich Ja geantwortet haben; warum sollte ich denn jetzt anders denken? Aber trennen, guter Theodor! trennen werde ich mich in diesem Leben von meiner Julie nie. Ich ziehe mit ihr nach Breslau. Ihres Glückes will ich mich dort freuen, so lange es Gott mir noch gestattet; dann aber in ihren Armen entschlummern zum bessern Erwachen!"

Der Jüngling war ganz Anbetung und Preis der treu ihn führenden Vatergüte Gottes; und als Ellring die Hand seiner Tochter in Theodor's Hand gelegt, und seinen wärmsten Segen ausgesprochen hatte, dachte der Glückliche an die Geschichtchen seines Vaters, und rief laut: „Der fromme Alte hat wohl recht gehabt. Man sollte nimmer sagen: was geht es mich an?"

8.

Die Offenbarung des Kreuzes.

Schwanhilde stand in ihrem dreizehnten Jahre, als sie eines Abends mit ihrer Mutter, Signe, und dem kleinen Schwesterchen, Holdminne, sich vor der Thüre der einsam gelegenen Hütte befand, welche den einfachen

Hausstand gegen Wind und Wetter beschützte. Es war ein trüber Tag gewesen. Schwanhildens Vater, Ulfo, ein rauher und heftiger Mann, jagte noch immer im dunkeln Forste, um irgend ein Gewild für Gewand und Nahrung zu erbeuten. Die Mutter hatte, da beim Sonnenuntergange der Himmel sich erheiterte, und den nahen Strom nebst dessen hohen Felsenufern mit freundlichen Lichtern überschüttete, die Kinder in's Freie geführt, und ihnen da das einfache Abendbrod zugetheilt.

Wenn sie nun hier bei den lieben Kleinen saß, so pflegte sie, deren Erinnerung eine weite Dornenbahn zu durchziehen hatte, um zu den Rosen ihrer Jugend zu gelangen, aus dieser Zeit zu erzählen: „Wie es bei ihrem Vater, einem reichen Frankenfürsten, herrlich und freudig hergegangen, wie dort eine neue Gotteskunde, die alte Wodans- und Thorslehre verdrängend, sich bereits vieler Herzen bemächtigt, und wie sie in dem Kreise liebevoller Gespielinnen so gar glückliche und schöne Tage verlebt, bis eines Tages eine rauhe Sachsenschaar sie überfallen, und weit hinweg in ihr wildes Land geführt habe. Sie sei dem Jägersmanne Ulfo zu Theil geworden, und habe ihm in Wodan's heiligem Haine Treue zuschwören müssen." Die tiefen Seufzer, welche sich bei solchen Erinnerungen der Brust Signens entrangen, wurden wohl von den Kindern nicht bemerkt, oder sie vermochten sie vielleicht auch nicht zu deuten.

So hatte denn auch heute die Mutter ihres freundlichen Jugendlebens gedacht, und ihren Geist an den Strahlen erquickt, welche aus jenen Tagen erwärmend und belebend in die kalte Oede ihres jetzigen Daseins fielen. Sie sprach auch wieder von dem neuen Glauben, der damals im Frankenlande viele Freunde gewonnen, und der denn doch groß und gewaltig sein müsse, da die alten Götter weder ihn vertreiben, noch ihm widerstehen hätten können.

Schwanhilde hörte diese Rede, wie in einer süßen Träumerei versunken, mit an; es war ihr, als zöge jener hohe Glaube, gleich einem großen goldnen Wagen, am weiten Himmelsraume hin, und zertrümmere unter seinen mächtigen Rädern die Schaar der nun schwach gewordenen Götter. Sie konnte sich so ganz in diese Bilder verlieren, daß ihr die Gegenwart rings umher verschwunden war, und sie nur lebte in ihrer hohen Glaubensahnung. Schwanhilde war überhaupt ein seltsames Kind. Sie konnte Tagelang umherwandeln, ohne ein Wort zu den Ihrigen zu sprechen; dagegen plauderte sie aber dann mit den Blumen des Feldes, mit den grünenden Bäumen, mit den Stromeswellen, und mit den buntbefiederten Sängern des Waldes. Ein mächtiges Gefühl der Liebe und aufrichtigen Wohlwollens gegen Alles, was heiter und fröhlich in der Schöpfung zu Tage trat, beseelte ihre Brust; den düstern Vater Ulfo aber fürchtete sie sehr.

Plötzlich fuhr Schwanhilde aus ihrem Tiefsinne empor, und fragte Signen: „Aber, liebes Mütterlein, welche Kraft liegt denn eigentlich in dem neuen Glauben, daß er unwiderstehlich die Menschen erfaßt, und wie nennt sich diese Kraft?“

Signe fühlte sich verlegen; sie wußte nicht, was sie dem Kinde antworten sollte. Da trat mit einem Male ein Mann zu ihnen, dessen Annäherung sie bis jetzt nicht wahrgenommen hatten. Hehre Gottes- und Menschenliebe verklärten sein ehrwürdiges Angesicht, das ihnen mild entgegenlächelte. Er trug ein weitgefaltetes, im Sachsenlande ungewöhnliches Gewand, welches um den Leib gegürtet war; in der Hand hielt er ein Kreuz mit dem Bildnisse des sterbenden Erlösers. Der Mann aber wendete sich an Signen, und sprach in Beziehung auf Schwanhildens Frage: „Es ist die Kraft der ewigen und allumfassenden Liebe, welche

der Heiland, der am Kreuze für uns gelitten, durch Seinen Tod erweckt, und in die Welt gesendet hat. Vor ihr muß der falsche Götzendienst fallen, der den thöricht erdachten Leidenschaften seiner Abgötter blutige und grausame Opfer bringt. Diese Liebe umschließt mit himmlischer Kraft und Milde die ganze Erde, und ertödtet die wilden Geister der Bosheit und des Hasses; diese Liebe hebt auf das Reich des Satans und der Sünde, und vereinigt alle Menschen auf dem weiten Erdenrunde in eine Familie, deren Allvater Gott ist!"

Schwanhilde verschlang jedes dieser gottbegeisterten Worte mit heilsbegieriger Seele, und konnte ihren Blick gar nicht von dem Kreuzbilde losreißen. Alles, was bisher in der herrlichen freien Natur ihr zartfühlendes Herz sanft angesprochen und mit milder Freude erfüllt hatte, das strahlte ihr nun vereint und deutlich von dem Kreuze hernieder. Ein geheimer Schauder erfüllte ihr Inneres, wenn sie an die Mißgestalten der alten Götter, und an die schrecklichen Opfer dachte, die im düstern Eichenhain ihnen schon geblutet; die Sehnsucht nach dem Kreuze aber und seiner beseligenden Lehre erhob sich mit Allgewalt in der kindlichen Brust.

In dem fremden Manne hatte Signe sofort einen christlichen Priester erkannt. Eine fürchterliche Angst überfiel sie, indem sie der Rückkehr ihres Mannes gedachte, der mit jedem Augenblicke von der Jagd kommen konnte. Denn dieser haßte das Christenthum aus dem Tiefinnersten seines finstern Gemüthes, und hatte geschworen, den ersten Christenpriester, den ihm der Zufall in den Weg führen würde, sonder Erbarmen zu tödten.

Signe, von Mitleid und Furcht ergriffen, rief aus: „Fliehe schnell, christlicher Fremdling! Der Tod schwebt über deinem Haupte, und nichts kann dich retten, wenn du länger verweilst!"

Der Priester aber lächelte mild und entgegnete: „Glaubst du, ein Christ fürchte den Tod? — Unter Martern und verachtet ist der Heiland am Kreuze gestorben, aus Liebe zu den Menschen, um sie, die Ungehorsamen, mit ihrem Vater im Himmel wieder auszusöhnen. Ihr könnt den Leib tödten, aber die Seele ist dann frei, und wird im unvergänglichen Freudenreiche den Herrn der Heerschaaren schauen von Angesicht zu Angesicht!"

Und die Augen des ehrwürdigen Priesters leuchteten von jenem überirdischen Feuer, welches einst die heiligen Martyrer und Blutzeugen Jesu Christi durchglühte, und eine lichte Verklärung war über sein ganzes Wesen ausgegossen, als wolle er, ihr seliger Genosse, so eben, ihnen gleich, emporsteigen zur himmlischen Heimath. Dann aber sprach er wieder so rührend und sanft von den herrlichen Lehren des Christenglaubens, und von den seligen Hoffnungen, die er in das Herz des Menschen legt, daß Signe bald aller Furcht vergaß, und mit warmer Aufmerksamkeit dem Priester, der ihr wie ein guter Geist aus der Jugendzeit erschien, zuhörte, zugleich inbrünstig zum Herrn betend, er möchte auch sie aufnehmen in die große Familie Seiner Ihm wohlgefälligen Kinder. Schwanhilde aber mit ihrem kindlich-reinen Gemüthe schwebte wie in höhern, bessern Gefilden, Thränen der reinsten Wonne entstürzten ihrem blauen Auge, und jedes Wort des Heils drang mit belebender Kraft in das fromme Herz der zarten Jungfrau.

Aber es zog sich bereits ein unheilbringendes Ungewitter über der kleinen Gemeinde zusammen. Der wilde Ulfo war von der Jagd zurückgekehrt. Mißmuthig, daß keine erkleckliche Beute sein Umherstreifen gelohnt hatte, betrat er durch eine Hinterthüre seine kleine Hütte. Diese fand er leer; allein er hörte die Stimme eines Mannes

auf dem Platze dicht vor derselben. Horchend blieb er stehen. Da unterschied er einzelne Worte, welche ihn ahnen ließen, daß hier ein Christ die Rede führe. Voll Ingrimm trat er, ohne bemerkt zu werden, durch die Pforte*). Und er vernahm, wie der Priester so eben die Größe und Macht seines Heilandes pries, vor dem bald alle Götter Walhalla's in den Staub sinken würden; er sah, daß sein Weib der ihm so verhaßten Lehre des Christenthums andachtsvoll lauschte, und wie auch schon in das Herz Schwanhildens ein Keim zum künftigen Abfall sich senkte.

Seine Wuth noch im Innern bergend, zog Ulfo schweigend sich in die Hütte zurück. Hier aber nahm er die gewichtige Streitaxt von der Wand, erprobte ihre Schärfe, lachte wild vor sich hin, und sprach: „Ja, Wodan, ich will dir zwei wohlgefällige Opfer bringen. Nicht allein den Christenpriester will ich dir zum Ruhme in Hela's Nacht senden; auch mein Weib, das abtrünnig ist den hohen Göttern, will ich ihm zugesellen."

Und mit schrecklichem Brüllen stürzte Ulfo jetzt aus der Hütte, um Den, welchen er in frevelhafter Verblendung für seinen ärgsten Feind hielt, durch einen gewaltigen Schlag zu Boden zu strecken. Aber der Priester hatte bereits, da er diesen Abend noch von einer andern heilsbegierigen Familie erwartet wurde, einen leichten Nachen bestiegen, und schwamm schon weit von dieser Stelle den Fluß hinab. Ulfo's bis zum Wahnsinn gesteigerte Wuth fiel nun mit ganzer Schwere auf die erschrockene Signe. Von der mit furchtbarer Gewalt niedersausenden Streitaxt getroffen, sank sie blutend zur Erde. Der Rasende aber, vom Blute seines Weibes bespritzt und noch immer gräßlich brüllend, stürzte in den Fluß, und trachtete, mit

---

*) Hieher gehört die Darstellung auf dem Titelkupfer.

Anstrengung aller Kräfte, durch Schwimmen den Nachen zu erreichen, welcher den muthigen Verkünder des heiligen Evangeliums trug.

Diesen Augenblick benützte die sterbende Signe, von Schwanhilden sich feierlich geloben zu lassen: daß sie eine Christin werden, und auch, wenn es in ihrer Macht stehe, die kleine Holdminne zur Erkenntniß des wahren Gottes leiten wolle. Und als jetzt Ulfo's Stimme wieder näher vom Ufer herauf erschallte, — er hatte die Unmöglichkeit, seine Rache zu befriedigen, eingesehen, und kam zurück, — rief Signe hastig mit schon halb gebrochener Stimme: „Fliehe, meine Tochter! In seiner Wuth kennt dein Vater keine Schonung. Auch dich könnte sein mörderischer Arm treffen, ehe noch das Heil des wahren Glaubens dir geworden. Der mächtige Christengott aber wird das Gebet einer Sterbenden erhören, und dich und dieses theure Kind beschützen!"

Hierauf hauchte Signe ihren letzten Odem aus. Schwanhilde nahm nun die kleine Holdminne an der Hand, und wollte sie mit sich fortziehen; allein plötzlich wurde sie von der Furcht vor dem immer näher kommenden Ulfo so heftig ergriffen, daß sie das Schwesterlein, welches sich ohnehin nicht von der Mutter trennen wollte, losließ, und mit der Flüchtigkeit eines Rehes in den nahen Wald eilte.

Hier, wo noch nie eine Axt gearbeitet und Wege gebahnt hatte, mußte Schwanhilde durch dorniges Gestrüpp und über weitausgehende Baumwurzeln mühsam sich durchwinden. Endlich gelang es ihr, den felsigen Gipfel eines Berges zu erreichen, von wo aus sie die heimathliche Hütte sehen konnte. Da bot sich ihr ein unerwarteter und höchst seltsamer Anblick dar.

Noch immer saß die kleine Holdminne, unbefangen

mit bunten Kieseln spielend, neben der todten Mutter. An das Ufer aber, wo die Hütte stand, fuhr jetzt ein großes Schiff mit vollen Segeln an, das seinen Lauf stromabwärts gerichtet hatte. Des Schiffes Hintertheil war mit einem großen goldenen Kreuze geziert, welches, von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne beglänzt, mit majestätischem Leuchten die Menschheit einlud, die falschen Götter der Erde zu verlassen und Dem nachzufolgen, bei dem allein Heil zu finden — dem Gekreuzigten. Auf dem Verdecke befanden sich viele fremde, gar sonderbar gekleidete Männer, wie Schwanhilde bis jetzt noch nie welche gesehen hatte. Sie gewahrte nun auch den Vater. Der aber schien noch immer von wahnsinniger Wuth befangen. Mit wilden Geberden die Streitaxt schwingend, lief er am Ufer auf und nieder, und hatte das Ansehen, als wolle er sich der Landung der Heransegelnden widersetzen.

Diese ließen sich hiedurch von ihrem Vorhaben nicht abhalten, und gingen ohne Weiteres vor Anker. Ulfo schwang sofort gegen den ersten Aussteigenden die mörderische Waffe; es wehrte jedoch derselbe durch eine geschickte Wendung den Schlag mit seinem Speere ab, und stieß alsdann des letztern scharfe Spitze mit solcher Gewalt in Ulfo's nackte Schulter, daß der Wüthende alsogleich regungslos niederstürzte. Wehmüthig sank Schwanhilde auf die Knie, und betete für ihren Vater zu dem Gott, der die Liebe ist und das Erbarmen.

Als sie wieder aufblickte, hatte ein Greis von ehrfurchtgebietender Gestalt, dessen Anzug den der Uebrigen an Reichthum weit übertraf, zu dem Leichname Signens sich niedergebeugt, und bedeckte das Antlitz der Todten mit Küssen und Thränen. Alsdann ließ er sie von seinen Begleitern sanft auf das Schiff tragen, und nahm nun die kleine Holdminne liebkosend auf seinen Arm, im Begriffe,

Jenen zu folgen. Da überkam Schwanhilden mit einem Male eine ungeheure Angst. Sie fürchtete, auch ihr Schwesterlein würde jetzt von den Fremden mit hinweggeführt, und allein bleibe sie zurück auf dem öden Strande, der das Blut der theuern Mutter getrunken.

„O nehmt mich auch mit!" rief sie, die Arme nach dem Landungsplatze ausbreitend, mit lauter, schmerzlich bewegter Stimme, als sie sah, daß der fremde Greis jetzt wirklich, mit der kleinen Holdminne auf den Armen, sich nach dem Schiffe wandte. Ein rascher Entschluß reifte in ihrer Seele. So schnell ihre Kräfte und der unwegsame Pfad es erlaubten, flog sie den Berg hinab, dem Orte zu, wo das Schiff angelegt hatte.

Athemlos trat sie aus dem Walde. Aber schon hatte die Dämmerung und abendlicher Nebel sich auf das Thal gelagert. Das Schiff mit den fremden Männern war verschwunden; vergebens suchten Schwanhildens Blicke die todte Mutter und das liebe Schwesterlein. Wohl rief sie angsterfüllt unzählige Male den Namen „Holdminne" in die Lüfte; allein Niemand antwortete. Nur das Echo der Felsen sandte spottend den Ruf zurück.

Plötzlich schlug an ihr Ohr ein tiefes, schauerliches Stöhnen, wie von einem Sterbenden ausgestoßen. Schwanhilde schrak heftig zusammen. Noch einmal ließ sich der Klagelaut vernehmen, und das Mädchen wollte rasch die Flucht ergreifen. Da mit einem Male fiel es ihr heiß auf's Herz, daß der Röchelnde ihr Vater sei, der schwer verwundet hier liege und des Trostes und der Pflege der Tochter bedürfe. Sie schlich langsam näher, und kniete neben dem noch immer stark blutenden Ulfo nieder, der, vom blassen Lichte des aufgehenden Mondes beschienen, mit verdrehten Augen und wildverzerrtem Antlitze dalag, während seine Brust in schrecklichen Krämpfen sich hob und senkte.

Schwanhilde fühlte sich bei diesem gräßlichen Anblicke wie von einer Ohnmacht befallen. Kaum vermochte sie die Hütte zu erreichen, um dort von bekannter Stelle einen heilsamen Kräutersaft zu holen. Diesen träufelte sie nun mit Vorsicht in Ulfo's weitklaffende Wunde, und legte dann, wie sie von der Mutter schon früh gelernt hatte, einen kunstgerechten Verband auf.

Sobald das Blut der Wunde gestillt war, schien Ulfo auch wieder den freien Gebrauch seiner Glieder zu erhalten. Er richtete das Haupt empor, und sah Schwanhilden mit einem stieren Blicke an, aus dem der Wahnsinn noch in ganzer Macht leuchtete. Dann lachte er plötzlich grimmig auf, und Schwanhilden für ihre getödtete Mutter ansehend, sprach er: „Ei, Signe, mein Lamm, lebst du denn immer noch? Ich gedachte doch, dich wohl getroffen zu haben, und, wo Ulfo's Streitaxt sonst niederfiel, da war eben nicht besonders viel mehr zu finden. Hat dir etwa der Christengott einen so festen Schutz gewebt, daß mein Streich nicht hat hindurchdringen können? Nun, zum zweiten Male soll mir dieser Zauber wahrlich nicht widerstehen!"

Und rasch ergriff seine Linke die nebenliegende Streitaxt. Schwanhilde floh entsetzt wieder dem Walde zu. Dicht an ihrem Haupte vorüber sauste das von dem Vater geschleuderte Mordwerkzeug, und grub sich tief in einen nahen Eichenstamm. Das Mädchen stieß einen heftigen Schrei aus. Da lachte Ulfo noch einmal im Wahnsinn krampfhaft auf, und rief: „Der Wurf war gut! Der hat getroffen, und nun wird Signe, mein weißes Lamm, wohl nicht zum dritten Male zurückkehren in's Dasein, um meiner, und der Götter Walhalla's zu spotten!"

Taumelnd richtete der Gräßliche sich nun vollends in die Höhe. Der große Blutverlust hatte den starken Mann

nur für eine kurze Zeit entkräftet. Nach wenigen Schritten, welche er versuchte, war sein Tritt wieder so fest und sicher, als nage keine schwere Wunde schmerzhaft an seinem Leben. Er ging in die Hütte. Bald aber trat er wieder heraus, einen brennenden Kienspan in der Hand, dessen lodernde Flamme sein wildes Antlitz noch abschreckender machte. Nun zündete er die Wohnung, welche er von seinen Vätern ererbt, und in der er, trotz seiner rauhen Gemüthsart, so manche stille Freude genossen hatte, an allen vier Ecken an, und begann, indem er mit gräßlichen Geberden die himmelansteigende Flamme umkreiste, jene fürchterlichen Gesänge hervorzubrüllen, die damals im Dunkel der Eichenhaine zur Ehre der falschen Götter angestimmt wurden, während man ihnen Menschenopfer schlachtete.

Entsetzt blickte Schwanhilde aus einiger Entfernung auf das grauenvolle Schauspiel. Als aber Ulfo's Adlerauge sie plötzlich traf, und er mit gewaltiger Stimme ausrief: „Wie, lebst du denn schon wieder auf?" da eilte sie im flüchtigen Laufe tiefer in das Dunkel des Waldes, bis sie endlich erschöpft am Fuße eines Baumes auf weiches Moos niedersank, und hier in einen todtenähnlichen Schlummer verfiel.

Als Schwanhilde am andern Morgen erwachte, waren die schrecklichen Begebenheiten des vorigen Tages ihr erster Gedanke. Ein heißer Thränenstrom rann bei dieser Erinnerung über ihre Wangen hinab. Aber nun fielen ihr auch die Ermahnungen des Christenpriesters ein, welcher unter Anderm gesagt hatte: „der Mensch solle nie der Verzweiflung sich willenlos hingeben, sondern durch brünstiges Gebet zum guten Vater im Himmel, der uns nicht versucht werden läßt über Vermögen, und zum liebevollen Heilande, welcher mit Seiner Hülfe uns stets nahe ist, Trost und Stärke von Oben holen." Sie betete also recht

innig und vertrauensvoll zu dem unbekannten Wesen, nach dem sie eine gar mächtige Sehnsucht in sich fühlte. Siehe, da kehrte plötzlich wieder Ruhe und Friede in ihre kindlich-reine Seele zurück. Sie schaute mit der alten Freudigkeit hinauf zu der so eben in voller Majestät emporsteigenden Sonne, welche mit tausend Glanzstrahlen ihr des großen Gottes segnende Milde zu verkünden schien; die Vögel des Waldes umschwirrten sie mit süß-tönenden Gesängen, als ob sie sagen wollten: „auch uns hat der himmlische Vater dir zur Freude geschaffen;" die Kräuter und Blümlein sahen mit den glänzenden Augen, welche ihnen der Morgenthau aufgelegt hatte, so treuherzig zu ihr auf, daß sie auch hier die Alles belebende Liebe erkannte.

Auf einmal traf ihr Ohr noch ein bekannter lieber Ton — das suchende Gebell eines treuen Jagdhundes, den sie immer besonders sorgfältig gepflegt hatte. Das treue, redliche Thier war ihr nachgefolgt in die freiwillige Verbannung, und es trieb zugleich, wie es früher schon öfter gethan hatte, der Jungfrau Lieblingsschaf nebst dem Lamm vor sich her. In muntern Sprüngen eilten die drei Thiere auf Schwanhilden zu, welche sie gar hoch erfreut, denn sie waren ihr in den jetzigen Verhältnissen von unschätzbarem Werthe, empfing. Mit einer Thräne inniger, dankbarer Rührung hob sie das Auge zur leuchtenden Sonne empor, und im Mittelpunkte dieses Glanzmeeres vermeinte sie ein Alles überstrahlendes Kreuz zu erblicken, dessen mächtiges Licht herniederglänzte in ihre Brust, um von dort aus ihr Leben und ihre ganze Zukunft beseligend zu überströmen. Und ihr himmlisch-freudiges Gefühl brach in die Worte aus: „O nein, ich bin nicht verlassen und allein auf der Erde! Der gute Vater dort Oben liebt und versorgt mich, und alle Geschöpfe der weiten Natur sind Seine Boten!"

Schwanhilde schlug jetzt ihre Heimath ganz im

Walde auf. Ein hohler Eichenstamm genügte, das unverwöhnte Mädchen gegen die Beschwerden der Witterung zu schützen. Ihre weitere Sorge ging dann dahin, den Thieren ein Obdach zu verschaffen, was bei den dichtverwachsenen Bäumen nur eine kleine Nachhülfe erforderte; auch Futter fand sich in einer herrlichen Thalwiese, welche ein klares, fröhlich dahin murmelndes Bächlein bewässerte, und von allen Seiten ein dichter Buchenwald umschloß. Am äußersten Ende des einsamen Thales, wozu diese Wiese gehörte, entdeckte Schwanhilde auf ihren Wanderungen eine halbverfallene Hütte, und mit ihr einen Winteraufenthalt.

Die Noth macht erfinderisch, und so war die Hütte von Schwanhilden bald in wohnlichen Stand gesetzt, und es wurden einstweilen die Wintervorräthe an eßbaren Früchten und Wurzeln für sie, und an Futter für ihre wolligen Hausgenossen, hier aufbewahrt. Für den treuen Wächter des Ganzen brauchte sie nicht zu sorgen; der war ein gewandter Jäger, und holte sich seine Nahrung selbst.

Die Vöglein des Waldes, welche in dem Mädchen gar bald eine liebevolle Freundin gewahrten, näherten sich ihr furchtlos, und wurden in kurzer Zeit so zahm, daß sie die gebotenen Beeren ihr aus der Hand pickten. Wie so gern lauschte sie ihren zarten, melodischen Stimmen, die sie fort und fort in ihrer Nähe ertönen ließen! Wie erinnerte sie sich dabei der fröhlichen Stunden, wo sie, noch mit all' den Ihrigen vereint, auch so innig sich an den Tönen der gefiederten Sänger der Lüfte ergötzte! In dem sanften Flüstern aber, das aus Bäumen und Büschen zu ihr herübertönte, glaubte sie die Stimme der gemordeten Mutter zu erkennen, welche sie ermahnte, treu und wahr dem Christenglauben nachzustreben bis an des Lebens Ende, und jegliches Ungemach um Christi willen geduldig zu ertragen.

Und es kam Schwanhilde diesen Mahnungen treulich nach. Täglich wiederholte sie sich die Worte, welche der Christenpriester an jenem verhängnißvollen und doch so heiligen Abende gesprochen, und es verwebten diese Lehren zuletzt so lebendig sich mit ihrem ganzen innern Wesen, daß sie, wenn sie auch keine weitere Unterweisung und noch nicht die Wassertaufe empfangen hatte, in der That eine Christin genannt werden konnte.

So brachte das verlassene Mädchen mehrere Jahre ruhig und in ihrem Gemüthe beglückt in dieser Einsamkeit zu. Kein außerordentliches Ereigniß störte während dieser Zeit sie in ihren einfachen Beschäftigungen. Aus dem kindlichen Mädchen war jetzt eine blühende Jungfrau geworden. Sie lebte fort und fort in treuer Liebe zu dem herrlichen Glauben der Christen, nach dessen vollständiger Erkenntniß sie sich recht innig sehnte, und im freundlichsten Verhältnisse zu den Genossen ihrer Einsamkeit. Mit eigener Hand hatte sie sich ein schlichtes Kreuz von Holz gebildet, vor dem sie an jedem Tage oft und lange in Andacht versunken lag, und der Liebe Dessen gedachte, welcher, zur Rettung der Menschheit vom Verderben, einst unter namenloser Qual daran gestorben.

Eines Morgens durchschritt Schwanhilde, wie immer in die beseligenden Gefühle ihrer geistigen Erhebung versenkt, den Wald. Da hörte sie plötzlich in einem dunkeln Gebüsche zur Seite ihres Weges ein ganz ungewöhnliches Gebell und Geheul ihres Hundes, und dazwischen tiefes, Grausen erregendes Stöhnen. In eilender Hast sprang der Hund auf sie zu, beschrieb winselnd einen Kreis um sie, lief nach der Gegend zu, woher das Stöhnen kam, kehrte halb zurück, sah dann wieder, ob ihm die Jungfrau auch folge, und erst als sie, deren Furcht schnell vom Mitleid überwunden war, seiner Spur nachging, ward er still.

Mühsam arbeitete sich Schwanhilde durch das wild-verwachsene Gesträuch, und kam endlich zu dem Orte, von welchem her die Klagelaute ertönten. Sie bebte zurück bei dem Anblicke, der hier sie überraschte! Ein alter Mann, in rohe Thierfelle gehüllt, lag schlafend am Boden. Sein Haupt ruhte auf einem moosbedeckten Felsstücke, wildverschlungene greise Locken hingen um seine Stirn. Das Antlitz des Mannes aber war gräulich entstellt, ein furchtbarer Traum schien seinen Schlummer zu beunruhigen. Die Jungfrau wurde von einer seltsamen Ahnung ergriffen. Es war ihr, als kenne sie den Mann, und dennoch konnte sie dieses Haupt mit den Silberlocken in keiner ihrer Erinnerungen wiederfinden.

Als nun aber mit einem Male der Greis mit unruhiger Bewegung und ängstlicher Stimme im Traume ausrief: „Signe, mein Lamm, komm' schnell, und rette mich vor dem Entsetzlichen, der seine funkensprühenden Augen in mein Herz bohrt, und die glühenden Krallen nach mir ausstreckt!“ da erkannte Schwanhilde ihren unglücklichen Vater, welchen Verzweiflung und Wahnsinn vor der Zeit zum kraftlosen Greise gemacht. Sie sank nieder auf die Knie, und betete still und inbrünstig.

Im nämlichen Augenblicke erwachte Ulfo. Sein verzerrtes Antlitz wurde beim Anblick der Jungfrau plötzlich von einem milden Lächeln überflogen, und indem er sich langsam erhob, sprach er mit sanftem Tone: „Ei, Signe, bist du denn endlich wirklich wieder erstanden von dem zweimaligen Todtschlage, den ich an dir beging? Fürchte dich nicht, mein Lamm! Ich liebe dich ja so sehr, und thue dir gewiß nichts mehr zu Leide. Du mußt mir nur helfen den grimmigen Feind verscheuchen, der mir auf allen Wegen folgt. Er ist mir zu übermächtig. Oft habe ich schon mit ihm gerungen, und noch nie habe ich ihn besiegen

können. Seitdem ich dich aber knieend vor mir schaue, ist er zum ersten Male aus meiner Nähe verschwunden. Komm', liebe Signe, gib mir zu essen, mich hungert!"

Da ergriff Schwanhilde, gestärkt und ermuthigt durch ihr Gebet zum Heilande, die Hand des Leidenden, um ihn zu ihrer Freistatt zu führen. Mit liebender Sorgfalt pflegte sie hier des wiedergefundenen gemüthskranken Vaters. Gern ließ sie ihm den Wahn, als sei sie die wiedererstandene Signe. Er war oft so glücklich in dieser Einbildung, daß der Ausdruck der innern Zufriedenheit sich recht lebendig auf sein Antlitz lagerte, und er dann sanft und mild, wie ein Kind, der treuen Tochter zur Hand ging, welche die einsame Waldesstätte, wo das von ihr verfertigte einfache Kreuz stand, in einen kleinen Garten umzugestalten bemüht war. In dieser Stimmung ließ Ulfo von der frommen Schwanhilde sich auch wohl bewegen, mit ihr vor dem Kreuze niederzuknien, und in ihr lautgesprochenes Gebet mit einzustimmen.

Kam aber des Vaters böse Stunde, und trat der höllische Feind zu ihm mit seinen Versuchungen, den er so sehr fürchtete und nimmer zu bezwingen vermochte; dann hatte Schwanhilde schwere Kämpfe, und oft gelang es ihr erst durch das anhaltendste und eifrigste Gebet, den Vater zu beruhigen, der in solchen Stunden den Anfällen einer heftigen Raserei unterworfen war. In düstern Weisen sang er die alten Lieder, welche er sonst bei den den Göttern dargebrachten Menschenopfern gehört, und dazwischen bat er wieder mit rührender Stimme die vermeinte Signe, sie möge ihn doch befreien von der Nähe des grimmigen Widersachers, der ihn fortwährend ermuntere Das zu thun, was er nie und nimmer thun wolle, und ihm unaufhörlich zuflüstere, wie er Dieß und Jenes unterlassen möchte, was Signe, sein Lamm, doch von ihm verlange. Er könne in

Gegenwart jenes Gräßlichen nimmer die Worte finden zu jenen kräftigen Gebeten, welche er von ihr gelernt; es sei ihm in diesen Augenblicken, als läge seine Seele gefesselt in den Ketten des verhaßten Feindes. Je länger aber Ulfo bei seiner Tochter weilte, desto seltner wurden die Anfälle seines Wahnsinns, desto offener dagegen die Seele für Schwanhildens kindlich-fromme Gebete.

Um diese Zeit geschah es, daß Kaiser Karl der Große neuerdings mit ansehnlicher Heeresmacht einfiel in das Land der Sachsen, um weiterhin unter diesen tapfern Götzendienern das Licht des christlichen Glaubens zu verbreiten. Viele blutige Schlachten wurden geschlagen, und nur langsam wichen die Sachsen den wiederholten Angriffen des großen Kaisers und Feldherrn, der aber doch seinen Zweck endlich erreichte. Den verborgenen Aufenthalt Schwanhildens erreichte jedoch nicht die Flamme des Krieges. Wenn auch aus weiter Ferne das Gebrüll der Schlacht an ihr Ohr schlug, so dachte sie durchaus nichts Schlimmes dabei, und sie lebte, unbekümmert um dieses blutige Treiben, nur ihrer Andacht und der Sorge für den greisen Vater, der mit jedem Tage heiterer wurde, und schon lange seiner Tochter mit Eifer und Sorgfalt Blumen und Kräuter und die Herde pflegen half, welche sich unterdeß ziemlich vermehrt hatte.

Eine geraume Zeit war so wieder hingeschwunden, da fühlte Schwanhilde eines Morgens sich von einer seltsamen Ahnung befallen. Ein unwiderstehlicher Drang zog sie hin nach dem Bergesgipfel, von welchem aus sie einst die Landung jenes Schiffes geschaut, das Schwester Holdminne und die todte Mutter hinweggeführt. Es war ihr, als müsse dort, wo sie den größten Schmerz empfunden, jetzt eine Freudensonne über ihrem Leben aufgehen. Noch schlief Ulfo. Die Jungfrau empfahl ihn für

die kurze Zeit ihrer Abwesenheit dem Schutze ihres Heilandes, und eilte nun auf Flügeln des Windes zu dem lange gemiedenen Orte.

Der Berg war erreicht. Schon stand Schwanhilde auf dessen Gipfel. Siehe, da zeigte sich ein dem Gedächtniß tief eingeprägtes Bild in wunderbarer Treue wieder ihren Blicken!

Das Schiff mit dem goldenen Kreuze zog ernst und majestätisch den Fluß herab, wie an jenem Schreckensabende, wo sie vor der Wuth des Vaters geflohen. Auf dem Verdecke gewahrte man, wie damals, die erhabene Gestalt des Greises, der Signens Leichnam, ihr unerklärlich, mit so sehr zärtlicher Liebe behandelt hatte; neben ihm aber stand ein hohes Jungfrauenbild, das Haupt von goldenen Locken umwallt, den schlanken Körper in ein reiches, prächtiges Gewand gekleidet.

Schwanhilde erbebte von einem süßen Ahnungsschauer. „O, wenn das Schwester Holdminne wäre, schön und herrlich aufgewachsen im Lande der Christen!" seufzte sie laut. „Wenn sie käme, die arme Schwanhilde aufzusuchen in ihrer Einöde, um sie mit dem kranken Vater in ein gesegnetes Reich zu bringen, wo Alles lebt und athmet in gleicher beseligender Liebe zum himmlischen Heilande!" Und auf ein Knie niedergesunken, streckte sie sehnsüchtig die Arme nach dem Schiffe aus: „O, fahre nicht weiter, du kreuzgekröntes Fahrzeug! Dein Anblick verkündet Heil; laß es nicht grausam an Schwanhilden vorübergehen!"

Aber das Schiff hatte bereits am alten Landungsplatze Anker geworfen. Mit hastiger Ungeduld sprang die schlanke Jungfrau sofort an's Ufer, und flog der Stelle zu, wo sonst Ulfo's Hütte gestanden. Ihr folgte der ehrwürdige Greis. Als Beide auf der öden Brandstätte angelangt

waren, knieten sie nieder, und schienen in heißes, andächtiges Gebet versunken. Währenddem betrat das übrige Gefolge den Strand, worunter Schwanhildens scharfer Blick auch den Christenpriester erkannte, welcher die unschuldige Ursache von der Mutter Tode gewesen war, aber zugleich ihrem Herzen die Herrlichkeit des Christenglaubens erschlossen hatte.

„Ihr sollt mir nicht zum zweiten Male entgehen!" rief Schwanhilde jetzt mit Heftigkeit. „Ich will sehen, ob das Alles nur ein Traum ist, oder ob mein Vertrauen endlich belohnt, mein Gebet erhört wird!" Und dem ahnungsvollen innerm Drange folgend, eilte sie den Berg hinab zu dem Orte, welchen sie in banger Scheu so lange Jahre schon gemieden hatte.

Noch lagen die Jungfrau und der fremde Greis betend auf den Knien, als plötzlich Schwanhilde sich neben ihnen niederwarf, und, von schmerzlicher Erinnerung ergriffen, die Stelle mit einem Strom von Thränen befeuchtete, wo einst die geliebte Mutter den Geist ausgehaucht. Die stille Andacht dieser Drei, welche das in einiger Entfernung stehende Gefolge des Greises schweigend ehrte, wurde nur bisweilen durch das Schluchzen der beiden Jungfrauen unterbrochen. Endlich erhob sich der Greis. Verwundert betrachtete er Schwanhilden, welche er bis jetzt, zu tief in seine stille Andacht versenkt, noch nicht wahrgenommen hatte.

„Sieh', Griseldis," sprach er zu der noch immer knienden Jungfrau, „sieh', wie unser Gebet durch den Hinzutritt einer Dritten auf unerwartete Weise verstärkt und gekräftiget worden ist! Wer mag wohl das Mägdlein sein, so, in Thränen gebadet, sich zu dieser Stätte des Schmerzes herniederbeugt?"

Jetzt blickten die beiden Jungfrauen zu einander auf.

Und es sprach plötzlich in Beiden mit Allgewalt die Stimme der Natur. Im gegenseitigen Erkennen stürzten sie einander in die Arme, mit dem Rufe: „Holdminne!“ „Schwanhilde!“

„Nicht Holdminne heiße ich mehr,“ sagte dann die jüngere Schwester, nachdem der erste Sturm der Freude und wechselseitigen Erzählens vorüber war, „Griseldis hat man mich in der heiligen Taufe genannt, und dieser Name ist mir über Alles lieb und theuer, da mein guter Großvater ihn mir beigelegt!“

Nun zog der erhabene Greis die gerührte Schwanhilde an seine Brust, und rief: „Ja, ich bin deiner guten Mutter Vater, dein mit wärmster Liebe dich begrüßender Großvater — der alte Frankenherzog Leodegar.“

„Lange,“ so fuhr der Greis dann zu erzählen fort, während sein Blick voll inniger Zärtlichkeit auf Schwanhilden ruhte, „lange hatte ich die Spur der früh mir geraubten Tochter, deiner Mutter, verfolgt; da führten die unerforschlichen Wege der Vorsehung mich in dem Augenblicke zu ihr, wo Ulfo's mörderische Faust sie zum Tode getroffen. Was ich damals empfand, welch ein herber Schmerz meine Brust zerriß — ach, es gibt keine Worte dafür! — Ich brachte die Leiche zurück in's fränkische Vaterland. Deine Großmutter, welche der Tochter mit liebender Sehnsucht entgegengeharrt, unterlag in kurzer Zeit dem Kummer, welcher seit jenem schrecklichen Wiedersehen an ihrem Herzen nagte.... Dieser zweite fürchterliche Schlag beugte mich tief — nur der Aufblick nach Oben, nur die Tröstungen der göttlichen Religion vermochten mich vor Verzweiflung zu schützen. Denn längst schon hatten wir den beseligenden Glauben des Christenthums angenommen. Auch die kleine Holdminne wurde nun in seinen Lehren erzogen, und alsdann getauft. Als Gri-

selbis erfreute sie fortan mein Alter; doch die Sehnsucht nach dir, geliebte Enkelin! deren Dasein ich bei meiner ersten Landung nicht ahnete, trieb uns wieder hieher an diesen Strand. Freudiger aber als damals war die Fahrt, denn auch in diesen Gegenden, früher der Wohnsitz unheilvollen Aberglaubens und finsterer Barbarei, blüht jetzt das den Menschen himmelan führende Christenthum, welchem sich der große Wittekind und seine Sachsen endlich unterworfen haben."

„O möchte doch auch ich in diesen herrlichen Glauben vollkommen eingeweiht sein!" unterbrach Schwanhilde den Greis. „Doch — mir sagt's mein Herz! — mein heißes Sehnen wird jetzt gestillt werden. — Aber nun, lieber Großvater! laß uns den kranken Ulfo aufsuchen, der gewiß schon erwacht ist, und mich mit Unruhe vermissen wird. Nicht wahr, Großvater, du hast ihm verziehen die That, zu der Zorn und Wahnsinn im unglücklichen Augenblicke ihn verleitet? — O wenn du wüßtest, wie schwer er gebüßt!"

Leodegar ergriff der Enkelin Hand, und entgegnete: „Führe mich zu dem Unglücklichen! Mein Glaube kennt keinen Haß, am wenigsten gegen deinen Vater."

Alle begaben sich jetzt, von Schwanhilden geleitet, in die Stille des Waldes, wo sie Ulfo noch schlummernd antrafen, und einen Kreis um ihn schlossen. Plötzlich erwachte er, und sah erstaunt um sich. Dann aber sprach er mit mildem und freundlichen Lächeln: „Wie sind denn mit einem Male alle die bösen Träume gelöst, die sich wild und schaurig in mein Leben gedrängt hatten? — Signen, die ich zwiefach getödtet, sehe ich in doppelter Gestalt vor mir; da ist auch ihr Vater, der Frankenfürst, dem ich sie einst unbarmherzig geraubt. Neben ihm steht der Christenpriester, welchen ich damals — ach damals mit blutiger Mordlust verfolgte! Und Alle lächeln so liebevoll und freundlich zu mir herab! — Das ist ja wohl ein seltsames

Wunder, und ich möchte die Macht kennen, welche solches zu bewirken im Stande war!"

Da neigte sich der Christenpriester zu ihm hernieder, und antwortete, indem er ihm das Kreuz mit dem Bilde unsers göttlichen Heilandes zum Kusse darbot: „Es ist die hohe Kraft der christlichen Liebe, welche deine Seele wieder dem Glücke und der Freude öffnet!"

Ulfo küßte das Kreuz zu wiederholten Malen mit liebender Inbrunst und in tiefer Bewegung. Dann sagte er mit schwacher Stimme: „Ich fühle, es geht mit mir zu Ende; aber ehe mich der Tod überrascht, möchte ich so gerne noch eingehen in die Herrlichkeit eures Glaubens, damit der wilde Feind mir nicht mehr entgegen sein kann, und ich euch Alle dereinst in eurem Liebeshimmel wiederfinde, von dem mir dort die eine Signe so viel Wundersames berichtet!" Hier deutete er auf Schwanhilden, welche mit Entzücken den Vater also reden hörte.

Der Christenpriester aber, welcher sich einen Augenblick zurückgezogen hatte, trat nun, angethan mit den Zeichen seiner Würde, vor den immer leiser athmenden Ulfo. Er beträufelte dessen Haupt mit geweihetem Wasser, sprach feierlich die Worte der heiligen Taufe, und nannte ihn mit dem neuen, im Buche des Lebens eingeschriebenen Namen, Deodatus. Kaum hörbar flüsterte der Sterbende, von dessen Geiste die göttliche Gnade die Nacht des Wahnsinns hinweggenommen hatte, Worte des Dankes und gläubiger Zuversicht. Verklärung schwebte auf seinem blassen Antlitz, und mit seligem Lächeln verschied er.

Alle beteten trauernd über dem Todten, und dankten dem Alliebenden, daß Er sich Ulfo's erbarmt, und ihn vor seinem Hinscheiden noch aufgenommen hatte in die Gemeinschaft der Heiligen.

Als nun aber Leodegar und der Priester hörten,

in welch einfacher und zugleich erhabener Weise Schwanhilde bisher in ihrer Einsamkeit dem wahren Glauben gehuldiget hatte, da waren sie bis zu Thränen gerührt, und der Priester erhob segnend seine Hand über sie mit den Worten: „Wahrlich, meine Tochter, du warst eine ächte Christin, selbst ohne getauft zu sein; denn deine vollkommene Liebe zu Gott, dein brünstiges Verlangen, aufgenommen zu werden in den heiligen Bund der Christen, hat die Taufe ersetzt.“

Ulfo wurde auf der Stelle begraben, wo die Pflege und das Gebet der Tochter ihn so wirksam gegen die Anfälle des bösen Feindes geschützt hatten. Leodegar aber ließ hier eine Kapelle errichten, bei deren Einweihung Schwanhilde, in allen heiligen Glaubenswahrheiten auf's Gründlichste unterrichtet, durch den Priester auch mit Wasser und dem heiligen Geiste getauft wurde, und den Namen Constantia empfing.

Die beiden Jungfrauen begleiteten nun den alten Frankenherzog in dessen Land. Hier pflegten sie mit treuer Sorgfalt den theuern Großvater, und reich an süßen Freuden war dessen Lebensabend durch die Liebe seiner Enkelinnen. Stets jedoch war den beiden Schwestern ein stiller, ernster Sinn eigen. Die Freuden der Welt ekelten sie an, nur in der Einsamkeit und im Gebet konnte ihr Herz sich vergnügen. Als daher nach einigen Jahren der Herzog starb, und sie ihm die müden Augen zugedrückt hatten, da litt es sie nicht länger im Geräusche des Hofes, und sie kehrten mit beflügelter Eile in das friedliche heimathliche Thal zurück. Hier erbauten sie auf jener öden, uns wohlbekannten Stätte am Ufer des Flusses ein Kloster, in welchem sie, mit mehreren ihnen gleichgestimmten jungfräulichen Seelen, ein heiliges, gottergebenes Leben führten, bis sie endlich, hochbetagt, eingingen in die Freude ihres Herrn, den sie hienieden so sehr geliebt hatten.

9.
Der listige Steiermarker.

In Steiermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Kriege: „Wie fang' ich's an, daß ich meine Kronenthaler und meine Dukätlein rette in dieser bösen Zeit? Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröst' sie Gott, und der Kaiser Joseph tröst' ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk' ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man meint, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen, und geflüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase in's Dorf streckt, und führt sie in die Gefangenschaft in's Lothringen, oder in die Champagne, daß einem armen Unterthanen das Herz dabei bluten möchte vor Patriotismus. — Jetzt weiß ich," sagte er, „wie ich's anfange!" und trug das Geld bei dunkler, blinder Nacht in den Krautgarten. „Das Siebengestirn verrathet mich nicht," sagte er. Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelbveigeleinstöcke und die spanischen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beeten, und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat ringsherum die schönen Blumenstöcke und das Mangoldkraut, wie Einer, der Sauerkraut einstampft.

Am Montag darauf streiften schon die französischen Jäger im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Partie in's Dorf, frisch auf die Mühle zu, und aus der Mühle, mit weißem Ellenbogen, zu unserm Bauern; und „Geld her, Buur!" rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, „oder bet' dein letztes Vater unser!" Der Bauer sagte, sie möchten nehmen, was sie in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es sei gestern und vorgestern schon Alles in die Rapuse gegangen. „Vor euch kann man etwas verbergen," sagte er, „ihr seid die Rechten!"

Als sie nichts fanden, außer ein paar Kupferkreuzer und einen vergoldeten Sechser mit dem Bildniß der Kaiserin Maria Theresia, und ein Ringlein daran zum Anhängen — „Buur," sagte der Sundgauer, „du hast dein Geld verlochet; auf der Stelle zeig', wo du dein Geld verlochet hast, oder du gehst ohne dein letztes Vater unser aus der Welt!" „Auf der Stelle kann ich's euch nicht zeigen," sagte der Bauer, „so sauer mich der Gang ankommt, son-

dern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehen. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte, und wie es mir ergangen ist. Der Herr Feind ist schon gestern und vorgestern dagewesen, und haben's gefunden und Alles geholt." Die Jäger nahmen den Augenschein im Garten ein, fanden Alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhaufen liege, sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte: „Wär' ich nur früher gekommen!"

„Und hätten sie nur die schönen Gelbveigeleinstöcke und den Goldlack nicht so verderbt!" sagte der Bauer, und so hinterging er Diese und Alle, die noch nachkamen, und hat auf diese Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia, und den allerhöchstseligen Herrn Leopold den Ersten gerettet, und glücklich im Lande behalten.

10.

Das Kind der Galeerensklaven.

I.

Im Jahre achtzehnhundert machte der erste Consul eine Rundreise in Frankreich, und kam auf derselben auch nach Rochefort. Nachdem er hier Alles, Hafen, Rhede, Fort, Zeughaus, das Innere und Aeußere der Stadt, mit seinem Adlerblicke, d. h. in einem Nu, besehen, in seinem Geistesfluge, d. h. mit einer Schärfe, der nichts entging, bemerkt hatte, besuchte er zu guter Letzt noch die Behausung der Galeerensklaven.

Das Staatsoberhaupt von Frankreich in der Behausung der Galeerensklaven, das war bis jetzt beispiellos, und so wenig hatte sich das hier dirigirende und beaufsichtigende Personal dieses Besuches versehen, daß der hohe Gast Alles recht in seiner natürlichen Gestalt und Ordnung und Einfachheit und — kurz, daß er Alles so fand, wie man, ist ein Wunsch für's allgemeine Beste erlaubt, wohl wünschen mag, daß Inspicienten dieses Ranges es immer finden möchten.

Es kann uns wenig interessiren, ob und wie der erste Consul mit dem, was er eben fand, zufrieden war, noch wie er sich über Bestand und Einrichtung dieser Stätte der Trauer gegen Präfekt und Inspektor äußerte; aber

erwähnen muß ich, daß er vom Untersten bis zum Obersten, vom Aeußersten bis zum Innersten Alles mit einer solchen Genauigkeit durchging, als wenn er nur oder doch vorzüglich dieser Stätte und deren Bewohnern zu Gefallen nach Rochefort gekommen wäre. Zuletzt trat er in den Saal, in welchem die Galeerensklaven versammelt waren.

Ich will nicht ein Bild, das uns ohnehin überall in mehr oder minder gräßlichen Zügen vor Augen tritt, ich will nicht ein Bild menschlicher Lasterhaftigkeit und ihrer Folgen, des Elends und der Verzweiflung, entwerfen, und deßwegen bemerke ich nur, daß der erste Consul den vor ihm stehenden Unglücklichen — es waren größtentheils schauerliche, abschreckende Gestalten — alle die Theilnahme schenkte, die der Mann, dessen Auge über Alles wachen, dessen Hand Alle beschirmen soll, auch noch den Gestalten des Schauders und Schreckens zu schenken schuldig ist. Ausführlich erkundigte er sich bei ihnen selbst nach dem, was sie zu leisten hatten, und nach dem, wie man sie behandelte. Er richtete bald an Diesen bald an Jenen eine Frage über seine früheren Lebensverhältnisse, über die Ursache seines Hierseins.

Plötzlich wendete er sich zu dem hinter ihm stehenden Präfekten, und auf einen, etwa sechs bis sieben Jahre alten Knaben zeigend, der in der zweiten Reihe hinter einem stämmigen und unheimlich aussehenden Galeerensklaven stand, und den seine alten Kameraden ängstlich zu verbergen suchten, während er, neugierig, den Kopf bald rechts, bald links durch zwei sich berührende Arme drängte, fragte er mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit: „Um des Himmels willen, wer ist dieses Kind? Was macht dieses Kind hier? Wer ist dieses Kind, Herr Präfekt?"

Aber der Herr Präfekt wußte es nicht und, genau genommen, die Antwort gehörte in's Departement des Galeeren-Inspektors, der denn auch auf einen verlegenen Wink des Präfekten um die Erlaubniß bat, antworten zu dürfen, aber mit seiner Antwort nicht weiter kam, als: „Bürger-Consul, dieses Kind ist.... Monseigneur, dieses Kind ist...."

Vermuthe nicht, lieber Leser, daß es mit diesem Kinde eine ganz besondere Bewandtniß haben müsse, deßhalb, weil der Galeeren-Inspektor in seiner Antwort so sehr verlegen war. Nein, nein! Diesem Manne gegenüber waren noch ganz andere Leute, und oft ohne alle Ursache verlegen....

„Also, wessen Kind?"

„Monseigneur, es ist das Kind eines Galeerensklaven."

„Bah, wie kann das sein?"

Das Kind, welches noch länger zu verbergen die Hehlmänner keinen Grund mehr sahen, hatte sich während dieser Worte in die Front gedrängt. Ein offenes, freundliches Gesichtchen, auf dem eine geistreiche Physiognomie schon ihren Anflug genommen hatte; ein großes blaues Auge unterhalb einer sanft anstrebenden Stirne; der kleine Kopf mit blonden Locken dicht bedeckt; in schön geformten, schneeweißen Händchen eine Galeerenmütze haltend; in nett anschließender Galeerenkleidung und mehr als sauberen Schuhen und Strümpfen — so stand der Knabe vor dem ersten Consul, gerade als er sein „wie kann das sein?" an den Inspektor gerichtet hatte, und erhöhte auf eine so liebliche Art die Aufmerksamkeit seines Interessenten, daß der Befragte eben Zeit genug gewann, um seine Gedanken zu ordnen und dann etwas gefaßter zu beginnen:

„Bürger-Consul! der Vater dieses Kindes war hier Galeerensklave. Er war ein Mensch, der tiefes Mitleid verdiente, weil ihn nicht sowohl Lasterhaftigkeit, als Unglück zum Verbrecher gemacht hatte. Als er seine Strafe antrat, mußte er dieses Kind, das damals drei Jahre alt, in der Welt zurücklassen, und ein Weib, in dessen Händen es nicht gut aufgehoben war, hatte es aufgenommen. Der Vater bejammerte fortwährend die Trennung von seinem Kinde, und wünschte sich keine andere Gnade, kein anderes Glück, als es bei sich haben zu dürfen. Ich weiß, daß ich gegen meine Pflicht gehandelt habe; aber, Bürger-Consul, das Herzeleid dieses Menschen, der überdieß kränklich war, und nur mit tödtender Anstrengung den hier geforderten Arbeiten nachkommen konnte — es bewegte mich in meinem Innersten, und kurz, Bürger-Consul, ich muß mich für schuldig erkennen: ich habe dem Manne, dem Vater, erlaubt, das Kind zu sich zu nehmen."

„Menschlich, sehr menschlich," sprach der Consul vor sich hin, und fragte nach dem Vater.

„Dieser," fuhr der Gefragte fort, „starb bald, und vermachte das Kind seinem Zellkameraden." Bei diesen Worten zeigte der Inspektor auf jene stämmige, unheimliche Gestalt, hinter welcher das Kind sich erst verborgen gehalten hatte. Es war ein Mensch von etwa vierzig Jahren, und wenn er unter seinen Unglücksgefährten allerdings einer von denen war, die am meisten auf sich geladen hatten, so konnte ihm dennoch das Zeugniß nicht

versagt werden, daß er diese Zeit her, d. h. seit zwei bis drei Jahren, Spuren der tiefsten Reue verrieth, daß ihm die Ausbrüche, welche in Verzweiflung an Gott und Menschen an solchen Orten nur zu gewöhnlich sind, längst fremd geworden waren, und daß er, trotz der Unheimlichkeit, mit welcher sich das Bewußtsein der Schuld über sein ganzes Wesen gelagert hatte, dennoch den Regungen des Besseren, selbst Edleren, nicht unzugänglich war.

„Bürger-Consul," fuhr der Inspektor fort, „es war damals unmöglich, ein so unglückliches Kind irgendwo versorglich unterzubringen, und, darf ich aufrichtig sein, ich sehe auch jetzt noch keinen Weg dazu. Bin ich sträflich, daß ich der zuständigen Behörde von dem Hiersein dieses Kindes keine Anzeige gemacht habe, so entschuldigt mich die vollkommene Ueberzeugung, daß auch diese Behörde eben so wenig wie ich Mittel und Wege zur Versorgung des Kindes gewußt hätte, während ich mir mit der Hoffnung schmeichle, dasselbe, wenn es noch etwas größer und stärker geworden sein wird, doch irgendwo unterzubringen, falls bis dahin nicht der Staat für so unglückliche, verlassene Kinder überhaupt sorgt."

Der erste Consul heftete während diesem sein Auge, und, wie es schien, nicht ohne Wohlgefallen, auf den Knaben, der so furchtlos, so traulich an ihm hinaufblickte, als wenn er schon längst an solch einen Hinaufblick gewöhnt gewesen wäre.

„Und das Kind ist gut gehalten?" bemerkte der erste Consul, indem er sich wieder zu dem Inspektor wendete.

„In der That, Monseigneur, sehr gut; und es wäre schlecht von mir, zu verschweigen, daß diese gute Unterhaltung des Kindes das Verdienst sämmtlicher Galeerensklaven ist. Sie wollen mir glauben, Bürger-Consul, daß ich, trotz meiner beschränkten Besoldung und einer zahlreichen Familie, an dem Kinde selbst das Nöthigste thun würde; diese Leute aber wollen Niemanden Theil nehmen lassen an der Sorge für dasselbe. Ich muß nämlich bemerken, daß sie Gelegenheit haben, wöchentlich ein paar Sous zu verdienen, indem sie an Sonn- und Feiertagen nach dem Gottesdienste, innerhalb des Hauses und unter Aufsicht, kleine Schnitzarbeiten, vorzüglich Klammern zum Aufspängeln der Wäsche, verfertigen. Auf diese Weise verfügt Jeder über einige Sous, und von diesen gibt Jeder wöchentlich einen halben zur Erhaltung des Kindes ab. Das geschieht so regelmäßig und so genau, daß sich Einer eher den halben Sous von seinem Kameraden borgen würde,

ehe er ihn für diesen Zweck schuldig bliebe. Das Geld kommt in die Hände seines Pflegevaters, der es denn auch so gewissenhaft verwendet, daß Jeder überzeugt ist, es bedürfe keiner Kontrole. Er selbst, der Geschickteste unter den Arbeitern, versagt sich auch die geringste Erquickung, um seinen ganzen Verdienst an das Kind zu wenden, und bereits hat er auch nach und nach zwanzig Franks für dasselbe zusammengespart und in meine Verwahrung gegeben. Uebrigens genießt das Kind seit einem Jahre auch Schulunterricht, was, wenn mir Monseigneur eine Bemerkung erlauben, ein Vortheil ist, dessen sich nicht alle Kinder, selbst in anderen besseren Verhältnissen, zu erfreuen haben dürften."

Der erste Consul, welcher die seltene Fähigkeit besaß, genau zu fassen, was ihm vorgetragen wurde, und seinen Blick mit etwas ganz Anderem zu beschäftigen, musterte, während der Inspektor sprach, noch einmal die ganze Gesellschaft der vor ihm stehenden Unglücklichen, und schärfer betrachtete er unter ihnen Den, der ihm als Erblaßhalter des Kindes bezeichnet worden war. Dann wieder zu dem Inspektor gewendet, sagte er: „Gut, mein Herr, gut! Aber hinsichtlich der Moralität — was?"

„Bürger-Consul," antwortete der Inspektor, „ich habe leider die Erfahrung gemacht, daß Menschen in einer verzweiflungsvollen Lage sich in gräulichen Ausbrüchen gegen Sittlichkeit und Religion zu ergehen pflegen. Ich habe dieses Laster, womit sich Verstoßene gleichsam an Gott und der Menschheit rächen wollen, auch hier nicht, wenigstens nicht erklecklich, bändigen können; allein ich darf versichern, daß in Gegenwart dieses Kindes keiner der Sträflinge ein unfläthiges oder gar gotteslästerliches Wort ausstößt, und ich weiß durch die Rapporte der Aufseher, daß jedes nicht geheuere Wort, wenn es auch schon auf den Lippen ist, noch verbissen wird, sobald Einer bemerkt: „Das Kind kommt!" Bezeugen muß ich, daß sein Pflegevater, ehemals der Unbändigste in Allem, was nur Verzweiflung eingeben kann, schon längst ein ruhiger, sittlicher, ja, ich kann getrost sagen, ein gottergebener Mensch ist, und ich bin überzeugt, daß er diese glückliche Veränderung seines Charakters dem Einflusse verdankt, den dieses Kind auf ihn gewonnen hat."

Der Galeeren-Inspektor suchte bei seiner, übrigens richtigen Darstellung des Sachverhaltes wohl nur sein Dienstvergehen bei dem ersten Consul möglichst zu entschuldigen, während er nicht nur auf diesen, sondern auch auf

dessen Gefolge den tiefsten Eindruck machte. Als daher der erste Consul, nachdem er einige Augenblicke nachdenkend gestanden, sich mit den Worten zum Präfekt wendete: „Wohl, wohl; jedoch das Kind darf fortan nicht mehr hier bleiben —" da trat der im Gefolge sich befindende Maire der Stadt einen Schritt näher und erklärte, das Kind zu sich nehmen und bestens für dasselbe sorgen zu wollen.

„Brav," erwiederte der erste Consul, „recht brav, Herr Maire; und das noch heute, noch heute thun Sie es."

Mit diesen Worten brach er seine Inspicirung ab und schritt der Thüre zu, als unter den Galeerensklaven ein allgemeines Gemurmel und Töne heftigen Weinens hörbar wurden. Der erste Consul wendete sich wieder.

„Wir bitten um die einzige Gnade," tönte es wie aus Einem Munde, „das Kind von Zeit zu Zeit sehen, und uns von seinem Befinden überzeugen zu dürfen."

„Das ist billig, sehr billig," bemerkte der erste Consul, „und ich will es," setzte er hinzu.

„Es wird dieses, wenn Sie, Monseigneur, nicht anders befehlen, jeden Sonntag geschehen," sprach der Maire.

„Langes Leben dem Bürger-Consul! Gott segne den Bürger-Consul!" tönte es aus den Reihen der Galeerensklaven hinter dem hohen Gaste, während der am Eingang postirte Aufseher das Gitter schloß, und die Versammlung im Saale ihren Betrachtungen über den unerwarteten Besuch und dem Herzeleid, das eben dieser Besuch verursacht hatte, ungestört überließ.

II.

Der erste Consul war noch nicht aus den Thoren von Rochefort, als Karl Minot, denn so hieß der unter dem Namen „Galeerenkind" in der Stadt so ziemlich bekannte Knabe, schon in dem Hause des sehr ehrenwerthen Bürgers und Maires, Herrn Pirrier, stand, im Auge noch die Thränen, die ihm der Abschied von seinem Pflegevater und seinen übrigen Pflegefreunden gekostet hatte. Auch die Galeerensklaven, Menschen, deren Herz wohl nur selten für Rührung empfänglich gewesen, deren Auge vielleicht nie von einer Thräne befeuchtet worden war — sie weinten herzlich, und nicht eher beruhigten sie sich, bis ihnen der Maire noch eine Bitte genehmigte, die: daß auch fernerhin von Jedem wöchentlich der halbe Sous für das Kind gegeben werden dürfe, wie sie ihn bisher zur

Unterhaltung desselben gegeben hatten. „Und,“ fügte der Pflegevater dann noch hinzu, „wir versehen uns dessen, daß das Kind recht gut und christlich erzogen werde.“

„Sorgt nicht, meine Freunde,“ erwiederte der Maire, „Ihr werdet zufrieden mit mir sein.“

Herr Pirrier, daß ich ihn kurz charakterisire, war ein Ehrenmann im ganzen Sinne des Wortes. Solltest du, lieber Leser, einmal nach Rochefort kommen — vor dem Süd-Thore findest du ein großes, weitläufiges und in seiner Art zierliches Gebäude; es ist eine Fabrik, in welcher die solidesten Seidenstoffe aller Art verfertigt werden. Der Großvater Pirrier's, gebürtig aus Lyon, war der Gründer dieser Fabrik, die, wie ungeeignet der hiesige Platz zu einem solchen Unternehmen immer scheinen mochte, bald in den größten Schwung kam und die ausgebreitetsten Geschäfte machte. Ihr jetziger Besitzer, der Herr Maire Pirrier, bot durch dieselbe der, übrigens geschäftsbeschränkten Stadt Rochefort nicht geringe Mittel und Wege zu gutem Erwerbe dar. Wer arbeiten konnte und wollte, fand in Herrn Pirrier's Etablissement sicher sein Brod; selbst Kinder konnten hier ihren Frank und auch zwei Franks wöchentlich verdienen, und ohne daß sie mehr thaten, als was sie sonst spielend zu thun pflegen.

Es war also ein Leichtes, daß Herr Pirrier sich erbot, für den Knaben zu sorgen. Vielleicht wollte er sich durch dieses Erbieten auch bei dem ersten Consul insinuiren. Wie dem sei — dankenswerth bleibt seine Handlung immer, denn es würde — leider ist die Macht des Vorurtheils so groß! — wirklich schwer gehalten haben, für das Galeerenkind irgend eine Stätte auszumitteln, oder, wenn dennoch, nirgends hätte es in so gute Hände kommen können, als die des Herrn Pirrier waren. Doch sehen wir.

Pirrier war Wittwer, und seine erst jüngst verstorbene Gattin hatte ihm zwei Kinder hinterlassen, wovon das eine ein Knabe im Alter Karl's, wie wir unser Galeerenkind von nun an nennen wollen, das andere ein Mädchen, noch in der Wiege, war. Seine eigenen Geschäfte wie seine Amtssorgen erlaubten ihm nicht, oder doch nur wenig, in seine häuslichen Verhältnisse und sein Familienleben zu blicken, und er vertraute deßwegen nach einiger Ueberlegung seinen Schutz- und Sorgbefohlenen einem Ehepaare an, von dessen Ordnung, Rechtschaffenheit und christlicher Gemüthsart er vollkommen überzeugt war. Dieses Ehepaar war sein Hausmeister und dessen Weib; beide

schon ältliche Leute und kinderlos. Von ihrem Herrn angegangen, waren sie sogleich erbötig, den kleinen Karl aufzunehmen, und bald waren sie in ihm und durch ihn so vergnügt, daß es sicher das größte Leid für sie gewesen wäre, hätte man ihnen das Kind wieder wegnehmen wollen. Einen Plan für die Zukunft des Kindes konnte Herr Pirrier vernünftiger Weise noch nicht gefaßt haben; aber, um was es sich vor der Hand zumeist handelte, körperliche Pflege und die Milch in der geistigen Nahrung — beides wurde ihm reichlichen Maßes zu Theil, während man ihm seine Erholungs- und Spielstunden gerne unter den in der Fabrik beschäftigten Kindern zubringen ließ, wo er an deren Arbeiten mit Lust, und bald auch mit Geschick, Theil nahm. Karl fügte sich in Allem, und mit wahrer kindlicher Freude, dem Winke seiner neuen Pflegeeltern; nur in Einem widerstrebte er: er wollte die Galeerenkleidung nicht ablegen, und wenn er dieß endlich auf Zureden des Herrn Pirrier auch that, so bestand er doch den nächsten Sonntag und an manchem folgenden noch darauf, vor seinen ehemaligen Pflegefreunden nur in der Galeerenkleidung zu erscheinen. Diese Kleidung, jegliches Stück aus zweierlei Tuch — sie war für den Anblick freier, ich meine, nicht eben eingesperrter Menschen, zu auffallend, als daß man es hätte gestatten können, und so erwählte man das Auskunftsmittel, den Weg von der Fabrik zum Galeerenhause jedesmal im Wagen zu machen. Erst als sein ehemaliger Pflegevater und seine übrigen Pflegefreunde wiederholt darauf bestanden hatten, er könne und solle in anderer Kleidung zu ihnen kommen, erst dann that er bei seinen sonntäglichen Besuchen gerne an, was seine Pflegeeltern, oder vielmehr Herr Pirrier, ihm boten, und so gekleidet — gewiß, Rochefort hatte kein schöneres Kind aufzuweisen.

Etwa drei Monate waren vorüber, als eines Nachmittages der Pflegevater des Galeerenkindes oder unseres Karl, wie ich ihn ja nennen will, in die Wohnung des Hausmeisters trat. Das Kind war eben aus seiner Unterrichtsstunde gekommen: diese Ueberraschung! diese Freude! und gleich lief es und bot die in seinen freien Stunden in der Fabrik erarbeiteten Sous, die in der Sparbüchse zu Franks geworden waren, dem Pflegevater dar, und der Hausmeister, gerührt von dieser Scene, ergänzte bis zum Nöthigen, was der begnadigte, aber nun von Allem entblößte Galeerensklave bedurfte.

Der erste Consul hatte wiederholt seinen Blick auf die Thatbestands= und Charakterliste des Henri Renault, — dieß war der Name der stämmigen, unheimlichen Gestalt, unter welcher wir den Pflegevater des kleinen Karl kennen lernten, — geworfen; er hatte sich selbst die Akten vorlegen lassen, und von ihm durchgegangen, mußte noch sein vertrauter Sekretär Bourienne sie durchgehen. Es war und blieb schwer, und doch — der erste Consul strich sich, wie er, wenn ihm ein plötzlicher Gedanke kam, immer zu thun pflegte, über die Stirne, und doch: „Wer Kinder zärtlich liebt, hat kein böses Herz!" rief er aus, und sein Beschluß war gefaßt — Henri Renault war begnadigt.

Mit dem Begnadigungsdekret an das Marine=Kommando zu Rochefort, ging zugleich ein Schreiben an den Maire, in welchem der erste Consul ersuchte, dem Freigelassenen Arbeit und Broderwerb zu verschaffen, und vor der Hand noch ein polizeiliches Auge auf ihn zu werfen.

Eben las Herr Pirrier dieses Schreiben und zog die Stirne in Falten, als Henri Renault sich bei ihm anmelden ließ und ohne Weiteres auch vorgelassen wurde.

„Begnadigt — ja ich weiß es, lieber Freund, und nach den Aeußerungen, die dem ersten Consul damals, als er aus dem Saale ging, entschlüpften, habe ich mich Eurer Begnadigung schon längst versehen, und ich wünsche nur, daß Ihr Euch derselben würdig macht, oder vielmehr, Euch derselben auch in Zukunft würdig zeigt."

„In Ihre Hand, Herr Maire, schwöre ich, — und Sie werden sehen, daß auch ein schwerer Verbrecher noch redlich Wort halten kann! — in Ihre Hand schwöre ich, daß ich ehrlich und fleißig mein Brod verdienen, und einen rechtschaffenen Lebenswandel führen will und werde, wenn mir nur die Gelegenheit geboten wird, das Kind immer vor Augen zu haben. Es übt einen wunderbaren Einfluß auf mich, und in seiner Nähe fliehen mich alle bösen Gedanken."

„Wir wollen uns verständigen, lieber Freund! Eben die guten Regungen des Herzens, die Ihr in der Liebe zu einem Kinde fühlt; eben diese beweisen, daß Ihr durch unglückliche Umstände zum Verbrecher herabsankt, und daß Ihr noch alle Kraft in Euch habt, unter allen Verhältnissen ein guter und rechtschaffener Mensch zu sein. Ich muß Euch sagen, der erste Consul will, daß ich Euch die Gelegenheit verschaffe, Euch das Nöthige zu erwerben. Es wäre leicht — ich bedarf selbst der Menschen so viele, und in meinem Dienste nährt sich Jeder gut; aber Ihr wißt —

das Vorurtheil — das unselige Vorurtheil — es leidet Euch nicht, wenigstens vor der Hand nicht, in der Gesellschaft anderer Menschen. Inzwischen weiß ich einen Weg, wo ich dem Ersuchen, will sagen Befehle, des ersten Consuls und nahebei auch Eurem Wunsche so ziemlich genügen kann. Ich habe in Vaupré einen Freund, der viele Individuen, und der Art beschäftigt, daß eines mit dem andern fast gar nicht in Berührung kommt, Einer von dem Andern fast gar nichts weiß. Diesem Freunde empfehle ich Euch; er wird Euch Arbeit geben, und bei der geringen Entfernung von der Stadt wird es an Gelegenheit nicht fehlen, den kleinen Karl bisweilen, oder selbst oft, zu sehen."

Renault willigte ein, ging mit seinem Empfehlungsbriefe nach Vaupré, und wurde von dem Freunde des Herrn Pirrier in einer am Strande des Meeres liegenden Waldung als Heger angestellt.

Der erste Consul verlor die Eindrücke, die er in dem Galeerensaale zu Rochefort empfangen hatte, lange nicht aus seinem Gedächtnisse, und wenn er nicht alle jene Unglücklichen dort begnadigen konnte, so dachte er doch bei jeder sich zur Begnadigung ergebenden Gelegenheit vorzüglich an Rochefort, und nicht ohne Ursache wurden die Sträflinge hier von ihren Unglücksgenossen anderswo beneidet.

„Der erste Consul hat ein Schweres auf mich geladen," sagte der Maire Pirrier zu sich selbst. „Wer weiß, welche Verbrechen ein solcher Mensch, und zumal in der Einsamkeit, wieder ausbrütet. Es wird dann heißen: „hättest du ihn unter Menschen gelassen!" während ich doch die Menschen nicht zwingen kann, ihn unter sich aufzunehmen." Aber der Maire wurde, je weiter hin desto mehr, von der Furcht, die er allerdings mit Recht aus der Vergangenheit Renault's schöpfen mochte, befreit: der Begnadigte hielt redlich, was er in die Hände des Maire geschworen hatte. Weit entfernt, in seiner Einsamkeit bösen Gedanken und der auch hier zu ihm tretenden Versuchung Raum zu geben, arbeitete er vielmehr in dem ihm übertragenen Revier an Pflanzung, Reutung, Lichtung und Reinigung mit einer Emsigkeit und Liebe, deren Leistung weit über seine Obliegenheit hinausging, und die ihm sein Herr sehr oft durch besondere Geschenke vergalt, während Renault immer erklärte, daß er schon durch dessen Zufriedenheit und durch die Erlaubniß, öfters nach Rochefort gehen zu dürfen, sich nur zu sehr belohnt erachte.

„Darum wird mehr Freude sein vor den Engeln im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen" — aber die Menschen sind trotz aller schönen Worte und aller milden Lehren hart und abstoßend, lieblos richtend und verdammend, und der begnadigte Galeerensklave mußte lange sehen, daß man ihn mied, und daß selbst seine Mitbediensteten sich des nöthigen Verkehres mit ihm scheuten. Inzwischen, er bewahrte in seiner Hegerhütte einen frohen Anblick, der ihn oft, der ihn immer entschädigte, wenn er den Umgang mit Menschen vermißte. Es war das wohlgetroffene, von einer geschickten Hand ausgeführte Bildniß seines ehemaligen Pfleglings. Er hatte an den Besitz dieses Bildnisses Fleiß und Schweiß eines Jahres gewendet, und der edle Maire Pirrier, der seine Gründe haben mochte, einen Wunsch des von der Welt Verstoßenen zu billigen und zu unterstützen, er hatte insgeheim das Doppelte zugelegt, um den Maler zu recht getreuer Nachahmung des Originals zu vermögen, das einen so heilsamen Einfluß auf einen allerdings noch zweifelhaften Charakter zu nehmen vermochte.

Unser kleiner Karl nahm indeß zu, wie an Alter so an Weisheit, und sofort an Gnade bei Gott und den Menschen. Seine Pflegefreunde, denen er sich nach wie vor jeden Sonntag vorstellte, während sie eben so allwöchentlich ihren halben Sous für ihn gaben, sie zweifelten nicht mehr, daß ihn der edle Maire gut und im christlichen Sinne erziehen würde, und das hausmeisterische Ehepaar hatte sich schon gewöhnt, ihn als eigenes Kind zu betrachten, so, daß es, ohne sich dessen selbst deutlich bewußt zu sein, alle elterlichen Rechte und Verbindlichkeiten auf ihn übertrug, während Herr Pirrier zwischen ihm und seinen eigenen Kindern die Aufmerksamkeit theilte, über die er bei seinem weitläufigen Geschäfte und seinen Amtssorgen noch bisweilen verfügen konnte.

III.

Drei bis vier Jahre waren vergangen, ohne daß sich im Leben und Treiben der guten Freunde, die wir bisher kennen gelernt haben, etwas Sonderliches zugetragen hätte. Zwar von den Pflegefreunden des Galeerenkindes waren Einige durch Begnadigung befreit, Andere durch den Tod erlöst worden, noch Andere hatten ihre Strafzeit überstan-

den; mit Einem Worte: die Reihe der Ehemaligen im Galeerensaale hatte sich gelichtet; der kleine Karl war der schon größere Karl geworden, und der edle Maire Pirrier hatte längst die Befürchtungen, die er ob des Begnadigten heimlich genährt hatte, fahren lassen. Doch dieß Alles, und Aehnliches mehr, ist das Ergebniß der Zeit, und wir können in einer Erzählung, die es nur mit dem Ergebniß von That und Schicksal zu thun hat, dieß Alles übergehen, ohne der genauen Darstellung auch nur den geringsten Eintrag zu thun. Inzwischen wollen wir noch erwähnen, daß auch Henri Renault seinen Platz unter seines Gleichen wieder erkämpft hatte, ohne denselben eben sehr zu benützen. Er hatte sein einsames Leben lieb gewonnen; mit unermüdetem Fleiße lag er seinem Geschäfte ob, und wollte er sich einen guten Tag machen, so zählte er ein paar hundert ersparte Franks, und warf währenddem dann und wann einen Blick auf das Bildniß seines ehemaligen Pflegkindes. So auch eines Morgens, als er durch einen plötzlichen Besuch in seinem guten Tag gestört wurde. Ein baumlanger, starker Mann mit wildverwachsenem schwarzen Barte, unheimlichen Ansehens, wie einst Renault, übrigens aber elegant, ja kostbar gekleidet, war bei ihm eingetreten.

„Ich komme doch hier recht zu Henri Renault?"

„Ganz recht; aber wer kommt zu ihm?"

„Ei Henri — Freilich kein Wunder, daß du den Jacques Tramail nicht mehr kennst."

„Kein Wunder, wahrlich; aber ein Wunder, Jacques, daß du dich in Frankreich blicken läßt."

„Bei dir, Henri, glaube ich sicher zu sein; und sonst — Du siehst, ich dürfte nicht so leicht erkannt werden."

„Ich sehe; wirklich! Doch ....."

„Wie ich hieher komme? was ich jetzt bin und was ich treibe? wie ich dich aufgefunden habe? Aber von alledem, lieber Henri, ein anderes Mal; jetzt nur so viel, daß ich ein recht ehrlicher und, wie du siehst, solider Mann geworden bin, um den es ewig Schade wäre, wenn ihn die Argusaugen eurer Polizei entdeckten."

„Scherz bei Seite, Jacques — Und was?"

„Ich komme, dich zu einem Geschäfte zu engagiren, bei welchem sicher ein paar tausend Franks zu verdienen sind."

„So — und wie?"

„Ich weiß, Henri, daß ich in dir den Mann finde, der vor nichts zurückbebt und dem ich reinen Wein ein-

schenken kann. Wisse denn, es ist ein Etwas zum Sturze der gegenwärtigen Regierung, mit der ja Niemand zufrieden ist, also ein recht verdienstliches Werk, im Zuge. Bei diesem Unternehmen stehen Leute an der Spitze, die in ganz Frankreich beliebt und geehrt sind; und es ist Alles so eingeleitet, daß es sicher gelingen muß. Wir brauchen nun nur noch einige feste, vor nichts zurückbebende Männer, und so warf ich gleich, als ich dich ausgekundschaftet hatte, meine Augen auf dich. Denn, wie gesagt, Henri, einige tausend Franks, die verdienen wir gewiß dabei."

„Und wer bürgt uns für dieses Geld?" fragte Renault, indem er einen Blick auf das geliebte Bildniß warf, das vor ihm an der Wand hing.

„O, wie ich dir eben sagte, Männer, die in ganz Frankreich geliebt und geehrt sind. Da ist General P., Fürst P., Marquis R., und noch so viele, viele Andere, lauter reiche Leute, die vor der jetzigen Regierung flüchten mußten. Das Geld ist für uns schon verbürgt, und wir, ich meine uns untergeordnetes Personal, wir haben blutwenig dabei zu thun. In Paris ist der Sammelplatz."

Diejenigen meiner Leser, denen die Geschichte nicht ganz unbekannt ist, werden sich hier wahrscheinlich der Verschwörung erinnern, die zu Anfang des Jahres 1804 gegen das Oberhaupt der französischen Republik statt fand. Die Hand, welche den Plan zeichnete, der, ausgeführt, ganz Frankreich, und vielleicht Europa, auf's Neue einer blutigen Anarchie preisgegeben haben würde, diese Hand kennen wir, nicht so die, durch welche der Plan ursprünglich vereitelt wurde.

Wie unansehnlich in unseren Augen sind oft die Werkzeuge, deren sich die Vorsehung zur Erreichung ihrer wichtigsten Zwecke bedient! — —

Herr Pirrier hatte am Sylvesterabend des Jahres 1803, seiner Gewohnheit gemäß, einen Zirkel guter Freunde in seiner Wohnung um sich versammelt, und fröhlich erging er sich unter ihnen, und eben schickte er sich an, den Toast für den ersten Consul auszubringen, als der Bediente ihm in's Ohr flüsterte, daß der Heger Renault da sei, und daß er unter dem Vorgeben, etwas unaufschiebbar Wichtiges mit dem Herrn Maire zu sprechen zu haben, sich durchaus nicht wolle abweisen lassen.

Herr Pirrier fand sich in diesem Augenblicke unangenehm berührt, begab sich aber nichtsdestoweniger sogleich in ein Nebenzimmer, um der dringenden Mittheilung Ge-

hör zu geben. Als er nach ungefähr einer Viertelstunde sich wieder unter seine Gäste setzte — ich weiß nicht, ob sie eine gewisse Unruhe, ein Nachdenken, das diesem Augenblicke hätte fremd sein sollen, eine gewisse Störung in seinem Gemüthe an ihm bemerkten und sich deßwegen allmählich zurückzogen; genug — ehe eine Stunde verging, war das Sylvesterfest geschlossen, und Pirrier begab sich wieder in's Nebenzimmer, in welchem noch immer der Heger Renault saß, wahrscheinlich, um die vorher abgebrochene Mittheilung des Weiteren fortzusetzen.

Anfangs Januar 1804 erhielt das Polizeiministerium Fouché aus Rochefort datirt die ersten Winke über den, wie die Sachen damals standen, verzweifelten Entschluß, welchen Polignac, Cadoudal, Pichegru, Roussilon, Rivière und so viele andere bedeutende Männer gefaßt hatten, und dem selbst Moreau nicht fremd gewesen sein soll, die Consularregierung Frankreichs, müßte es auch mit Aufopferung ihres Trägers geschehen, zu stürzen, und — daß das Ministerium nicht säumte, diese Winke bestens zu benützen, hat seiner Zeit die Welt gesehen.

Unterdeß hatte der Heger Renault noch einige Unterredungen mit Jacques Tramail gehabt, die aber, wie es scheint, ein ganz verkehrtes Resultat hatten, weil Jacques, anstatt seinen Freund Henri zu gewinnen, sich vielmehr von diesem gewinnen ließ und, gutem Rath zufolge, aus Frankreich sich wieder entfernte.

So weit wohlbegründetes Rechtsgefühl den Verbrecher zum Schrecken der bürgerlichen Gesellschaft macht, mögen wir es ganz in der Ordnung finden, wenn ihm diese Gesellschaft den Eintritt in ihre Mitte verweigert; wenn aber das Vorurtheil den Gefallenen ausschließt, ja ihm verwehrt, wieder ein nützliches Mitglied der Menschheit zu werden, und wenn dieses Vorurtheil weit öfter als begründetes Rechtsgefühl den gefallenen Bruder zu ewigem moralischen Tode verdammt: so müssen wir einen solchen Zustand tief beklagen, der eben so sehr gegen den Liebe athmenden Geist unserer heiligen Religion, wie gegen die Vortheile des Staatshaushaltes verstößt. In Frankreich hatten nun freilich seit der Zeit, wo Herr Pirrier sich nicht getraute, dem begnadigten Galeerensklaven in seiner Fabrik Arbeit zu geben, die Ansichten in diesem Punkte einen mächtigen Umschwung genommen — besonders seitdem Leute, denen sich sonst kaum die Thüre einer niederen Hütte geöffnet hätte, sich auf dem Schlachtfelde das Thor

zu den höchsten Ehrenstellen geöffnet hatten, und jede Schuld an dem Wohle des Ganzen durch Verdienste um dasselbe wieder getilgt werden konnte. So mochte es denn auch geschehen, daß der Heger Renault seinen fortwährend genährten Wunsch, in der nächsten Nähe seines ehemaligen Pfleglings leben zu können, erreichte. Im Jahre 1807 nahm ihn die Stadtgemeinde Rochefort als Schutzverwandten auf, und der brave Maire Pirrier, der, nebenbei gesagt, um diese Zeit das Kreuz der Ehrenlegion erhalten hatte, gewährte ihm Obdach und Mittel zu Broderwerb, indem er ihm ein in der Vorstadt liegendes Häuschen mit einem Garten zum Geschenke machte. Renault erwarb sich durch die Bebauung seines Gartens nicht nur den nöthigen Unterhalt; er konnte auch seiner herrschenden Leidenschaft, für seinen ehemaligen Pflegling einen Frank an den andern zu reihen, noch Rechnung tragen, und hätte man ihn gefragt, was zu seinem Glücke fehle, er hätte sicher keine Antwort darauf gewußt.

Und was aus unserem Karl geworden war, oder vielmehr — denn es ist nun an der Zeit — was aus ihm werden sollte? Herr Pirrier hatte nicht verfehlt, ihm, seinem den Pflegefreunden unseres Kindes gegebenem Worte gemäß, Erziehung und Unterricht angedeihen zu lassen, auf welche hin der nun angehende Jüngling befähigt genug war, diesen Weg oder einen andern einzuschlagen; aber er blieb in der Fabrik des Herrn Pirrier, und sitzt eben als bald ausgelernter Lehrling hinter einem Webstuhle, während er eben so gut in dem Buchhaltungs- oder einem andern Bureau seines Gönners hätte sitzen können. Karl sollte alle Zweige seines weitläufigen Fabrikgeschäftes aus dem Grunde und praktisch kennen lernen; es war dieß der Wunsch des Herrn Pirrier, und er nährte diesen gewiß nicht nur zu seinem eigenen Vortheile, sondern auch zum Vortheile seines Schützlings.

Am glücklichsten machte diese Einrichtung, nach welcher Karl, wie so die Aussicht war, für immer in der Fabrik blieb, die alten Hausmeisterischen. Sie hingen mit mehr als elterlicher Liebe an ihrem Pflegling, und wenn Renault Frank an Frank für ihn reihte, so gefielen sie sich darin, Frank an Frank für denselben auszugeben, und der alte Hausmeister, sonst so heiklich und brummig, nahm jetzt gern mit einer schlechter gebügelten Halsbinde und einem nachlässiger in Falten gelegten Vorhemdchen vorlieb, weil er ja wußte, daß seine Alte erst für Karl Alles

bügeln und fälteln mußte, und daß dieß alle ihre übrige Zeit in Anspruch nahm. „Was für ein hübscher Bursche!“ riefen immer Einige aus, wenn Sonntags Karl über den Platz zu Rochefort ging: „und wie brav er ist!“ fügten Andere hinzu.

Denn man wußte in Rochefort recht gut, wohin Karl, wenn er Sonntag Nachmittags um 3 Uhr über den Platz ging, seinen Weg nahm. Seit so langer Zeit hatte er fast nie versäumt, diesen Weg zu machen; aber auch seine früheren Pflegefreunde hatten sich's seit so langer Zeit, wie verändert die Umstände auch jetzt sein mochten, nicht nehmen lassen, für ihn ihren halben Sous noch allwöchentlich zu erlegen.

Im Jahre 1807 waren von diesen Pflegefreunden nur noch fünfe übrig. Die Schuld, welche auf diesen lastete, war zu schwer und schrecklich. Es konnte ihnen, ohne allen Gesetzen Hohn zu sprechen, die Freiheit nicht wiedergegeben werden; aber sie wurden in eine leichtere Strafanstalt übersetzt, und es ward ihnen, Dank der Verwendung und Güte des Herrn Pirrier, so Manches noch zugestanden, was, trotz den Regeln des Hauses, ihr Loos minder beklagenswerth machen mußte.

Als die Fünfe, die letzten der Pflegefreunde des Galeerenkindes, abgegangen waren, wies das von ihnen allen für ihren Pflegling gemachte Ersparniß 230 Franken aus; sein ehemaliger Pflegevater legte nun weitere 500 dazu, und Karl selbst ergänzte diesen Betrag bis zu 1000 von dem, was er seit jener Zeit, wo er angefangen hatte, Seidenfäden zu streichen, bis jetzt, wo er solche zu kostbaren Stoffen verwebte, zurückgelegt hatte. Der Maire Pirrier aber, nach seinem unerschütterlichen Grundsatz, „man muß die Menschen durch Erwerb, nicht durch Geschenke bereichern;“ er zeigte Karln nur die Wege, mit seinen 1000 Franks zu wirthschaften und sie recht nutzbringend anzuwenden.

IV.

Wenn das Leben eines, auch des geringsten, Franzosen in den eben von uns berührten Zeitraum fällt, so ist es schwer, der Umstände und Verhältnisse desselben zu erwähnen, ohne zugleich eine Scene oder auch mehrere Scenen aus der Geschichte Frankreichs mit zu berühren.

So hier, daß im Jahre 1813 nach einem ergangenen

allgemeinen Winke, wie manche andere Stadt Frankreichs, auch Rochefort eine Legion Freiwilliger bildete. Der brave Maire Pirrier war bei dieser Bildung äußerst thätig, und seine Fabrik lieferte ein starkes Contingent zu derselben. Unter diesem war Karl einer der Ersten und Eifrigsten.

Renault, unfähig seinen Patriotismus in den Reihen der Streitenden zu bethätigen, opferte seine neuerdings ersparten Franks zur Beihülfe der Ausrüstung. Inzwischen kam es, noch ehe die Legion ausmarschirt war, zur Katastrophe von Fontainebleau.

Napoleon legte die Krone nieder, und wie er die Krone, so seine Anhänger die Wahrzeichen ihrer Würden, ihres Ruhmes und ihrer Verdienste. Auch der Maire Pirrier leistete Verzicht auf sein Amt, und bewahrte das Kreuz der Ehrenlegion unter Reliquien, an denen seine Liebe hing und seine Verehrung. Karl kehrte zur Freude der alten Hausmeisterischen zu seinem Webstuhle zurück, nachdem er die Freiwilligenuniform in irgend einem Winkel des Hauses verborgen hatte.

Aber die Freunde Napoleon's hatten die, freilich nur kurze Freude, die Wahrzeichen ihrer Würden, ihres Ruhmes und ihrer Verdienste noch einmal anlegen zu dürfen. Der edle Pirrier, am neuen Bande das aus dem Reliquienkästchen wieder hervorgesuchte Kreuz der Ehrenlegion, trat seinen Posten als Maire gleichfalls wieder an, und entfaltete für den Mann, der so Vielen zur Erhebung und zum Falle dienen mußte, eine Thätigkeit, die nur von dem Enthusiasmus der Rocheforter noch übertroffen wurde. Karl, jetzt der Meistergeselle, hatte eben ein seidenes Prachtgewebe, eine Decke, blau in roth gegittert, vollendet, als seiner Selbstbestimmung dießmal die Bestimmung durch's Loos zuvorkam. Viele griffen innerhalb Rochefort zu den Waffen und zogen dem Sammelplatze, Paris zu — Keiner so freudig, Keiner so entschlossen sein Leben zu lassen, wie Karl.

Meine Leser werden sich an die Geschichte des Jahres 1815 erinnern; wir haben es aber hier nicht mit der Geschichte, sondern nur mit den Winzigkeiten unseres Galeerenkindes zu thun. Karl kehrte etwa acht bis neun Wochen nach seinem Ausmarsche wieder nach Rochefort zurück. Er war einer der Ersten, die den Verlauf der unglücklichsten aller, je über die Weltbühne gegangenen Tragödien als Augenzeugen angeben konnten, und daß er selbst seine Rolle dabei mitgespielt, bekundete sein linker Arm, den er

in einer Binde trug. Wenige Tage nachher stand er vor dem Kaiser, der in Rochefort angekommen, und dießmal im Hause des Maire Pirrier abgestiegen war.

„Ein junger Mann,“ sagte der General Gourgaud, „welcher behauptet, daß ihn Euer Majestät in seiner zarten Jugend aus dem Galeerenhause gerettet, bittet um die Gnade einer Audienz. Er betheuert, er könne sich nicht abweisen lassen; er müsse seinen Dank vor Euer Majestät aussprechen.“

Der Kaiser besann sich einen Augenblick, und sah Pirrier an, der eben bei ihm stand.

„Derselbe, den mir Euer Majestät im Jahre 1800 zu Sorg' und Pflege gnädigst überließen. Ich habe unter den jetzigen Verhältnissen nicht gewagt, Euer Majestät mit der Bitte dieses jungen Menschen zu belästigen.“

Der Kaiser winkte; Karl, noch in Uniform und den linken Arm in der Binde, trat ein.

Pirrier erwähnte, wie derselbe bereits im Jahre 1813 freiwillig zu den Waffen gegriffen, und daß dessen Beispiel Viele nach sich gezogen habe, während dießmal das Loos seinem freien Entschlusse zuvorgekommen sei. „Er hat nie,“ fügte er noch hinzu, „die Gnade vergessen, deren Euer Majestät damals ihn würdigten, und ich bin überzeugt, daß er für Ihre und Frankreichs Sache gern sein Leben lassen würde.“

Die Stirne des Kaisers entfaltete sich einen Augenblick. „Zu spät habe ich gelernt,“ sagte er bitter lächelnd, „wo ich meine Freunde suchen soll.“ Und dann zu Pirrier gewendet: „Ich bin nicht mehr Kaiser von Frankreich, ich kann also Verdienst und Tugend nicht mehr belohnen; aber sagen Sie, mein Herr, Ihren Bürgern, daß ich diesen jungen Mann ob seines Verdienstes und seiner Tugend des Adels würdig finde.“ Dieß gesprochen, legte er die Hand auf Karl's Schulter, sagte ihm noch einige, seinen Beifall bezeichnende Worte, und entließ ihn.

„Ich habe noch eine Bitte an Sie, mein General,“ sagte Karl zu Gourgaud, der im Vorzimmer saß.

„Und die wäre?“

„Se. Majestät zu bitten, daß er eine Arbeit meiner Hände, eine seidene Decke, anzunehmen geruhe.“

Bei diesen Worten ging Karl nach der Thüre, öffnete sie, nahm ein Päckchen herein und entfaltete die Decke, die er eben, als ihn vor einigen Wochen das Loos zu den Waffen rief, an seinem Webstuhl gelassen hatte. In einem

Zipfel derselben, goldgestickt, war das wohlbekannte N, und darüber die Krone. Karl hatte das Prachtgewebe, mit Aufbietung aller seiner Hülfsquellen, käuflich an sich gebracht, und ...

Unter dieser Decke ist der Kaiser gestorben; auf ihr ruhte er in seinem Sarge.

Ich habe, um die Lebensbeschreibung unseres Galeerenkindes zu schließen, nur noch einige Worte zu sagen. Herr Pirrier, weit und breit der offenste und eifrigste Anhänger Napoleon's, hatte gerade noch so viel Zeit, um mit seinen Kindern nach England zu entfliehen, nachdem er vorher sein Fabrikgeschäft an den Meistergesellen Karl durch Verkauf übertragen hatte. Die Kaufsumme zahlte dieser dadurch, daß er, als wieder ruhigere Tage eingetreten waren, um die Hand der liebenswürdigen Nicoline, so hieß die Tochter Pirrier's, das Kind, das damals, als Karl in dessen Haus kam, noch in der Wiege lag, warb und sie erhielt, und alsdann das Geschäft im Verein mit seinem Schwager fortsetzte. Von dieser Zeit an hieß die so berühmte Seidenfabrik „Pirrier Sohn und Minot," und Pirrier Vater, der erst im Jahre 1831, d. h. erst unter einer neuen Dynastie nach Frankreich zurückkehrte, fand, daß sein Etablissement auch unter dieser Firma den alten, wohlbegründeten Ruf mit Ehren behauptete.

Die Worte, welche der Kaiser Herrn Pirrier in Bezug auf Karl aufgetragen, konnten in dem so sehr napoleonisch gesinnten Rochefort nicht verfehlen, ihren Eindruck zu machen. Schon seit einigen Jahren Maire der Stadt Rochefort, wählte ihn diese im Jahre 1831 zu ihrem Deputirten, und ich brauche wohl nicht zu versichern, daß sie ihre Vertretung in keine würdigeren Hände hätte geben können.

Die Summe, welche von den ehemaligen Pflegefreunden Karl's zusammengebracht worden war, und die er selbst bis zu 1000 Franks vervollständigt hatte, diese stieg nach einigen Jahren auf dem, ursprünglich von Herrn Pirrier bezeichneten Wege, zu einem Kapital von 5000 Franks, und die jährlichen Zinsen von diesem, später noch vermehrten Betrage, wurden immer einem der Strafe entlassenen Galeerensklaven verabfolgt, wenn dieser mittellos war, und ein gutes Betragen während seiner Strafzeit ausweisen konnte. In der Fabrik „Pirrier Sohn und Minot"

aber werden noch jetzt verlassene Kinder rocheforter Galeerensklaven aufgenommen, beschäftigt und erzogen.

Der ehemalige Pflegevater des Galeerenkindes gefiel sich bis zu seinem Tode, für seinen Pflegling Frank an Frank zu reihen, und in seinem Testamente legte er einen besondern Nachdruck darauf, daß er sein Häuschen und seinen Garten mit allen darauf haftenden Rechten und Verbindlichkeiten seinem geliebten Pflegesohne, Karl Minot, hinterlasse.

Die Hausmeisterischen waren überglücklich durch das Glück Karl's, das sie als eine nothwendige Folge ihrer guten Erziehung betrachteten; und wenn sie jetzt schon nichts weiter für ihn thun konnten, so ließ es die gute Alte sich doch nicht nehmen, noch seine Halsbinden und Vorhemdchen zu bügeln und zu fälteln, während sie bei jeder solchen Operation immer auf's Neue beklagte, daß Napoleon mit seinen verwünschten Schlachten ihren schönen Karl beinahe um den Gebrauch seines linken Armes gebracht habe.

Endlich: von jenen Pflegefreunden Karl's, die theils durch Begnadigung, theils nach überstandener Strafzeit wieder zu freiem Thun und Lassen ermächtigt worden waren, hat sich kein Einziger als rückfällig in eine bedeutende Strafe erwiesen.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Häusler.